Charlotte.

(Für die Freunde der Verewigten.)

Gedenkblätter von Charlotte von Kalb.

Herausgegeben

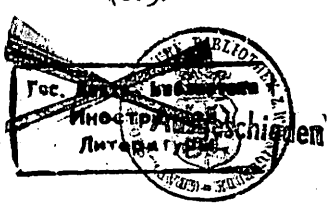
von

Emil Palleske.

Mit dem Portrait der Verfasserin.

Stuttgart.
Verlag von Carl Krabbe.
1879.

Sm2474



Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Zur Ausgleichung (Einleitung des Herausgebers) V
Im Elternhause 1
Verwaist. — In Pflege: Nordheim—Meiningen 28
Einsegnung 50
Tod der Pflegemutter 60
Als Gast in Lind, Baireuth 66
Zweiter Aufenthalt in Meiningen 80
Tod des Bruders und der Schwester Wilhelmine 97
Eleonorens und Charlottens Vermählung 104
Mannheim, Landau, Mannheim 114
Nach Schiller's Abreise 142
Kalbsrieth 151
Gotha 155
Weimar 160
Nach Schiller's Ankunft in Weimar 170
Zu Würzburg und aus Briefen 196
Aus den Mannheimer Tagen. Dichterische Nachklänge: Maya—Fimanté, das Mahl 213

Anhang des Herausgebers.

I. Bejahende Stimmen 245
II. Siegmund von Seckendorf's Traum 250
III. Urkundliches 253

Zur Ausgleichung.

„Nennen Sie mich nicht und schreiben Sie von mir noch weniger. Der Ruhm wird meinen Namen nicht tragen und das Gerücht soll ihn nicht mißbrauchen." Vergeblicher Versuch einer Abwehr. Selbst dieser wurde verrathen. Das Gerücht in Gestalt einer gedruckten Briefsammlung sagt: Das schrieb Charlotte von Kalb am 10. Dezember 1797 an Jean Paul.

Beklagenswerthe Frau! Wie sehr das Gerücht einst deinen Namen herabziehen würde, das ahntest du nicht.

Wohl kannte die Briefstellerin die Wage, auf welcher so oft der Name bedeutender Menschen gewogen wird. Sie kannte die beiden Schalen derselben: rühmende und lästernde Nachrede. Sie verzichtete gern auf die erstere, um der letztern zu entgehen. Aber was half ihr das? Mit den glänzendsten Namen der deutschen Dichtung war der ihre verbunden gewesen, er mußte mit jenen vereint die Probe bestehen, und man legte ihn wider ihre Voraussicht in die Schale des Ruhms. Die Zeugnisse von Goethe und Herder, die sie ehrten und liebten, von Schiller und Jean Paul, die sie liebten und bewunderten, die lobenden Stimmen so ganz verschiedener Menschen, eines Hölderlin, des wackern Streicher, der Frau von La Roche, der scharfurtheilenden Rahel, Charlottens Aufzeichnungen, von einem ihrer Anhänger mit Verständniß gelesen und zu einem Lebensbilde verwandt,[1] die Darstellung ihrer Herzens-

[1] Ernst Köpke, Charlotte von Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe. Berlin, W. Hertz, 1852.

kämpfe in größeren biographischen Werken über Schiller und Jean Paul, wo einzelne schrille Töne in der Harmonie des Ganzen sich milderten, wo ihre nicht glückliche Ehe, der vollere Puls des Zeitalters, ihre Sehnsucht nach edlerer Geistesnahrung mit in Rechnung gebracht wurde, das Alles wog schwer genug, und das Zünglein der verhängnißvollen Wage neigte sich entschieden auf die bessere Seite.

Da plötzlich wandte sich das Blatt.

Von allen Ecken und Enden her citirte man die unholden Geister, welche einen zerrissenen Liebesbund umschwirren, das geheime Nachtragen, das bittere Weitersagen vom Zweiten zum Dritten; man stempelte, in der Meinung, recht geschichtlich zu sein, alle über sie gefällten scharfen Urtheile ohne Prüfung der Parthei zu objektiven Beweisen gegen sie; man zerpflückte ihre in arglosem Vertrauen hingesprochenen Bekenntnisse, verunstaltete sie durch Auslassung alles dessen, was sie erklären und entschuldigen konnte; man machte die überwallenden Ergüsse eines leidenschaftlichen Augenblicks zu systematischen Verkehrtheiten einer verderbten Seele, ja, einer ihrer angesehensten Ankläger,[1] dessen Tadel um so schwerer wiegen mußte, als er in seinem Gefühl für Wahrheit und Recht selbst in die Vorzeit zurückgegangen war, um den Ruf einer Kleopatra durch Ehrenrettung zu heben, er, schon auf der Altersstufe stehend, wo man milder zu richten pflegt, wo man mild gerichtet zu werden wünscht, er ersah sich ihr Bild, das Bild einer deutschen Frau, um es als abschreckendes Beispiel einer hysterischen Kokette hinzustellen und warf nicht bloß dieses Zerrbild, nachdem er der Schale des Ruhms alle Vorzüge durch Verschweigen entzogen hatte, in die Schale des Gerüchts, sondern machte, freilich, ohne es zu beabsichtigen, aus Schiller und Jean Paul zwei eitle, sinnliche, willenlos verleitete Thoren und bürdete der Frau auch noch das auf, was jene, nur um noch Männer zu heißen, gern als ihre eigne vollgültige Schuld auf sich genommen hätten. Was die Frau Jenen für Hemmnisse bereitet, wurde genau berechnet; was die Männer gegen sie gefehlt hatten, kam nicht in Frage.

Aber ging dieser so strenge Beurtheiler wirklich mit der ihm

[1] Stahr, Schiller's Frauengestalten. Westermann, illustr. deutsche Monatshefte, Dezember 1876 Nr. 245, S. 246 ff.

gewohnten Billigkeit mit der erforderlichen Genauigkeit zu Werke? Wir wollen die ersten besten seiner Beschuldigungen herausgreifen. Sie sind sämmtlich so haltlos, wie diese.

Da tauchte in den Briefwechseln eine etwas giftige anonyme Zuschrift auf, welche vor der Hochzeit an Schillers Braut gesandt wurde. Der sie zuerst veröffentlichte,[1] sprach die gewagte Vermuthung aus, sie könne von Charlotte von Kalb geschrieben sein. Ich werde in Charlottens Gedenkblättern die Stelle bezeichnen, die entschieden dagegen spricht. Der Ehrenretter der Kleopatra, ohne irgend einen Beleg beizubringen, erhebt jene Vermuthung zur Gewißheit, sagt, der Brief ist von Charlotte von Kalb, und verwerthet ihn sofort als Beleg für die niedrige Gesinnung, die er ihr zuschreibt. Ferner: Karoline von Wolzogen sagt ausdrücklich von Schiller und Frau von Kalb: „er äußerte gegen uns, daß ihr Umgang während der Ausarbeitung des Don Carlos sehr belebend auf ihn gewirkt und daß sie zu einigen Zügen im Charakter der Königin Elisabeth die Veranlassung gegeben habe" und Schiller schreibt an Körner von Stellen im Don Carlos, die „ganz auf sie berechnet waren". Charlottens Gegner: „von einem Einflusse, den sie auf seine eignen dichterischen Gestaltungen und namentlich auf die Frauengestalten derselben geübt habe, findet sich keinerlei Erweis." Dagegen spricht er die völlig unerweisbare Ansicht aus, daß „Schiller in der ‚berühmten Frau' das getreue Portrait von Charlotte von Kalb entworfen habe." Wohl als Dank für ihre hingebende Freundschaft? Was wird bei solcher Behandlung aus Schiller? Passen die angeführten Verse wirklich auf Charlotte:

ein starker Geist in einem zarten Leib,

. . . . . .

ein Mittelding von Weisen und von Affen.

Ich sehe unwillkürlich nach dem Titelbilde. Es hat ein so ruhiges Lächeln.

Die Lebensgeschichte der schwergeprüften Frau weist nach, daß sie von der Höhe fast fürstlichen Reichthums in unverschuldete Armuth herabsank. Die Hochherzigkeit einer preußischen Prinzessin

[1] L. Urlichs. Charlotte und ihre Freunde, Bd. I, S. 203; II, 215.

gewährte ihr ein gastliches Dach im königlichen Schlosse zu Berlin. Charlotte wurde blind. Das Unglück pflegt bis zu einem gewissen Grade heilig zu sein. Ihr Ankläger nennt das ihre ein zum Theil selbst verschuldetes Unglück. Sie ertrug ihr Loos ohne Murren, mit gottergebner Heiterkeit, viele Jahre hindurch. Auch das war vielleicht ein Unrecht. Wenigstens grollt etwas wie ein mitklingender Ton des Vorwurfs in dem Ausruf des Staunens, mit dem ihr Ankläger hervorhebt, daß sie fähig war, bei so vielen Leidenstagen ein Alter von zweiundachtzig Jahren zu erreichen!

Man erholt sich förmlich von dem Eindruck, den ein so unmildes, so unbegründetes Urtheil macht, wenn man Schiller selbst reden hört, und zwar aus einer Zeit heraus, da es noch heftig in ihm stürmte. „Die Kalb, schreibt er an seine Braut, kann dich nicht lieben, selbst wenn sie es wollte. Gewisse Dinge verzeihen sich niemals. Liebtest du nach mir einen Andern und ich machte die Entdeckung, daß du mich nie geliebt,[1] ich könnte es mir durch keine Anstrengung abgewinnen, der Freund dieses Andern zu sein. Weibliche Seelen sind ebenso wenig dieser Großmuth fähig." Hiemit bekannte sich Schiller als Miterben menschlicher Leidenschaft und durch dieses Bekenntniß sind alle die heftigen Aeußerungen, die er in den Tagen des Kampfs über Charlotte schrieb, vollständig erklärt und fast entkräftet. Ja, diese Frau besaß wirklich jene von Schiller für unmöglich erklärte Großmuth. Wie sie die Schönheit des Fräuleins von Arnim neidlos rühmt, so war sie später den Gattinnen Schillers und Jean Pauls in herzlicher Liebe zugethan. Von Allen wurde Alles vergeben und vergessen.

Doch, daß ich mir nicht vorgreife. Alle solche Thatsachen sind in der erwähnten Anklageakte geflissentlich ausgelassen. Noch ist ihnen nicht das Wort zu vergönnen. Noch sind andere Belastungszeugen anzuhören.

Wie klug war Schillers Wallenstein, daß er nichts Schriftliches von sich gab! Wie unvorsichtig Charlotte von Kalb, daß sie nicht

[1] Uebrigens eine indirekte Verleugnung seiner Liebe zu Charlotte v. Kalb, die mindestens ebenso schlimm ist, wie ihre offen gegen ihn selbst ausgesprochene Abweisung jenes „ungeschickten Traumes (von einem dauernden Zusammenleben), der schon längst nicht mehr in ihrer Erinnerung sei." Wie hat man ihr diese Abweisung verdacht!

mit Schillers und Jean Pauls Briefen alle die ihrigen verbrannte. Sie kannte eine gefährliche Sorte von Menschen nicht: die Handschriftensammler. Da wird hier ein Briefchen und da ein Fragmentchen zusammen=geschachert, =gebettelt, =getauscht. Das wird dann als werthvolle „Schillersammlung" für eine hohe Summe der Redaktion einer angesehenen Zeitung angeboten. Es naht des Dichters Geburtstag, dießmal mit der Aussicht, in dem Schillertreuen Wien durch die Errichtung eines prachtvollen Standbilds gefeiert zu werden. Die Redaktion, um auf solche Feier würdig vorzubereiten, auch, um der Wissenschaft einen Dienst zu leisten, bringt großsinnig ein Opfer und kauft die Sammlung. Aber so trocken wissenschaftlich darf das einem hastig lesenden Zeitungspublikum nicht aufgetischt, das Einzelne muß als „Fund" wichtig gemacht, das muß belletristisch pikant gemacht werden. Und man muß gestehen, die Herausgeber[1] der fraglichen Sammlung haben das bei allem sichtlichen Ekel an dieser entsetzlichen Flickarbeit meisterlich verstanden. Sie erschien unter dem Titel: Schiller, von seinen Zeitgenossen erzählt. In diesen von seinen Zeitgenossen ‚erzählten' Schiller hatten sich auch einige Briefflicken von Charlotte von Kalb verirrt. Sie werden mit allen orthographischen und grammatikalischen Fehlern wieder abgedruckt. Denn die Verfasserin schrieb beinahe so unorthographisch und grammatikfeindlich, wie Schillers Mutter und Blücher, und schrieb ebenso falsch, wie heut zu Tage leider noch eine sehr große Menge gebildeter Deutscher spricht: d statt t; b statt p, den statt dem, ihn statt ihm. Nachdem der Leser durch allerhand Hohnreden über dies und jenes, über Leben, Lieben und Styl der Briefstellerin falkenmäßig gebeizt ist, läßt man ihn auf ein Blättchen los. Es ist vom 11. und 12. Mai 1785. Doch halt, Nachdruck verboten! Aber die Nachschrift wird man doch wiedergeben dürfen. „Vielleicht bemerken Sie's, daß Becks Brief erbrochen war, — er ist's durch mich. Dies Opfer konnt' ich meiner Neugier nicht bringen. Verzeihen Sie mir, mein Bester, und lassen Sie sich ja nichts bei Beck merken. Wär's ein Verbrechen?" Ja gewiß! Daß Schiller der Verbrecherin

[1] Speidel und Wittmann. Neue freie Presse 1876, Sept., Oct. ꝛc.

nicht sofort die Freundschaft aufsagte! sie nicht sofort mit Vorwürfen zu Boden schmetterte! Er verzieh wohl gar solche Schändlichkeiten? Wir werden bei unsrer heutigen moralischen Höhe das nicht thun. Was? Sie erbricht einen vom Schauspieler Beck ihr als Einlage anvertrauten Brief? Aus Neugier? Eine Frau? und neugierig? Und gesteht das noch gar? Sie erbricht einen Brief?

Vielleicht, wendet schüchtern ein Freund vorsichtiger Forschung ein, wollte sie dadurch erfahren, wie hoch sich Schillers Schulden beliefen, um sie heimlich zu bezahlen, wie sie später Jean Paul hochherzig aus Geldnöthen zu befreien suchte. Bewahre, sagt das Feuilleton. Sie wollte auch Becks Verliebtheit aus erster Hand genießen.

Ich will nicht auf die andern Briefe eingehen, wiewohl in einem derselben ein recht treffender Vergleich zwischen öffentlichem und Privat-Unterricht enthalten ist. Es heißt auch bei ihnen: thut nichts! der Jude wird verbrannt. Diese Briefe sind Veranlassung geworden, daß die Herausgeber das Manuscript: „Charlotte" durchflogen. Ihr Urtheil lautet: „ihre Memoiren sind ein zweihundert Seiten währender Vernichtungskampf gegen Grammatik, Orthographie, Natur und gesunden Menschenverstand!" Das im Styl von Hölderlins Hyperion gehaltene Gespräch: Maya und Fimanté, erhält die Censur: „es ist der nackte Blödsinn, der in diesen Worten sich selbst ansingt, sich selbst anseufzt."

Gegen den Schluß hin wird denn doch den Herausgebern selbst nicht ganz wohl vor dem Scheiterhaufen, auf dem sie Schillers Freundin dicht vor seinem Standbilde in effigie hingerichtet haben. Sie erklären: „wir ließen das Einzelne auf uns wirken, als hörten wir noch seinen Pulsschlag. So waren wir sanft, waren hart, je nach der Stimmung. Wir folgten, um es offen zu sagen, fast immer der Meinung unsres Dichters.[2] Wie dieser in seinem Verhältniß zu Charlotte sich darstellt, ist klar und deutlich, als ein sinnlich gesunder Mensch, gegen krankhafte Elemente heftig reagirend und im Moment der wiedergewonnenen Ruhe ein milder Freund

[1] Ernst Förster, Denkwürdigkeiten II, 37. [2] Als Geschichtsschreiber? Wie würden dann Goethe, Alexander v. Humboldt, Herder bei den Herausgebern fahren?

und Richter. Räthselhafter ist und bleibt uns das romanhafte Bild Charlottens. Mit ihr allein würde man wohl noch fertig werden, aber ihre berühmten Freunde verwirren das Urtheil auf Schritt und Tritt. Wer möchte gegen Goethe, Herder, Hölderlin mit Wahrheit prahlen? Wer dürfte verwegen sagen: so und nicht anders war Charlotte von Kalb, die Freundin Schillers."

Nun, auch ich bin von dieser Selbstsicherheit, die doch die Herausgeber vielleicht hie und da bezeigt haben, weit entfernt. Aber das möchte ich behaupten: so, wie sie hier geschildert ist, war sie nicht. Ihr Name ist mit unruhiger Hand gewogen, und die Schale des „Gerüchts" ist gewaltsam herabgezerrt.

Es gehört zu dem Versuche, wenigstens ein Gleichgewicht zwischen Lob und Tadel herzustellen, ein gewisser Grad von Zuversicht. Nicht bei mir. Denn meine Freude an diesem Akt der Gerechtigkeit ist bei weitem größer als die Gefahr. Aber ich bin der Zuversicht meines Herrn Verlegers dankbar verpflichtet, welcher es auf meine Bitte unternimmt, einen „zweihundert Seiten währenden Vernichtungskampf gegen Natur und gesunden Menschenverstand" der Oeffentlichkeit zu übergeben. Denn durch nichts glaube ich Charlotte von Kalb besser vertheidigen zu können, als durch diese Veröffentlichung. Sie selbst soll für sich sprechen, mit Bild und Wort. Vielleicht führt sie den Vernichtungskampf auch noch, wenn nicht siegreich, doch ehrenvoll gegen einige Urtheile und, was die Hauptsache ist, gegen eine sich im Leben und in der Literatur so oft wiederholende Methode der Beurtheilung.

Nicht das Bestreben, bei dieser Gelegenheit den Glanz von Dichternamen zu erhöhen, treibt mich zu diesem Schritt. Wiewohl es nahe läge, zu sagen: wie gewinnend müssen diese Persönlichkeiten auch im Umgange gewesen sein, daß eine Frau von dieser Lebensstellung, diesem Aeußern, von diesem in ihrer und der Welt Meinung doch noch vorhandenen Reichthum den Ringenden und Armen eine so begeisterte Hingebung weihte, ja, daß sie, nachdem Jene die Grenzen zwischen Liebe und Freundschaft unsicher gemacht hatten, daran dachte, die sie fesselnden Bande zu lösen, und was doch sehr gesund und richtig gedacht war, Jenen als Gattin in ein Leben voll ruheloser Geistesarbeit zu folgen. Wer hebt den ersten

Stein gegen eine Frau auf, die für den ausgesprochenen Liebling der Nation die zärtlichste Neigung empfand!

Ebensowenig will ich das Bild dieser Frau durch den Glorienschein der Freundschaft verschönern, welche ihr von Männern, wie Schiller und später Jean Paul angelobt wurde. Wiewohl der Gedanke nicht minder nahe liegt: Welche Zaubermacht muß diese Frau besessen haben, daß zwei Dichter von so verschiedener Geistesform ihr mit aller Schwärmerei, deren jene hochgestimmte Zeit fähig war, huldigen konnten, ja daß Jean Paul — davon liegen gedruckte Zeugnisse vor [1] — mit sinnverwirrenden, heimlich bestrickenden Liebesreden sie zu der anfangs nur mit Zagen erfaßten Hoffnung verlockte, es sei auf ein Bündniß für's ganze Leben abgesehen.

Wie gesagt, ich stehe von jeder Rücksichtnahme auf jene Dichter ab. Charlotte von Kalb verdient ein selbstständiges Interesse und das, was Schiller über sie an Körner schrieb, wird Mancher bei einzelnen ihrer Gedenkblätter empfinden, der dieselben unbefangen auf sich wirken läßt. „Charlotte, schreibt Schiller, ist eine große sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größeren Geist, als der meinige ist, zu schaffen geben kann. Mit jedem Fortschritt unseres Umgangs entdecke ich neue Erscheinungen an ihr, die mich wie schöne Parthien in einer Landschaft überraschen und entzücken."

Als ich meine Vorstudien zu Schillers Leben machte, stutzte auch ich anfangs über manches Sonderbare in ihren Aufzeichnungen. Aber schon waren ihre beiden Portraits, von denen das 1785 gemalte dem Leser am Eingange dieses Buchs begegnete, ihre stummberedten Fürsprecher geworden. Ich las mich tiefer in ihre Gedenkblätter hinein, merzte die Schreib- und Druckfehler, von welchen sie wimmelten, aus, erkannte bald Anklänge an Schillers anfängliche Manier, in Ausrufungssätzen zu sprechen, bald an Hölderlins Styl, entdeckte aber auch einen starken Beisatz ursprünglicher Vorstellungskraft, so daß ich für einige Beiwörter, einige Kindheitsscenen (S. 15, 26, 27, 29, 31) dieser „Charlotte" bald manches glatt stylisirte aber innerlich doch leere Werkchen hingegeben hätte.

[1] Förster II, S. 14.

Ich begriff im Angesicht dieser Bilder und Blätter nicht bloß, daß Schiller dieser Frau die wärmste Zuneigung weihen konnte, ich verehrte sie mit ihm und da auch der Größte in seiner Liebe so viel schöner ist, als in seinem Haß, so war ich, als ich an die Epoche der Trennung kam, nicht mehr im Stande, diejenige mit Schiller feindselig aufzugeben, die ich mit ihm verehren gelernt hatte. Die Gesammterscheinung der Frau behauptete sich als eigenthümlich, kraftvoll und mitleidswerth alle Wogen der Entstellung hindurch, welche in jener wehevollsten Zeit ihres Lebens über sie hinwegstürzten. Ja, selbst die Ausbrüche ihres Zorns, die wir nur durch ihre und Schillers Feder kennen, erschienen mir schön und natürlich im Vergleich mit dem, wenn auch verzeihlichen, doch unschönen Commentar, mit welchem sie von Schiller den beiden Schwestern von Lengefeld sofort verrathen wurden. Schließlich büßte sie den hochsinnigen Wunsch, mit einem Großen auf den Höhen des Lebens stehen zu wollen, schwerer, als sie verdiente und dieser tragische Ueberschuß ist ihr von der Nachwelt im Goethe'schen Sinne gutzuschreiben.

So habe ich, ohne irgend etwas Wesentliches zu verschweigen oder zu vertuschen, ihr Bild in meinem Leben Schillers gezeichnet, und da ich mich nur wiederholen müßte, wenn ich es an dieser Stelle noch einmal zeichnen sollte, so muß ich den Leser bei aller Scheu, jenes Werk hier anzuziehen, in Allem, was ihren Charakter und ihr Verhältniß zu Schiller betrifft, auf mein Werk über Schillers Leben und Werke hinlenken. Daß man einer solchen Räthselgestalt auch in episodischen Darstellungen gerecht werden kann, hat kürzlich noch Julius Duboc durch einen Aufsatz bewiesen, in welchem ihr Freundschaftsbündniß mit Jean Paul eine ebenso würdige, als psychologisch wahre Beurtheilung erfährt.[1]

Das Recht aber, unabhängig von ihren Herzensschicksalen als Schriftstellerin beachtet zu werden, ist Charlotte von Kalb schon von einer sehr gewichtigen Stimme zuerkannt worden und es ist Zeit, dem Publikum ein Buch in die Hand zu geben, welches bereits in der Literaturgeschichte verzeichnet ist. Carl Goedeke sagt in seinem

[1] Allgem. lit. Correspondenz für d. gebild. Deutschland. Leipzig, Bd. I, Nr. 8, 9, 1878.

Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung § 276: „Der ideale Roman, der aus der Enge und dem Druck der wirklichen Welt erheben wollte, wurde von Wenigen gepflegt, denen es mehr inneres Seelenbedürfniß war, sich auszusprechen, als Andre zu unterhalten. Bei Meyern, Charlotte von Kalb und Hölderlin nahm der Roman den Ton strengster Feierlichkeit an und stieg bis zur tragisch erschütternden Klage." Bei der weiteren Ausführung spricht Goedeke in seinem Abriß von Charlottens Leben von zwei Heften, „die den schärmerisch inbrünstigen Styl Hölderlins" zeigen. Und von Hölderlin heißt es: „Seine Verwandtschaft mit Charlotte von Kalb, der Frau, die ausdauerte, wo der Mann zu Grunde ging, zeigt sich überraschend bis in das kleinlich geschraubte des Styls." Von den zwei Heften, die Goedeke erwähnt, enthält das eine eine romanartige Erzählung Cornelia, das zweite die Gedenkblätter unter dem Titel: Charlotte, für die Freunde der Verewigten. Beide Bücher waren als Manuscript gedruckt. Es scheint mir für meinen nächsten Zweck ausreichend, das letztere einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen. Es kann nicht den Anspruch eines geschlossenen Ganzen erheben, ist aber als Quelle bereits so vielfach benutzt, daß es schon als solche verdient, den Verstecken entrissen zu werden, in denen es aufgesucht werden muß. Und es gibt vor Allem das innerste Wesen der Verfasserin wieder. Es sind Aufzeichnungen, die in hohem Alter von der Erblindeten dictirt, jedenfalls mit wenig Sorgfalt niedergeschrieben und vollends mit gar keiner gedruckt wurden. Ja, die vielen Druckfehler, zu zahlreich, um angezeigt werden zu können, die nicht bloß einzelne Worte, sondern die Vertheilung der angeführten Reden trafen, die vor allem durch eine das Zusammengehörige auseinanderreißende, das Zusammenhangslose verbindende Interpunktion den Sinn schädigten, machen es wahrscheinlich, daß das „Geschraubte des Styls" zu einem kleinen Theil auf die Umstände zu schieben ist, unter welchen die Abfassung dieser Gedenkblätter stattfand. Denn es sind Partien genug darin, in denen die Rede klar und natürlich dahin fließt. Freilich tritt auch oft die Tagebuchsnotiz statt des Satzes auf und das Ringen der Verfasserin nach dem Ausdruck für embryonische Gedanken und Gefühle verleiht manchen Stellen eine

Dunkelheit, welche der Herausgeber hie und da bis zum Wagniß, zu viel zu thun, durch Anmerkungen aufzuhellen versucht war.

Goedeke hat gewiß das Richtige getroffen, wenn er der Verfasserin in Hölderlins Nähe einen Platz bewilligt. Man braucht nur einige Gespräche im dritten Buch des Hyperion zu lesen, um die äußere Formverwandtschaft sofort herauszufinden. Die Gespräche zwischen Maya und Fimanté, zwischen Charlotte und Friedrich (Schiller), welcher letztere gleichsam ins Hölderlin'sche übersetzt ist, sind ein getreues Spiegelbild der Abschiedsscenen zwischen Hyperion und Diotima. Es sei mir gestattet, eine der letzteren hier anzuführen. Hyperion zu Diotima:

„Diotima — du bist stille? — du siehst nicht? — o wohl dir, daß du nicht siehst!"

„So gehe nur," seufzte sie, „es muß ja sein, geh' nur, du theures Herz!"

„O süßer Ton aus diesen Wonnelippen!" rief ich und stand wie ein Betender vor der holden Statue, — „süßer Ton, noch einmal wehe mich an, noch einmal tage, liebes Augenlicht. . . ."

Ewiges war um uns, über uns. Zart, wie der Aether, umwand mich Diotima.

„Thörichter, was ist die Trennung?" flüsterte sie geheimnißvoll mit dem Lächeln einer Unsterblichen.

„Es ist mir auch jetzt anders," sagte ich, „und ich weiß nicht, was von beiden ein Traum ist, meine Leiden oder meine Freudigkeit."

„Beides ist," erwiederte sie, „und beides ist gut."

„Vollendete!" rief ich, „ich spreche wie du. Am Sternenhimmel wollen wir uns erkennen. Es sei das Zeichen zwischen mir und dir, so lange die Lippen verstummen."

Man muß allerdings etwas Phantasie haben, um sich sofort in diese Aetherhöhe aufschwingen zu können. Die Verwandtschaft liegt aber nicht bloß in der äußern Form. Hier konnte allenfalls ein äußerliches Aufnehmen stattgefunden haben, als Hölderlin Erzieher des ältesten Sohnes von Frau von Kalb war oder indem sie seinen Hyperion las.

Auch die seelische Anlage Beider bietet Vergleichungspunkte. Auch Charlotte ist, wie Hölderlin, ursprünglich eine einsame Natur,

wenn auch nicht, wie dieser, zu Schwermuth, so doch zu „Schwersinn" geneigt. Wie der Dichter als Hyperion als „selig trunkner" Einsiedler in die hellenische Welt sich flüchtet, sucht die Frau in ihren Erzählungen ein ideales Kloster auf, nicht, um in weichlicher Andacht zu schwelgen, sondern um, wie die edleren Gestalten der Kirche, die predigend reisenden, Liebe beweisenden, von der verflachten und versumpften Welt abgewandt, in sich die bessere zu erhalten und in Jüngerkreisen lehrend zu gestalten.

Darum ist ihr alles äußerliche Treiben so zuwider, ja einen wahren Haß hat sie gegen leere Geschwätzigkeit. Es ist derselbe, wenn auch mehr instinktive Zug nach Vertiefung der Persönlichkeit, der durch Schillers ästhetische Aufsätze, durch Kants und Fichte's Philosophie und Novalis' andachtsvolle Hymnen geht.

Sie hat nicht in dem Grade wie Hölderlin das innerste Bedürfniß, „geliebt, gehegt, geduldet" zu werden, aber als die an Geist Aermere in noch höherem Grade die Begier, von allem Höchsten des Geistes ihr Theil zu empfangen. Diese Begier treibt sie in den Strom der Welt und ebensobald wieder hinaus in sich selbst und in die feste Burg zurück, wo unangreifbarer Friede wohnt. Auch sie ist oft „Traum", wie Jean Paul schreibt, ja, Manche fürchteten, daß sie dem Wahnsinn verfallen werde oder verfallen sei. Aber drei starke Helfer schützten sie vor geistigem Erkranken. Sie hatte einen festen Glauben an die göttliche Macht, sie besaß einen Anflug von Humor und sie war die zärtlichste Mutter. „Ich bin so eifrig für das irdische Wohl, schreibt sie einmal, aber es ist ja für meine drei Bälge, zwei Helden und eine Dame,[1] glaubt mir nur, wenn's nicht für euch wäre, würde ich mich um nichts kümmern."

Wenn sie als Cornelia ihr Leben, wie Hölderlin das seine im Hyperion in Masken verhüllt, welche doch die Züge des Antlitzes genau erkennen lassen, so hat sie als Mutter, als Freundin, die mitten im Kampf der Verhältnisse gestanden, das Verlangen, ihrer Tochter und ihren Freunden ihr Leben zu erzählen, wie es in Wirklichkeit war. Und dieses Verlangen hat ihre Gedenkblätter

[1] Fritz, August und Edda. Anhang 3.

veranlaßt. „Ich muß eilen, schreibt sie an eine Freundin, die ihre Blätter durchsehen soll, damit mein Leben vor meinem Tode erzählt wird.“ Offenbar ist sie nur durch den Tod an der Vollendung ihrer Aufzeichnungen gehindert worden. Was Hölderlin, dem durchgebildeten Schüler der Alten, beschieden war, seine eigensten Erlebnisse mit vollendeter Leichtigkeit und Innigkeit in Oden auszusprechen und hiemit etwas Allgemeingültiges, Unvergängliches zu schaffen, dies Höchste erreichte die Frau bei weitem nicht. Aber trockne Erzählung genügte ihr eben so wenig. Auch sie muß ihr Leben zu einzelnen Scenen und Bildern gestalten und in so fern sind diese Gedenkblätter die originellste Selbstbiographie, die je geschrieben ist. Aus dem dunkeln Grunde elegischer Stimmung tauchen der Erblindeten die lichten und reizvollen Bilder fernster Vergangenheit auf. Sie weidet sich an den Gestalten der theuren Eltern, der heißgeliebten Geschwister, der Lehrer, Seelsorger und Freunde, jedem dankbar, der sie verständnißvoll erkannt, geistig gefördert hat.

Freilich verräth ihre Schreibweise oft die mangelhafte Schul- und Formbildung jener Zeit und ihres heimathlosen Jugendlebens. Sie schwankt zwischen dramatischem, epischem und lyrischem Darstellen. Gespräche mit Verzeichnung der Personen wechseln mit andeutender Erzählung, Reflexionen mit lyrischer Klage, die sich einige Mal zu Rhythmen erhebt. Das „Gesuchte“ ist bei ihr nicht Folge des Verquälens, wie es die Maler nennen, sondern des innersten Bestrebens, durchaus nur so zu sprechen, wie sie auffaßt und empfindet. Einige Ausdrücke wie Wesenheit für Charakter und Natur, Wohl für Glück und Wohlsein, Mannigfalt für Mannichfaltigkeit, vertraulich statt vertraut und das oft wiederkehrende bedeutsam, Waltung, flammend, Beachtung, müssen dem Leser schon hier signalisirt werden. Was der Verfasserin aber wohl auch in Goedeke's Urtheil einen Platz bei den dichterischen Naturen errungen hat, ist ihr inniges Ergriffensein von Menschen und Menschengeschick, ihre glühende Liebe zu idealen Lebensgütern, die Kraft, offen und wahr zu sein und oft den gedrängtesten, fast erschöpfenden Ausdruck zu finden. Wer die Fische einfach „die Schwimmenden“, die Vögel „buntes Gefieder“, den Hund den „lauschenden Gefährten“, die Tage „staubumhüllt“ nennen kann,

wer die Aurikeln gesehen hat im „sammtnen Schmelz, im Weihe-duft des Wonnemonds," der hat etwas Elementares in der An-schauung und ist an Goethe's Seite „mit verhülltem Schritte" durch den öden finstern Wald gegangen. Darum ist in einzelnen Bildern Charlottens Duft und Stimmung, Innigkeit und poetisches Leben. Zuweilen nehmen sie die Züge des Typischen an, schließen mit einem allgemeinen Satz ab und was in schwankender Erscheinung lebt, ist mit dauernden Gedanken befestigt.

Charlottens tiefe Religiosität ist nicht etwa nachträgliche Ein-kehr des Alters. Schon ein Gedicht aus ihrer Jugendzeit, welches vielleicht auf Reinwald's Veranlassung im Merkur erschien (Merkur 1782, Goedeke's Grundriß II, S. 1118), spricht ihre frommen Empfindungen beim Tode ihrer Pflegemutter in kunstlos schlichten Worten aus:

Nimm ihn hin, den Dank, Du heil'ge Fromme,
Gute, sanfte Dulderin,
Meine Thränen, bis ich komme
Und wie Du vollendet bin.

In der Stunde, wo die morsche Hülle
Deiner Seele sich von ihr getrennt,
That ich heilige Gelübde in der Stille,
Die ein Engel Dir vor Gottes Throne nennt.

Freud' und Wonn' umstrahlt, wie Glanz von Kronen
Selige, vor diesem Throne dich,
Wiedersehn der Deinen wird's einst lohnen;
Unter Deinen Kindern, Mutter, find'st Du mich.

Sie, die so als junges Mädchen dichtete, sagt als Greisin: „Die Beschaulichkeit ist das beste Loos, sowohl der Weisen, wie des Alters. Der höchste Grad ist Religiosität. Religion ist Gedanke, Hilfe, Rath, Entfaltung, Erhöhung und das Gebot: Du sollst nicht tödten! im sublimsten Sinne erkannt. Das qualvolle Sinnen der Frömmelei ist wie sinnliche Erregung, und, wäre es im schönsten

Gedicht, gleich schwächend und erbarmungslose Tödtung. Durch die Befreiung gewinnen wir, indem wir von Allem empfangen!"

Mit dieser Leben schaffenden und erhaltenden Frömmigkeit verbindet sich von selbst die Wahrhaftigkeit, die der Verfasserin nicht gestattet, zu verschweigen, was über sie Schlimmes oder Tadelndes gesagt wird und worin sie sich selbst schwach und tadelnswerth erscheint. Ebenso wenig verhehlt sie aber auch das Lob, das sie erhält, weil ihre Erkenntlichkeit dafür stärker ist, als die Furcht, durch solche Wiederholung eitel zu erscheinen.

Ich habe den Text, mit Auslassung weniger Stellen, welche ganz unrettbar verdorben schienen, so mitgetheilt, wie ich ihn vorfand. Allerdings habe ich mich bemüht, die vielen sinnentstellenden Druckfehler zu beseitigen, auch die Interpunktion in so weit der unsrigen anzunähern, wie es etwa ein redigirender Freund der Verfasserin, welcher Schiller's Correkturen in den Concepten seiner schriftstellernden Frauen kannte, gethan haben würde.

Ueber die den Gedenkblättern mitgegebene Photographie noch ein Wort, welches ich meinem Werk über Schiller's Leben entnehmen muß. Als der Verfasser nach Charlottens Heimath, Schloß Waltershausen im Grabfeld pilgerte, führte ihn die Besitzerin, Freifrau von Waltershausen, in einen wohlerhaltenen Rokokosaal. Sofort heftete sich sein Blick auf ein großes weibliches Porträt, in der Manier der Tischbeins. Tracht und Frisur erinnerten an Maria Antoinette. „Das ist Charlotte von Kalb," sagte die gütige Führerin. Der Verfasser stand vor einem der anziehendsten und eigenartigsten Frauenbilder. Charlotte sitzt in anmuthiger Haltung, das sinnende Antlitz sanft dem Beschauer zugeneigt. Das reiche Haar, oben mit einem blaßgelben Bande lose zusammengenommen, entfesselt sich über die Schultern. Die Hände ruhen lässig über einander gelegt auf einem Tischchen, die rechte hält ein Buch. Leichte, blasse, mit feinstem Farbensinn gewählte Stoffe umfließen die schönen Körperformen. Ein geöffnetes Klavier steht im Hintergrunde und zeigt ein Notenblatt mit der Inschrift: Quatre Sonates, pour le clavecin, composées par H. R. Schmidt le Peintre, 1785. Die Rückseite der Leinewand bestätigt mit dem Namen Charlotte von Kalb die Aechtheit des Porträts.

Ein alter Förster, der, damals [1858] über neunzig Jahre alt, Charlotte von Kalb in ihren besten Frauenjahren gesehen hat, nannte das Bild täuschend ähnlich. Die Photographie, welche mir von der damaligen Besitzerin desselben zum Geschenk gemacht wurde, ist zum Behufe der Herausgabe der Gedenkblätter photographisch vervielfältigt.

Mit diesem Bilde, so wie mit manchen Stellen der Gedenkblätter läßt sich ohne Mühe die Schilderung vereinen, welche Rahel Levin von Charlotte entworfen hat. Indem sie vier vorzügliche Frauen vergleichen will, beginnt sie: „Frau von Kalb ist von allen Frauen, die ich je gekannt habe, die geistvollste; ihr Geist hat wirklich wie Flügel, mit denen sie sich in jedem beliebigen Augenblick unter allen Umständen in alle Höhen schwingen kann. Dies ist ein absolutes Glück und sie fühlt sich dadurch so frei, daß sie nach dem erhabensten und tiefsten Geistesblick öfters lacht, wo es gar nicht hinzugehören scheint, gleichsam in dem Gedanken, daß es etwas Komisches hätte, nur in der eben erblickten Sphäre verweilen oder gar bleiben zu wollen. Flugs nimmt ihr Geist eine andre, öfters entgegengesetzte Richtung und thut da wieder Wunder. Auf diese Weise giebt sie sich auch getrost und ebenso frei hergebrachten Meinungen, beliebten herrschenden Formen des Seins und Denkens hin. Ein wenig lüftet sie die Flügel, die leere Last sinkt zu ihren Füßen an den Boden und die edleren Gedanken nehmen ihren Flug."

Mag der freundliche Leser dem Herausgeber, dem es in tiefem Mitgefühl für die Persönlichkeit einer deutschen Frau voll und ganz um die Sache zu thun war, verzeihen, daß der Verfasserin der Gedenkblätter so lange das Wort vorenthalten ist. Sie nimmt es nun mit dem Anspruch, den das Alter zu machen pflegt, daß man mit einiger Sorgfalt zuhöre. Es sind Kinder, die im Beginn des ersten Blattes plaudern und sich von ihrem alten Förster erzählen lassen, zwei Kinder, sie selbst, Charlotte, etwa sechs, ihr Bruder Fritz sieben Jahre alt.

Emil Palleske.

Beachte wohl den Hergang in dem Leben,
Nicht dunkel bleibt der Dinge Lauf,
Es werden lichtvoll längst vergangne Zeiten.

Im Elternhause.

(Schloß Waltershausen im Grabfeld. — Schloß Dankenfeld.)

„Lieber Fritz,[1] warum dürfen wir heute nicht zur Großmutter kommen?"

„Ich weiß wohl, warum wir sie heute nicht besuchen dürfen."

„So sag' es mir auch."

„Das vermag ich nicht, weiß auch nicht umständlich genug den Anfang; aber der Förster kann es uns gewiß genauer erzählen; wenn er am Sonntag zu uns kommt, will ich ihn darum bitten, dann wirst du es hören."

Er kam, und wir fragten, was der Großmutter denn begegnet sei, daß sie an diesem Tage uns nicht sehen wolle?

„Ich will es euch sagen," sprach er; „aber es sei zum letzten Mal, denn ich leide, wenn ich davon rede. Wohl bekannt ist mir, was seit sechzig Jahren in diesem Hause vorgegangen und länger noch; denn mein Vater und Großvater waren Jäger, dann Förster bei dem Herrn v. Ostheim.[2] Ich war in gleichem Alter mit Ihrem Großvater, viele Jahre begleitete ich ihn auf die Jagd, keine Büchse hat er abgeschossen, die ich nicht geladen hätte. So

[1] Fritz von Ostheim, Charlottens Bruder. Charlotte ist die Fragende.
[2] Charlottens Großvater.

kamen wir auch den 10. Februar ermüdet von der Jagd zurück. Nach einiger Rast ging er zum Mahle mit Frau Elisabeth [1] und Aegidius [2], dem jetzigen Herrn, ohne Gefährten, welches selten war; die andern edlen Herren waren in dem Jagdhaus zu Oberfeld geblieben. Der Herr war nicht so frisch und wohlgemuth wie gewöhnlich, sie weilten noch beim Mahle, als zum Abendgebet geläutet wurde. Da rief er: „Ist ein Begräbniß, man läutet ja mit allen Glocken?" „Mein Herr," sagte Frau Elisabeth, „man hat ja nur wie gewöhnlich geläutet."

Da nahm er das Käpplein ab, faltete die Hände, und blieb so lange mit geschlossenen Augen.

„Ach, wie bleich ist er — wie schwermüthig!" sprach leise die Hausfrau. So harrten wir schweigend. Endlich öffnete er wieder die Augen, stand auf und sprach den uns bekannten Spruch: „So waltet die Macht — mit Liebe der Sohn — in Frieden der Geist!" Er öffnete das Fenster, da wo heute noch die große Tanne steht. Die Luft so mild, das Mondlicht klar, kein Zweig regte sich. Er sprach: „Zwar fern noch, doch hör' ich Pferdeshuf." Der Reiter kam den Buchberg entlang und stieß in das Horn, als er in das Dorf kam. „Eile herab Jörg und erwarte den Reuter" ward mir befohlen. Wie er näher kam, erkannte ich den Leibjäger des Herrn v. Stein, er rief mir entgegen: „Jörg, Jörg! wir haben Hirsche und Rehe gespürt, übermorgen wird ein Treibjagen sein!" Aus der Jagdtasche zog er einen Brief, ich meldete ihn und er überreichte denselben. Der Herr las und gab ihn Frau Elisabeth.

„Wie könnte ich solcher Bitte widerstehen! Dies wird wohl das letzte sein in dieser Jagdzeit."

Elisabeth war aber unmuthig über die häusliche Störung, auch sehr besorgt des Herrn wegen. „Nimm ein Pferd, Jörg," fuhr dieser fort, „reite mit dem Jäger nach Oberfeld, sag', ich

[1] Geb. von Winzingerode, Charlottens Großmutter. [2] Charlottens Vater hieß Johann Friedrich Philipp von Marschalk, geb. 1723, † 1768. Charlotte nennt ihn Aegidius. Charlotte Marschalk von Ostheim, geb. 25. Juli 1761 zu Waltershausen im Grabfeld, Kanton Rhön und Werra, † 12. Mai 1843 zu Berlin. (Schiller's Beziehungen S. 445.)

hätte die Einladung willig aufgenommen, würde morgen gegen Abend eintreffen. Du kehrst nicht zurück, sie werden dich dort brauchen können; dein Vater wird mit mir sein."

Heiteren Sinnes hatte er am andern Tage den Ritt vollbracht. Mit Freudeschall und Händedruck kamen die Herren ihm entgegen, als er zu Oberfeld in den Saal trat; auch von dem gemalten Hirschlein, welches zwischen den Geweihen das Kreuz trug, ward er von der Decke herab freundlich angeblickt. Den trauten Kreis mahnte erst die Mitternacht-Glocke zur nöthigen Ruhe, bevor die Jagd begönne. Mit Tagesanbruch durchtönten die Waldhörner den ganzen Forst.

„Merk auf, Charlotte," sagte Fritz, „jetzt kommt der Tag."

„Ja wohl," sprach der Förster; „das ganze Revier kam in Bewegung, muthige Rosse wurden bestiegen, Doggen und Windhunde umringten die Reiter. Die Jagd begann. Reichlich war die Zahl des erlegten Wildes, die Mittagsstunde vorüber, nur hie und da wurden noch einzelne Schüsse gehört. Schon zog ich das Jagdzeug zusammen, als ich meinen Namen rufen hörte, und wiederholt immer stärker. Ich eilte zur Stelle, was sollte ich sehen! — Meinen Herrn auf dem Rasen liegen, Alle um ihn her versammelt. Einige riefen: ‚Er ist gestürzt!' Andere: ‚Es ist ein Fehlschuß!' Wieder Andere: ‚Der Schlag hat ihn getroffen!' — Aber nicht Wunde noch Contusion waren zu finden. Vieles ward versucht, eine Ader geöffnet — kein Blut floß! — Wir sahen ihn — er war dahin!

Da flochten wir Jäger eine Bahre von Zweigen und abwechselnd trugen wir den Entseelten, dem die sämmtlichen Jagdgefährten folgten, bis auf den Herrn v. Winzingerode[1], welcher vorauf geritten war, um seiner Schwester das schmerzliche Ereigniß zu berichten.

Am Abend kamen wir zum Dorf, waren nahe der Kirche, als wieder zum Gebet geläutet wurde. — Der Zug stand und Alle beteten das ‚Walte'. Dann sagte ich, wie der Erblichene schon Tages vorher diese Stunde geahnet, als er gesagt: ‚man läutet

[1] Der Schwager des Verstorbenen.

ja zu einem Begräbniß!' Die Gemeinde umringte die Bahre mit Klagen und Thränen des Jammers." „Dann lief der Gaul," fiel Fritz in's Wort, „den der Großvater geritten hatte, los und ledig in den Hof. — Das also ist der Tag, an dem wir die Großmutter nie sehen werden."

* * *

„Von unserm Vater kann ich dir nun Vieles erzählen, Schwesterchen!"

„Heute nicht, lieber Fritz. Der Förster sprach so ernsthaft, daß ich nichts mehr vernehmen will."

Auch gern sprach der Alte davon, wie er mehrere Jahre in Straßburg mit dem Vater verweilt, welcher dann einige Jahre auf Reisen gegangen, durch Frankreich und die Schweiz, die schönen Gegenden, aber auch Gebäude und Gärten zu sehen, woran der Herr Freude gehabt.

Wie gern hören Kinder von der Vergangenheit! Wie es war, ehe sie waren, Neues, immer Neues, und das schon Gehörte wiederholt erbitten sie.

Eine Veränderung in der Umgebung des Schlosses war sichtlich. „Sieh'," sprach Fritz, „um das Schloß herum war ehemals ein tiefer Graben, und die Zugbrücke ging fast bis an die Kirche. Der Graben wurde ausgefüllt; die lange Ebene, jetzt mit Blumen und Kräutern geschmückt, die Gänge bis zum Teich hinunter, alles dies war einst ein Kirchhof; und nun ist von dem klaren Bach, der so manche Mühle treibt, auch der Garten begränzt. Komm' mit mir und laß uns nun hier die geschlängelten Pfade zur Wiese hinab gehen."

„Lieber Bruder, ehemals war es wohl noch nicht bequem über die Gräber zu laufen."

Also mußten die alten Rittterburgen umschanzt sein, um gegen Ueberfall zu schützen. Mancher mag wohl beim Heraufklettern Hals und Beine gebrochen haben. Gegen Norden war das

Haus durch schwarze Tannen geschirmt. Vom Gymnasio besuchte ein Schüler oft meinen Bruder. Wenn wir denn auch so schwatzten, pflegte er zu sagen: „Sie irren, die Ritter waren wohl nicht so schlimm, denn sie haben ja so viele Kirchen erbauen lassen, und dies war ja der Kirchhof; Predigtamt und Kirche ist für das Himmelreich und die Leute müssen erst begraben werden, ehe sie in das Himmelreich kommen." — „Mein Bruder mag doch wohl recht haben, daß der bösen Leute wegen die Gräber so nahe, auch die Zugbrücken da waren."

Da sprach Fritz: „Wenn Ihr Beide einmal mit mir in den Keller hinab wollt, so will ich Euch auch einen Brunnen zeigen, der so tief in die Erde gehet als die Burg hoch über ihr erhaut ist — und woraus sie das Wasser bei Umzingelungen schöpften. Doch kommt, wir wollen zum alten Förster gehen, der mag so gerne mit uns plaudern." Wir gingen hin. „Der Herr," begann nun unser guter Förster, „mochte wohl das sechsundzwanzigste Jahr zurückgelegt haben, als wir aus dem Elsaß heimkehrten. Mit ihm kam neues Leben, denn Vieles ward geändert; man ebnete, machte urbar das Wüste, neue Anpflanzungen, bequemlicher die Wohnungen, damit Alles in Blüthe und Ordnung, wenn er einst eine Gemahlin heim führen würde. Und wie wird nicht heute noch geschanzt und gemauert, um dem Ganzen mehr Dauer zu geben."

Das Mägdlein hatte Behagen an der theilnehmenden Aufmerksamkeit des Bruders, denn Manches verstand sie nicht, was der Förster sagte.

* * *

Aus den damals zukunftsfernen Jahren — jetzt fern in Vergangenheit — will ich heute eine Erinnerung niederlegen.

Wer weiß, zu welchem Loos ein Kind geboren — wer weiß, für welch' ein Leid der Arzt das Kind errettet! — Krank war mein Jüngstes und von Allen, die es sahen, aufgegeben; da ward uns ein Arzt aus Ostheim, der schon oft der Kinder Retter gewesen. Eilig ward ihm ein Wagen geschickt, und gegen Morgen

war er bei uns. Er sah den Knaben und fand ihn höchst gefährlich krank. Kräuter, die er mitgebracht hatte, wurden in Wein gekocht, und darein das Kind gelegt. Gegen Krämpfe gab er Linderungsmittel. Mit solcher Pflege verging der Tag; in trüber Sorge um den Knaben pflogen wir keine Unterredung. Am Abend sprach der Arzt: „Ich werde nun einige Stunden ruhen, und wenn die Krämpfe nicht stärker wiederkehren, so können wir hoffen. Als er wieder kam, konnte ich ihm sagen, daß ich nur schwächere Anfälle bemerkt. Wir tranken Kaffee, um die Wachsamkeit zu befördern. Wiewohl durch Beschwerden gefesselt, war dennoch sein Gemüth zu sinniger Vertraulichkeit geneigt, und er sprach gern über Gemüths- und Krankheitszustände: „Wie die Natur auf die Natur zu wirken hat, sucht unsere Kunst und wird wohl ewig suchen. Die Menschheit ist krank, ein zunehmender, immer wachsender Kampf in diesem Baum des Lebens; in dem Einzelnen kommt das Uebel zur Reife. Dann nennen wir ihn den Kranken, wie den nach der sittlichen Verkettung Irrenden den Verbrecher. — Bitt'rer Harm, scheidendes Mißtrauen, tiefe Wurzeln habt ihr in die Natur des Menschen geschlagen und des Guten Einwirkungen verhindert."

In solcher Mittheilung verging ruhig die Nacht. Nun schimmerte zwischen den Fensterladen das Tageslicht herein; wir öffneten die Fenster, die frische Morgenluft wehte segnend nieder, die Wange des Knaben röthete sich, und wir sahen belebt das blaue Auge.

Simon sah ihn an und sprach: „Wir können nun mehr als hoffen!"

„Ihnen allein danke ich die Besserung, die Rettung!"

Der Arzt frommen Sinnes sprach: „O möchte ihm die Sonne der Erlösung ewig leuchten!" Er sah in die Gegend umher: „Hier ist ja auch die Ostheimer Buschkirsche."

„Sie bedeckt Rasenhügel, die vormals Grabhügel waren; durch Gräber wollten Vorahnen sich vor Ueberfällen schützen."

„Eine wohlfeile Leibwache! — Auch eine reizende Schilderung gibt Ulrich v. Hutten von den Ritterburgen. Der meiste Raum war für das edle Roß, der andere für das liebe Vieh; jeder Winkel diente, rostige Waffen zu bewahren. Reine Luft war selten

in diesen dunklen Hallen, noch selt'ner ein sinniges Gespräch, und ach! — kein Frieden, noch Ruh dem müden Pilger! — damals waren die Früchte bis zur Fäulniß gereift. Die Richter der Zeit, was werden sie je anders sagen, als: es muß anders werden!"

„Doch sagen Sie mir von den lieblichen Früchten. Wie kommt es, daß in Ostheim die Buschkirsche so besonders gedeiht?"

„Diese Frucht ist durch einen Ostheimer, der Chirurgus in Spanien war, zu uns gebracht worden. Er bepflanzte damit einen Rasenhügel, und hütete ihn eifrig, damit niemand einen Kern von diesem Gewächs erhielte; all sein Thun und Treiben war dahin gerichtet, diese Pflanzung zu bewahren. Da er nun krank und dem Tode nahe war, schickte er seine Knechte aus, um das Gebüsch vom Hügel auszurotten, und in den Hof zu bringen, wo er Alles vor seinen Augen verbrennen ließ. Als ihm nun der Knecht betheuerte, es wäre keine Wurzel auf dem Hügel mehr, rief er: ‚Also ist es vollbracht! mein spanisches Herzblut soll kein anderer genießen!' — Einige Sträucher jedoch waren auf der Straße gefunden und sorgsam gepflanzt." Noch muß ich hinzufügen, wie dieses Gewächs behandelt sein will, da es besonders bei uns bekannt ist. Es bedarf nur eines Rasenhügels. Bei neuen Anlagen soll man den dritten Theil des Bodens anpflanzen, und zwar in einzelnen Büschen, nach fünf Jahren den zweiten, nach zehn Jahren den dritten; steht der Busch fünfzehn Jahr, so wird er abgehauen, um von neuem frisch zu treiben, und der Rasen umher wird oft eingegraben. Auf diese Weise bleibt der Kern klein, die Kirsche saftig, in hoher Röthe leuchtend aus dem grünen Busch.

* * *

Nun wieder zur Kindheit. — Jede Wahrnehmung wird ihr Gefühl, Gesinnung. Wie Vöglein den Faden nicht sehen, der sie bindet, so waren auch wir beachtet.

Der Frühling kam, mit ihm Veilchen und Maien. Da war für das Mägdlein vollauf zu thun, Blumen und Kräuter zu sammeln, zu trocknen, es sollte Erquickendes und Heilendes daraus

bereitet werden, denn in Krankheit und Schwäche verlangte man Labung bei der Gutsherrschaft. Alles ward treulich besorgt und gewann durch Sinn und gute Wahl an Werth; auch lebten die Eltern vermeidend zerstreuenden Umgang, der so viel Langeweile erzeugt, als er heimträgt. Auch Freunde kamen wieder zu den Trauten, sahen gemeinschaftlich sich im Buche des Schicksals und fühlten tiefer die Fügungen des Seins.

Im Herbst verließen die Eltern gewöhnlich dieses Gut, und reisten nach den Besitzungen im Steigerwald. Da fanden sich der muntern Gesellen gar viele, welche der Jagdlust ergeben; auf den umliegenden Ritterburgen, ja selbst in den Abteien fand man der Jagdlust Mitgenossen und Freuden.

Die Mutter [1] blieb in Dankenfeld, wie das Jagdschloß genannt wurde; die Hausfrau mochte den Wechsel der Zerstreuungen nicht, sie blieb heimisch, dauernd in Güte und Sorgfalt. Es war da stets Wechsel des Stilllebens mit lärmender Genossenschaft, wo dann jede Kammer bewohnt war. Es war hier, wo Aegidius v. Ostheim durch den Tod seines Reisegefährten, Rath Veit, sehr betrübt wurde. Er war ihm in Allem Gehülfe und Vertrauter gewesen. Wie selten wird ein Gehülfe gefunden, noch selt'ner ein Vertrauter ersetzt! — Freunde, wo Wollen und Thun wie Hand in Hand. — Noch waren nicht alle Anlagen vollendet, die er mit angegeben, deren Ausführung er geleitet hatte. Für mich entstand dadurch eine Aenderung. Seine Wittwe, aus Nancy gebürtig, wohnte von da an mit mir, ich war besonders ihrer Aufsicht überlassen. Da sie lieber französisch als deutsch sprach, wußte ich in wenigen Wochen alles, was uns umgab, in dieser Sprache zu nennen.

Eigentliches Kinderspiel war nicht verboten, aber es blieb dazu keine Zeit. Ob es absichtlich gehindert wurde, weiß ich nicht, mit Docken (Puppen) hab ich nie gespielt. Wird ein Mädchen dadurch in Handarbeit geübt, wird sie doch besonders nur gewitzigt, sich und ihresgleichen für Puppen anzusehen, wenn nicht leblos, doch geistlos. — Wer die Kindheit ungekränkt durchlebt, hat den milden

[1] Charlottens Mutter Wilhelmine Rosine Freiin von Stein zu Nordheim († 1769). Beziehungen S. 445.

Thau am Morgen genossen. Für Sagen und Meinungen war ich empfänglich. —

Gern gedachte die Wittwe der Tage, wo sie die Vertraute ihres Mannes gewesen. „Ja," sprach sie, „wir haben viele Sorge wegen des Herrn gehabt. Er wollte nur dann eine Braut heimführen, wenn die Umgebungen des Schlosses verändert. Bald wurde ein Verlöbniß durch Streitsucht der Verwandten wieder aufgelöst. Da wollte er aus der Heimath nach Frankreich und dort Kriegsdienste nehmen; keinem ward dies bekannt als dem so früh Gestorbenen. Dieser meinte, er sollte es noch bedenken, fragte, ob er sich keines Fräuleins erinnere, die er noch zur Gattin wünschen könne.

„Ja wohl, doch ist es vergeblich, sie wird längst verlobt sein! Gedenkst du des Mahles, welches der Vormund in Oberfeld vor der Abreise nach Straßburg gab? Da waren auch seine Schwestern, seine Nichten. Fräulein München gefiel mir ungemein, sie war ein Kind, so freundlich bedachtsam, gefällig heitern Sinnes, ich wohl acht Jahre älter als sie."

„Sie haben mir schon öfter von ihr gesagt, hier hat man von ihrer Verlobung nichts vernommen.".

„Mein Mann, welcher den Herrn v. E. kannte (den Schwager des Fräuleins, bei dessen Gemahlin sie lebte), reiste zur Leipziger Messe, wo dieser öfter Geschäfte hatte, um ihm von der gehaltenen Unterredung zu sagen. Die Weise meines Mannes hat also dieses Ehebündniß vermittelt. In friedsamem Fleiß hatte Fräulein v. Stein die Jugend verlebt, frei von eitler Hoffnung. Jeder nahte ihr mit Vertrauen, wo nicht selbst mit Ehrfurcht."

Ein Sohn ward geboren, hoffend sahen die Eltern das Erblühen des Kindes. Nach einigen Jahren ward sie wieder Mutter eines Knaben, sie wünschten sich Glück, durch doppelte männliche Nachkommenschaft gesichert zu sein.

Die Mutter verlangte nach dem Erstgebornen, es ward ihr gesagt, er schliefe so fest, daß man ihn nicht aufnehmen könnte. Man zögerte, ihr die Kunde zu bringen, daß er erblichen sei. Er starb in der Stunde, wo sein Bruder geboren ward.

In einem Augenblick war den Eltern die Freude an der Gegen-

wart, das Vertrauen auf die Zukunft erblichen, Stunden der Trauer, Stunden der Klage hielten sie fest. Der Schmerz ward in der Gegenwart des Andern noch tiefer geschärft.

Der Vater unternahm eine Reise, lange blieb er entfernt. Nach Jahren wurde wieder ein Erbe gehofft. Die Mutter vermied während dieser Schwangerschaft so viel wie möglich Umgang und Gespräch; erträglich waren ihr nur in der Einsamkeit düstere Ahnungen.

Die Eltermutter allein war zuversichtlich, es werde wieder ein Knabe geboren. Aus dem Kinderzeug war alles weggethan, was ein Mädchen zu bekleiden dient, und schon hatte sie seinen Taufnamen erwählt. Eine andere Möglichkeit zu äußern, reizte ihren Unmuth. — Das Kind war ein Mädchen; heftig rief sie aus: „Du solltest nicht da sein!" Oft wiederholte sie es, und das Brüderchen sprach die Sylben „Dasein" wie ein Echo nach, und so ward frühe das Schwesterchen von ihm genannt.

Seltsame Verbindung! das einzige Wort — was ist in ihm verheißen! oder hat es unser gespottet? —

Natürlich, daß der Knabe sich der einzigen Gespielin um so sorgsamer annahm, mittheilend und schützend immer ihr Fürsprecher war. So blieb ungetrennt das Geschwisterpaar, in allen guten Stunden, — wir kannten nur solche.

* * *

Der Herbst führte uns wieder in den kräftigen Steigerwald.

Hier war ein Vorgang betrübend. Die Gräfin N., Schwester meines Vaters, kam zum Besuch mit ihren zwei Töchtern. Als die Wärterin die jüngste durch den Saal führte, schlug ein Bild herab; das Kind schrie gewaltsam und fiel in Zuckungen. Nach wiederholten Anfällen starb es in einigen Tagen. Von sehr zarter Bildung, war es doch nie kränklich gewesen.

Auf das genaueste ward untersucht, was den Fall des Bildes konnte veranlaßt haben; kein Windzug, der starke Ring am Rah-

men noch fest, so wie der Widerhaken einige Zoll tief in der Mauer. Nicht für Zauberei wollte man es halten, doch blieb es unerklärlich.

Die schöne Kindesleiche lag in der mit schwarzem Tuch ausgeschlagenen, mit Kerzen erhellten Kapelle. Chorknaben schwenkten Rauchwerk, die Pater sprengten Weihwasser. Weinend, bewundernd umringten wir das holde Bild; ein Kind konnte wohl meinen: so sei die ewige Schönheit! Lorchen[1] war besonders dadurch bewegt und entzückt, und als wir die Kapelle verlassen sollten, rief sie: „Laßt mich hier, ich will mit ihr sein!"

Wie gewöhnlich, ward nach dem Begräbniß gelüftet, geordnet, wieder eingeräumt; dann Schränke und Kammern verschlossen. In diesen Stunden ward wiederholt gerufen: Wo ist Lorchen? Wo ist Lorchen? Man lief um sie zu finden in Garten und Wald. Da brachte ein Mädchen ihre Schuhe, die man in den Gängen gefunden hatte; nun wiederholte man die Nachsuchung in den Kammern, und als man einen Schrank eröffnete, fand man das Kind, wie die Leiche Käthchens die Hände gefaltet unter Tüchern liegend. Man wollte die Art, wie man sie gefunden, dem Vater verbergen, denn er war sehr jäh, doch Lorchen sagte es ihm selbst. Da schloß er die Kleine in die Arme und sprach: „Du liebes Kind, wärest bald an der Augenlust gestorben." —

„Vater, ich will so sein wie Käthchen!"

„Ich lasse dir auch ein Kleid, wie Käthchen hatte, machen, und dich auch so mit Blumen schmücken; aber darin sollst du neben mir sitzen und mit mir spazieren gehen."

Ich erinnere mich, daß wir gewöhnlich nach Straßburger Tracht, zierlich und fein gekleidet waren, das reichliche Haar war dafür ein geeigneter Schmuck. O Jugendzeit, so rein, so frei, dein Nachgefühl ward uns zum Trost der Gegenwart! —

* * *

Dem Sinn für Thätigkeit in Bauwesen und Gartenkunst wird sich natürlich noch eine andre Neigung gesellen: die Gastfreundschaft, die die erwählten Nachbarn um Herrn v. Ostheim versam-

[1] Eleonore von Ostheim, Charlottens jüngere Schwester.

melte. Seine Gemahlin, in guten Einwirkungen erwachsen, hemmte nicht diese Neigung, zeigte in Allem die Anmuth, welche Ruhe und höhere Anschauung verleiht. Ein Wesen, nur das vom Aeußern aufnehmend, was die Gediegenheit des innern Lebens mehrt. Früh der Mutter beraubt, war sie bei den Großeltern in Hannover erzogen; in Dresden brachte sie dann bei der verehelichten Schwester ihre Jugend zu. Sie besaß Sprachkenntnisse, Belesenheit in religiösen und historischen Schriften, wie damals, auch später wohl wenige.

Wissenschaftliche Belehrung zeigt einer Frau, was ihr mangelt, sie ist dadurch zu Höherem fähig; ein lichter Strahl erweckt leicht Sinn des Nachdenkens, sie vermag zu denken, wenn gleich sie es nicht erweisen kann.

Auf keine Weise war Ungleichheit in dieser häuslichen Waltung zu finden, wie so oft im rastlosen Treiben Prunk mit Kärglichkeit sich begegnen. Wer wäre nicht willig gekommen, wo in freimüthiger Weise selbst die Eigenheit durch brüderliche Treue versöhnt war. Die solcher Freundschaft Genossen waren, sie vorzüglich will ich nennen:

Herr v. Truchses, der in England gewesen, hatte manche Eigenthümlichkeit jenes Landes angenommen: landwirthliche Thätigkeit und Schreibsucht. Predigten wollte er geschrieben, abgelesen wissen; in den Abendstunden soll er meist vorgelesen haben, was er am Morgen niedergeschrieben.

Herr v. Grappendorf, der ein Gut in unserer Nähe besaß und mehrere Jahre daselbst wohnte. Seine Vorlesungen waren aus den Werken Fenelons und Scenen aus Racine. Sehr gefällig war sein Vortrag, wiederholt wurde er um solchen ersucht. Nach Art wußte er seine Gaben zu vertheilen; für Kinder hatte er manches Räthselsprüchlein.

Wenn Herr und Frau v. Bose kamen, die sehr in der Musik geübt waren, dann versammelte sich aus der Umgegend, was ein Instrument bewegen konnte. Wer aber in diesem Kreis besonders ehrenwerth und lieb erschien, war der deutsche Herr v. Stein, der Mutter Bruder. Mit frischem Sinn trachtete er nie anders zu erscheinen, als er sich bewußt war. Er hatte seinem Lehrer ver-

sprochen, nie Karte zu spielen, nicht zu tanzen; und wenn gleich er in allen Uebungen excellirte, hat er doch dieses Versprechen gehalten. Seine Ordensverhältnisse, Gewandtheit in Leben und Sitte hatten ihn zu vielfachen Reisen bewogen. Wiewohl er eignes Vermögen und eine reichliche Commende besaß, war der durch körperliche Uebung und Entsagung gestählte Mann ein Vorbild freier Armuth. Das Geschwisterpaar, so seelisch! was sie mit Andacht vernommen, war Thau und Wärme für die eigene Seele; die intellectuelle Kraft also durch die Macht des Geistes beseliget, welche den Glauben erzeugt: ich weiß, daß mein Erlöser lebt! —

* * *

Der kaiserliche Geheimerath v. Borié hatte, begünstigt von Maria Theresia, in dieser Gegend manche Ansiedelung befördert, Fabriken angelegt; seidene und woll'ne Waaren, auch Tischzeug wurden daselbst verfertigt. Durch des Vaters Thätigkeit verbreiteten sich einige Zweige auch in dessen Besitzung. Köstliche Leinwand, sinnbildliche Damasttücher, und Vieles was zur Bekleidung der Hausgenossen und zum Vertrieb gesucht wurde. Die Bleiche, wo sich der Fleiß im reinsten Glanze zeigt, war meine Lust. Da ich das Spinnen als die beste Beschäftigung erkannte, so war ich sehr betrübt, daß meine jüngere Schwester es leichter begriff, als ich.

Die Brüdergemeinde war, wie bekannt, in ihrem Einfluß und in Handelsverhältnissen wirksam. Manche Familien hatten ihr Kapitalien vertraut. Ich gedenke noch, daß Reisende kamen, in braunem Gewande, stattlich und ernst, man sagte, sie kämen aus Holland. Sie brachten Materialwaaren aller Art: trefflichen Thee, niederländische Stoffe, worin die Frau des Hauses gewöhnlich gekleidet war, und noch heute sind solche Stoffe gefällig.

Noch erwähnen darf ich, was uns besonders ergötzlich: Ein neuer Flügel im Jagdschloß zu Dankenfeld war erbaut, dessen Wände man bekleiden wollte. Die chinesischen Tapeten waren Mode und da man gern eignen Stoff verwandte, ward ungebleichte und

auch gelb gefärbte Leinwand genommen, in großen Rahmen gespannt. Auf diese wurde mannigfaltige Bildnerei in erhabener Arbeit mit Seide, Wolle, bunten Flicklein geklebt. Die Gegenstände waren, wenn nicht kunstreich, doch gefällig und belustigend zu fertigen, wenn da ein Palmbaum heute den Stamm uns zeigte, morgen mehrere Aeste, bald die ganze Pracht, dann Figuren erschienen, Kameele, Pyramiden mit Inschriften, so ohne Wiederholung gar Manches in verschiedener Form und Art — welch' ein Frohlocken! Wir meinten auf solchem Grund bald Alles zu erblicken, was auf Erden sei.

Wie hätte ein so freudiges Walten bei Leichtsinn, oder in Uebung erstarrter Gewohnheiten Statt finden können?

Schon öfters war ich in der Kirche gewesen, und von dieser Zeit an sind mir viele Melodien der Choräle bekannt; obgleich ich nicht befragt wurde, war mir doch das Gehörte eindrücklich. Nicht der Prediger dieser Gemeinde, sondern ein Candidat war es, der einst mit Heftigkeit auf der Kanzel sprach. Beängstiget ging ich aus der Kirche. Abends bat ich den Bruder, er möchte mich die Treppe herauf und den Gang hindurch begleiten, wo ich zu meiner Pflegerin kam.

„Du gehst ja sonst allein!"

„Ich fürchte mich — und hast du nicht auch gehört, wie man heute auf der Kanzel sprach: Der Teufel gehet umher — —" —

„Das ist ja nur ein Gleichniß — ähnlich dem Bilde, wo der heil'ge Georg den Lindwurm bekämpft; sollte mir aber der Teufel entgegen kommen, so werde ich es auch so mit ihm halten, wie St. Georg."

„Doch ich fürchte mich nun so sehr, und mag nicht mehr allein sein!"

„Hast du vergessen, was ich neulich dem Vater an seinem Geburtstage aus der Athalie vorsagte? — Christian war Abner, und ich Joab. Joab spricht:

„Soumis avec respect a sa volonté sainte,
Je crains Dieu, cher Abner, et n'ai point d'autre crainte." [1]

[1] Athalie, Acte I, Scene I.

Gegen Schrecken und Furcht haben wir, weil es ein feindliches Land ist, immer zu wachen.

So wahrhaftig aufgenommen war es dem Mädchen ein bleibender Eindruck. Bäume und Blumen und alle Farben umher, sie sind ja belebt, das Licht eine unaussprechliche Herrlichkeit. So weilen in den Wolken Geister, und Engel können zu den Menschen hernieder schweben. So war vormals der Sinn, aber nun sollte ich denken, es könnten auch böse Geister, ja der Satan selbst aus den Wolken hernieder fahren. Ich ging nicht mehr gleichgültig an den Gestalten vorüber, der Blick war sorglich geschärft. — Diese Aenderung bewog die Mutter zur Nachfrage. Als sie den Anlaß erfuhr, sprach sie: „Das Kind hat den Spruch zu hart aufgenommen." Der Mutter war es bedenklich, sie meinte, man sollte noch andere Sprüche lehren, dieser Unterricht würde mir Fassung geben. Nun erhielt ich Lehre in Sprüchen, die ich aufschrieb. Gesinnung, Gedanke waren früh erweckt, und sind wohl bei jedem gepflegten Kinde der Gehalt des Daseins.

Nachbarn und Freunde waren abgereis't, damit jeder heimisch das Pfingstfest feiern möge. Schnell war nun alles wieder in erneuter Ordnung. Nur dann fühlt das Kind ein Eigenthumsrecht, wenn die Freunde es nicht mehr von den Eltern trennen; die süßeste Habsucht lebt in seinem Herzen.

Gewöhnlich saß ich am Tisch neben dem Vater, und der Bruder bei der Mutter. Der Vater hatte die Gewohnheit, die Hand auf mein Haupt zu legen. Das Kind ist besonders zu Thränen geneigt, wenn es die Freude erquickt. Fritz sagte: „Lotte, warum weineſt du?"

„Habe ich dir wehe gethan?" sprach der Vater. Da faßte ich seine Hand und sagte: „C'est une bénédiction, mon père!"

Freude, Dank, Kuß, ... die väterlichste Liebe und Güte bewegte sein Herz.

„Was kann ich thun, um solche Freude ...., was wünscheſt du, was soll ich dir geben? — O fordere, o wünsche nur!"

„Ich kann nicht wünschen .... Segen! — O, wenn es nur immer so bliebe!"

„Du treues Herz, wie hold bist du, deine Ruh verletzt schon ein Wunsch! — Nun ist es schon spät, am Morgen bedenke, was dir am meisten Freude machen kann, dann wirst du mir's vertrauen."

Ich ging mit dem Bruder durch das Vorgemach.

„Was wirst du denn verlangen wollen?"

Mehrere waren in dem Vorsaal, und Betty meinte: „Wenn ich nur an Ihrer Stelle wäre, ich wollte schon wünschen."

„Wünschen, das vermag ich nicht; sagt mir nur, was Ihr wollt, ich will dann darum bitten."

„Wer weiß, wer hier von uns noch den Namenstag des Herrn erlebt; ich so bin verlobt und ziehe ab. Bitten Sie recht schön, daß nach den Feiertagen uns noch ein Tanz erlaubt wird."

„Ja, ja," sagte der Laufer, „das war ein Wort zur rechten Zeit, die Prager sind schon in der Gegend und ziehen nach Kissingen, die will ich suchen, daß sie aufspielen."

Ein alter Jäger kam auch heran. „Fräulein Charlotte — nur auch guten Braten und Felsenbier."

„Und darf ich die Prager rufen, dann lauf' ich am frühen Morgen auf die Gleichberge und hole Blumen und Kräuter, die dem Herrn so gefallen; dann winden wir zu Dank und Lust einen mächtigen Kranz!"

* * *

Die Schwester des Vaters kam meist im hohen Sommer mit ihren Kindern nach Waltershausen; da ward nichts verschwiegen, was während der Zeit ihrer Abwesenheit Geschäfte und häusliche Anordnungen betraf. So fand sie manches verschönt: an dem Wiesengrund über den klaren Bach ein Brücklein gezimmert, da führten denn buschige Pfade nach dem Buchberg, wo Ruhesitze unter auserlesenen Bäumen und die Fülle der Waldbeeren besonders der Kinder Ergötzen und Labung war; die lange Ebene des Gartens mit süßen Früchten und Blumenfloren bedeckt, wie auch künstliche Fontainen. Die Terrassen neu gemauert, wo seltene

Trauben und südliche Früchte reiften, darüber die Baumalleen, an welchen sich die vollen Aeste wiegten.

Noch eines sei erwähnt. Auch ein Kindergarten war in diesem Bezirk. Fritz, Christian und Velten, ein Jägerbursche, waren darin beschäftigt; letzterer war gefällig, zuvorkommend in allem, was Fritz wünschte, aber heftig, ungestüm gegen Kameraden, wodurch er manchen Verdruß erregt hatte. Auch ein kleiner Wagen, ziemend und nett; und durch Velten's Geschick waren zwei Böcklein so gut dressirt, daß man gar leicht mit ihnen dahin fahren konnte. Dies ergötzte besonders die neu angekommenen verwandten Gespielen. Auch sie hatten eine Gabe gebracht, die dann die Zierde unseres Gartenhäuschens, das von Baumrinde errichtet, innen mit Moos und Muscheln geziert war. Ein Madonnenbild war ihre Gabe, nun in dem Gartenhäuschen gefeiert, täglich mit frischen Blumen umgeben; dunkle Nelken prangten um dasselbe.

Wer der Jagdlust pflegt, mag auch Fischerei üben. Ein solches Fest war im hohen Sommer und im Spätherbst. Der Schwester zu Ehren sollte es diesesmal noch gefälliger begangen werden. Der klare Bach, der sich durch Felder und Wiesen schlängelte, bot reichlichen Gewinn dieser Art. Gute Nachbarn waren an diesem Tage erwartet, und andern wurde durch flinke Läufer ein Briefchen gesandt.

Fritz stand längst am Fenster, da rief er: „Da kommt Caro gesprungen!" Die Thür wurde geöffnet, schnaufend warf sich der Windhund zu den Füßen des Knaben, der sorglich die blecherne Kapsel öffnete und das Blatt las: „sie kommen, sie kommen; auch von Nordheim, mit allen Kindern, die jetzt laufen können!"

Daß die Hunde früher mehr dressirt waren als heute, wird manchem noch bekannt sein. Die Windhunde in Waltershausen waren Träger der Zeitungen von da nach Nordheim, auch die schönsten Hunde der Art. Alle Fischgeräthe waren in Bereitschaft, Viele vom frühen Morgen an in solchem Geschäft; schon in den Bottichen die auserlesensten Fische. In Mitten der sammtenen Wiese war hell wie ein Spiegel der Teich, die Vögel um Bäume und Sträucher flatternd erfüllten mit Gesang die Luft. Die

Гос. Центр. библиотека
Иностранной
Литературы

fränkische Landschaft ist nicht imposant, aber mannigfaltig und zu Anlagen günstig.

Die Freunde waren angekommen, jedes bedacht, mit gemüthlichem Sinn den Genuß zu erhöhen. Auf der Rasenmatte am Bach, von hohen Bäumen beschattet, waren nun Tafeln gedeckt in freier Natur; durch sie sollte der Tag gefeiert werden. Hoch flammte es um den Kessel, worin die Maletot gesotten wurde, Fische auf Rosten, denn auf mannigfaltige Weise sollten die Schwimmenden genossen werden. Wohl war auch hier bedacht, was Wohlsein und Geschmack erhöhen konnte: südlicher Rebensaft und der goldglänzende Rhein im grünlichen Glas. Da hörte man in der Ferne Posthörner. Dieser Schall deutet auf Unerwartetes oder Ersehntes. — Oefter besuchten Reisende den Park. Ein Reitender eilte voran, um anzuzeigen, daß man auf der Fahrt nach Kissingen hier weilen möchte.

Die edlen Herren eilten den Reisenden entgegen, geleiteten dieselben über die Gartenebene, den Schlangenpfad hinan, herab in den Wiesengrund; und Herr v. Ostheim sprach: „Den schönen Tag traulich zu feiern, vereinigten wir uns heute allhier; zufrieden und heiter sind wir wohl, doch eines hat noch gefehlt, das Glück! Dies gewähren Ew. Durchlaucht uns in Ihrer Gegenwart!"

Dann ward in heitern Gesprächen noch festlicher gelebt.

Wie oft sprach der Hofprediger Pfranger mit Verehrung von dem Herzog,[1] pries dessen seltene Persönlichkeit und so kenntnißreichen Sinn: „Talente zu begünstigen, war ihm besonders bedeutsam. Ueberströmend von Erinnerungen, wenn er über Literatur sprach, bezeichnete er den Hörern die Schönheit mancher Dichtung mit feinster Unterscheidung."

Als ich die Ehre hatte, den Herzog in Hildburghausen zu sehen, sagte der Fürst: „Gern gedenke ich noch des Tages, den ich bei Ihren Eltern erlebt. Ihr Vater wünschte, ich möchte im nächsten Jahr wieder allda sein; ich erwiderte: dieser Tag war, wie alles wahrhaft Aechte, ein Solitair, ein gleicher kommt doch nicht wieder!"

---

[1] Von Sachsen-Hildburghausen, Ernst Friedrich Carl, † 1780.

Alle waren von dieser Rede bewegt, ich fühlte, was ein Dichter sagt: Die Seelen leuchten unter dem Schleier der Thränen! [1]

* * *

Auch für meine Tante kam der Tag der Trennung. Schnell eilt unter Freunden ein Monat dahin. Da ihre Tochter sich zu uns gesellt hatte, und während dieses Aufenthalts, da sie sonst leicht trüb gestimmt, heiterer geworden, so wollte die Gräfin R., daß ich sie zu ihrem Landsitze begleiten möchte, und somit einer heitern Gemüthlichkeit förderlich sein könnte.

Leichter ward mir die Trennung, da die Eltern in wenigen Wochen nachzukommen gedachten. Die Schwäche meines Gesichts erregte schon damals Sorge; um so bedeutsamer aber war mir, was ich durch Rede und Ton erfaßte.

Im Itz-Grund, dem schönsten Gaue in Frankenland, lag das Gut des Grafen R., wohin sich schon mehrere Verwandte begeben hatten. Hier war es, wo ich die Kartoffeln zum ersten Male sah. Diese schon gepriesene Frucht gestattete man auf die Tafel zu bringen, und dies geschah mit einiger Feierlichkeit durch den jungen Herrn v. Hutten. Wenn gleich diese Knolle von andern Gästen verschmäht wurde, so war sie doch wegen ihrer schnellen Bereitung der Jugend stets angenehm, ja sie gehörte fortan zum täglichen Mahl. Wir wissen, was diese Frucht gewährt, und was sie dem Volke ist; wir können von ihrem Nutzen sagen, nie aber, was geworden wäre ohne diese Gabe.

Das Schloß war neu erbaut; man erwartete Bruder und Schwägerin, zu deren Empfang die Zimmer bereitet wurden. Da im Voraus so gern Angenehmes bedacht wird, so gingen wir des Tages mehrere Male in diese Zimmer voll freudiger Hoffnung, die Eltern bald hier zu sehen. Nur Stunden sollten wir noch zählen, — aber es kam ein Bote, und ein schwarz gesiegelter Brief benachrichtigte uns, daß wegen des Todes des Ritter-Hauptmannes vom Canton Rhön und Werra mein Vater nun zu Schweinfurt

[1] Der Vater starb bald nach jener Jagd, am 28. Oktober 1768.

der neuen Wahl beiwohnen müsse und deshalb den Tag seiner Ankunft nicht bestimmen könne. Das Unerwartete leitet zu neuen Bahnen. So wurden die folgenden Tage zu gegenseitigen Besuchen verwandt und die Landsitze boten Anschauliches und Vergnügliches dar. Endlich ging es auch zum Kloster Banz. Zwei Frauen, Sohn und Neffe begleiteten die Gräfin R. Verwandte dieses Geschlechts waren als Benedictiner in diesem Kloster und öfter zu Aebten erwählt worden. Meine Tante wurde sehr ehrenvoll empfangen, was zu bemerken ist, da sie damals noch nicht das katholische Bekenntniß abgelegt.

Wenn nicht in der Kirche, an der Tafel, oder auf Lustfahrten, so ward die übrige Zeit an Spieltischen zugebracht, und in diesen Tagen ward auch viel von der Erscheinung der vierzehn Heiligen gesprochen. Die Sagen waren verschieden, von wem sie gesehen, wie und wo. Auch sagte man lächelnd: die Heiligen meinen wohl, ihres Gleichen hier nicht mehr zu finden, weil sie in so großer Anzahl erscheinen. — Dieses von Einigen mit gefalteten Händen und gesenktem Haupt immer wiederholte Gespräch über diesen Gegenstand mußte wohl einem Kinde auffallend sein, und so fragte ich denn mit forschendem Blick: „Was ist denn ein Heiliger?"

Da sprach ein Pater: „Ein Jünger des heiligen Benedict kann durch seinen Beistand ein Heiliger werden."

„Wie aber werden sie dies?"

„Durch den Glauben an Jesu Christ, durch Gebet und Leiden."

„Die aber nun gesehen worden, sollen ja Alle längst gestorben sein."

Da sagte wohl ein Witzling (denn Reisende aus andern Ländern waren auch zugegen): „Benedict hat keine treuen Diener mehr, daher sendet er nun Schatten."

„O nein, aus den Gräbern sind sie gekommen, wie im Evangelio steht, daß die Auferstandenen in Jerusalem erschienen. Wegen der Gunst, daß uns diese Erscheinung hier ward, wird nun ein Dom errichtet zu ewigem Dank und Gebet."

So sahen wir auf dem weiten Wiesengrunde Steinblöcke auf den Stellen, wo die Heiligen gestanden, und wo nun der Dom errichtet werden sollte. Auch die Namen wollte ich wissen, denn

ich war wohl die Gläubigste; doch wurde ich nicht belehrt, vielleicht aus Mangel der Zeit, oder weil man deren Namen noch nicht erwählt hatte. Reichliche Spenden wurden zu diesem Bau dargereicht und auch von uns freudig gegeben.[1]

* * *

Nach einigen Tagen gelangten wir in wenigen Stunden aus dem Itz-Grund über schöne Pfade nach Bamberg. Der Anblick der schönen, die Stadt umgebenden Gefilde mit den vielen Kirchen und Klöstern, das Treiben geschäftiger Menschen, gewährte uns einen bedeutsamen Eindruck. Unter den neuen Hausgenossen zog eine Frau ganz besonders mich an; sie meinte, daß meine jetzige Diät der vorigen gleich werden müsse; denn die geänderte Lebensweise schien meiner sonst gesunden Natur nicht zuträglich. Da sie auch für sich eine Aenderung wünschte, war ich bei Gastmahlen und die Abende mit ihr allein. Es war das letzte Jahr, daß Frau Adami in diesem Hause zubrachte, denn zwei ihrer Zöglinge waren gestorben. In der Umgebung waren einige ihr günstig, andere feindlich gesinnt, und da ich meine Anhänglichkeit an sie nicht verbarg, so mochte sich jene Gesinnung auch auf mich erstreckt haben. Es ist ein heimlicher Neid; daher heißt, freie Aeußerungen hemmen, weise sein. Einseitige Gewohnheit ist es oft, die vor Allem, was ihr fremd, sich zu hüten, es zu vermeiden gebietet.

In diesen Tagen sah man häufig Fallsüchtige auf den Straßen von Mönchen und Laien umringt, die da sagten: Da liegt wieder einer, der vom Teufel besessen ist. Andere nannten es das heilige Uebel, denn nur der Herr könne ihn davon erlösen. Wenngleich die Verstellung es oft in Anspruch nahm, so pflegte man doch solchen Nothleidenden von der wohlbesetzten Tafel Speise und Trank zu schicken.

Wohl war es in diesen Jahren, wo die aus manchen Ländern vertriebenen Jesuiten besonders in den Bisthümern Aufnahme

[1] Kloster Vierzehn-Heiligen, gegenüber Banz, wurde 1772 vollendet.

fanden. Unter diesen befanden sich Bekannte des Grafen und auch ein Bruder der Frau Adami. Täglich sahen wir Männer in schwarzer Kleidung, sanften, edlen Betragens, selbst beschäftigt oder belehrend in Schrift und Zahlen, öfter uns in Büchern Bilder zeigend und sodann ihre Legenden erzählend. So vergingen die Abende in Befriedigung eines verlangenden Sinnes, und so ward in diesen Tagen auch uns eine ideelle Unterhaltung. Die gütige Frau war, ohne rege Theilnahme zu beweisen, stets mit Gelassenheit beschäftigt, feurig in der Pietät. Wie oft kniete sie vor einem Madonnenbilde oder einem Kruzifix mit solcher Inbrunst betend, daß Jedes die Hände faltete, mit dem Gefühle der Allgegenwart. Es ist eine Macht in dem kindlichen Gebet, das noch nicht weiß von der Noth, die um Hülfe fleht, kein Verlangen noch Sehnen kennt, also Empfangen allein! —

In dem sinnreich geschmückten englischen Fräulein-Koster wurden manche meiner Gespielinnen erzogen. Wir besuchten uns gegenseitig, da ein gleiches Alter uns Freude und Traulichkeit gewährte und in Gesprächen die Segel nach dem noch unbekannten Strom des Lebens schwellte. Doch jugendlicher Frohsinn wird oft leicht getrübt. Als ich eines Morgens die Treppe im Seitenflügel hinaufging, fiel ich nach meiner Empfindung von böswilliger Hand gezogen die Treppe hinab. Angstvoll floh ich zur Frau Adami, nicht sowohl, um mich zu beklagen, als aus Begierde, zu wissen, warum mir Solches geschehen sei. In dieser Bestürzung bat ich, man möchte diesen Vorfall einem geistlichen Herrn sagen, denn der wisse und errathe ja Alles. Nach einigen Tagen fragte ich ihn selbst, ob man es ihm erzählt habe. Er sprach: „Du hattest ja keine Zeugen, vielleicht ist es dir aus eigener Ungeschicklichkeit widerfahren."

„Warum just gestern, ich ging ja schon so oft hinauf."

„Und wenn dir auch ein anderer diese Tücke zugefügt hätte, glaubst du dich denn darum so schwer verletzt?"

„Ich möchte nur wissen warum."

„O, über Großes können wir uns das ‚Warum' nicht erklären, über Kleines sinnen wir auch vergeblich nach. Eins aber sei dir Gebot: dich nicht besser zu achten als andere, wenngleich du von

ihnen gekränkt wirst. Der Herr sah noch keinen, der da Gutes that, ehre den Nächsten, fürchte Gott!" So suchte man die Erinnerung zu verscheuchen und ermahnte den heftigen Sinn zur Demuth.

In dieser Zeit war ich besonders durch Träume aufgeregt; ich schrieb an Fenster und Pfosten den Namen meines Vaters; ich sah ihn im Traume in seinem Schlafgemach auf dem Lager liegend, umgeben von meinen Geschwistern, und daneben seinen treuen Hund. Dieser Traum wiederholte sich mir mit stärkeren Zügen. Mit Thränen in den Augen sagte ich dann der Adami: „Wieder, wieder habe ich so geträumt."

Als darauf wirklich der Tod meines Vaters im November eintraf, waren Alle über so Unerwartetes betroffen, ich aber vorbereitet, gleichsam heimisch in dieser Trauer. Der Schmerz meiner Tante war so heftig, daß sie mich zu sehen vermied, um nicht durch den Anblick der Tochter noch stärker an den Bruder erinnert zu werden. Dadurch kam ich gänzlich in die Obhut der Adami, welche sich meiner ungemein annahm. Durch tiefe Erschütterung wird die Seele gesteigert, hingezogen zu dem Ueberirdischen. So wiederholten wir denn oft Gebete für die Todten und besuchten täglich Kirchen, um den Entschlafenen Heil, den Trauernden Trost zu erflehen.

Es war nun gegen Weihnachten, die drei Könige gingen mit Gesang in diesen Tagen umher und theilten Weihrauch, Specereien und vergoldete Früchte aus; die Straßen wogten voll Menschen, welche in das Heiligthum eilten. Hier hörte man den Gesang der Hirten, dort das Hosianna der Engel; dann auch waren Alle, die von der Geburt des Heilandes Zeugen waren, bildlich oder von Lebenden dargestellt. Wie lange nachher blieb noch die Frage unentschieden: „Hab ich es erlebt? Sollt' ich es nicht erlebt haben?" —

Die Gespielinnen hatten mir gesagt, das Christuskind brächte auch mir am Weihnachtsmorgen Gaben dar. Da erwachte ich denn allzu früh, der Tag brach an, ich erblickte brennende Kerzen und eilte zur Anschauung. Ein wunderschönes Kind, in Wachs geformt, lag auf grünem Moos, gar lieblich, von Jedem bewundert. Der

Pater Joseph hatte es aus Loretto mitgebracht. Auf einem Bande war zu lesen das Thema zu immer erhöhterer Wahrheit:

Hosianna in der Höhe!
Friede auf Erden —
Dem Menschen ein Wohlgefallen! —

Daneben waren auch zwei Kästchen, das eine für die Muhme, das andere für mich. Es war ein silberner Fisch darin, in welchem Arbeitsgeräthe verborgen waren.

Daß ein Jesuskind aus Loretto zu sehen, wurde manchen bekannt; sie kamen, um es zu schauen. Kinder besonders fesselte dieser Anblick, sie knieten nieder und vergossen der Zärtlichkeit weiche Thränen. Bald darauf wurden wir von der Priorin eines Klosters ersucht, ihr dieses Bild zu senden; ein krankes Kind, welches dasselbe bei uns gesehen, sehne sich danach. Es wurde ihm dargelegt; mit Entzücken, unverwandt in Schauen versunken, sagte es nicht mehr von Leid und stechendem Weh, nur von der Hoffnung, bald bei dem Jesus-Kinde zu sein.

* * *

Meine Mutter konnte mich noch nicht heim holen lassen, denn in Waltershausen war eine Epidemie, so daß auch meine Geschwister von ihr entfernt und von Verwandten aufgenommen wurden. Zwei Nichten blieben bei ihr, denn diese hatten schon das Uebel überstanden. Die Mutter löste durch Sorgfalt die Bande der Krankheit, war Vielen tröstend und gab lichten Hoffnungsblick den Sterbenden. Als die Geschwister wieder heim kehren durften, ward auch ich abgeholt und zwar durch den Geistlichen des Orts und eine Wärterin. Ich war mehr betäubt als betrübt beim Abschied, des Gemüthes Sinn war durch manchen Eindruck bewegt, auch ahnete ich wohl, daß bei den Meinigen ein anderer Zustand, als der vormals gekannte, sein werde. Ja wohl, er war ein anderer! Aber nicht in der Würdigkeit, sondern nur in der stillen Eingezogenheit, die in diesem Hause jetzt waltete. Am Schloßberg

empfing mich schon der Bruder; er führte mich die einzelnen Staffeln hinauf, der Kirche vorüber bis in den Vorhof, wo ich schon willkommen geheißen wurde, dann in das Schloß, die hohe Treppe hinan, wo im Trauergewande die Mutter, die Schwestern und Nichten waren. Weil ich dem Vater so werth gewesen, ward ich durch solchen Empfang geehrt. Ich hörte von ihm, seinen letzten Stunden, und daß er nach mir sich gesehnt habe.

Mein Lager war in der Mutter Schlafgemach bereitet. Bruder Fritz schien aber betrübt darüber, daß ich immer bei der Mutter war, denn er geizte, ihr nahe zu sein. Wie durch Eifersucht erregt, wechselten in ihm Freude und Trauer. In engeren Räumen ward nun das Familienleben hingebracht; Alles beschränkter, stiller, jedes so nahe und doch so schweigsam. Wir sahen nur nach den Augen der Mutter und lauschten ihrer Rede. Ich erfuhr in diesen Tagen auch wohl Tadel, in der Haltung wäre ich nicht so gefällig, wie ehemals, dabei unwahrnehmend für Aeußeres und Anderer Begegnung.

* * *

Die wechselnden Stürme und Frühlingsschauer wurden immer gewaltsamer; tosend und mit heulendem Gefolge zog die Windsbraut durch das waldige Thal. Weissagende Stimmen — waren sie dem innern Sinn wohl verständlich? — Es lösten sich Thränen der Seele.

Die Gegenwart so liebend, dennoch gingen ahnende Träume, leitende Blicke in die Zukunft. So hatte der eine einen Sarg im Traume gesehen, der andere die Mutter auf dem Krankenlager, und deren Bruder, den deutschen Herrn von Stein, einen Trauerbrief lesend. Es wurde untersagt, von diesen Träumen zu reden; als ich aber gefragt wurde, in welcher Kleidung ich den deutschen Herrn gesehen, bezeichnete ich genau die Farben der Uniform, von welcher ich nie gehört hatte, denn es war die russische, die er bei diesem Feldzuge zu tragen hatte. Dies war Allen, die es hörten, auffallend. Die Mutter war gern mit den Kindern beschäftigt,

doch zumeist mit dem Sohn, der ihr wohl das Geliebteste auf Erden gewesen. In Stunden sorglicher Freude entfalten sich Gedanken und Worte, und werden zum tieferen Gepräge des Herzens und Lebens. Es ist die entflammte himmlische Neigung, welche künftig alles Schöne und Gute mit solchem Moment vergleicht und durch ihn die Sehnsucht empfangen hat.

Viele Monate waren vergangen, wo die Mutter wegen der Epidemie die Kirche nicht besucht hatte. Sie verlangte das Abendmahl zu genießen und las in diesen Tagen in dem Evangelio Johannis; da ergriff in einer solchen stillen Stunde der Knabe ihre Hand und sagte: „Laß mich doch auch einen rothen Spruch lesen" (sie hatte die Gewohnheit manchen Vers anzustreichen), und er las folgenden:

„Ich habe ihnen Deinen Namen kund gethan und will ihn kund thun, auf daß die Liebe, damit Du mich liebest, sei in ihnen und Ich in ihnen." Joh. 17. V. 26. —

„Also wird deine Liebe auch mit mir sein," sprach der Knabe. „Wahrlich, Mutterliebe ist ewiglich!"

Lange der Luft entwöhnt, hatte die Feuchtigkeit der Kirche ihr einen fieberhaften Anfall zugezogen, von dem sie heftig ergriffen ward. Man sandte nach einem Arzte, der zwei Meilen weit entfernt wohnte. Dieser, selbst bettlägerig, verordnete einen schnellen Aderlaß, der aber das Uebel nur noch vergrößerte, und als ein anderer Arzt herbei kam, erklärte dieser, jener Aderlaß sei die Ursache des jetzigen Zustandes. Von Stunde zu Stunde stieg die Gefahr, an keine Rettung war mehr zu denken. Mit Gelassenheit vernahm die Mutter, daß keine Rettung mehr sei. Da sie bald durch Stickungen der Sprache beraubt war, zeigte sie auf ein Buch; ein Lied war darin bezeichnet. Der Geistliche des Orts las es mit Ernst und Innigkeit ihr vor. — Das war ihr letzter Wille. —

Besonders war der Knabe tief erschüttert; denn als der gesunde starke Jüngling längere Zeit nach dem Tode der Mutter in die Kirche kam, wo er die Mutter zum letzten Mal gesehen, sank er bewußtlos nieder, und so oft er in diesen Hallen weilte, entwich sein heiterer Sinn. Wie im Irdischen so schroff der Wechsel

ist! Die Erinnerung fügt sich dem Schmerz und hält ihn fest. Oede ist das Herz, welches das Geliebte verloren, ohne Inhalt sind ihm der Zukunft Stunden, auch die Zeit kann nicht heilen, nur ändern.

Zwei Tage gingen vorüber wie eine lange Nacht; am andern Morgen hörte ich laufen und rufen: „Wollt ihr sie noch einmal sehen, so kommt nur; eilt geschwinde, sie müssen fort!" — Um zu erfahren, was das Rufen bedeute, wollte ich auch dahin eilen, allein das Vorgemach war verschlossen. Eine Galerie führte über das Gartenthor zu dem andern Flügel. Da war ich nun wieder in den Gemächern der elterlichen Wohnung: Alles still, das Schlafgemach leer, düster; wie Alles so öde, und niemand, den ich fragen konnte! Ich rief, ging weiter, auch da kein Gehör. So kam ich in ein Gemach, wo die Fenster geöffnet waren. Des Aethers Milde und der Sonne mächtige Strahlen drangen hinein. Hier erblickte ich ein Ruhebett, — da lag die Mutter entschlafen! Ich faßte bebend die kalte Hand, hielt sie fest, um näher der hehren Gestalt zu sein und das Antlitz ernster Ruhe zu schauen. Auch in Thränen ahnet das Herz ein erneutes Leben und mächtig erfaßt ein Zustand, der nach Jahren und Leiden erst Gesinnung und Gedanken erhält. —

Licht ist Dein Gewand, heil'ge Macht Dein Leben!
Ewiger Gott! Seligkeit, Seligkeit uns![1] —

* * *

Plötzlich drangen Mehrere in das Gemach und erschraken, als sie mich bei der Leiche erblickten, ich ward fortgezogen und durch den Saal geführt, wo schon der Sarg stand; mit thränenschwerem Blick eilte ich nun in das fernste Gemach. Meine jüngeren Schwestern hatten schon die heimathliche Wohnung verlassen und bei ihrer Abreise eben war es, wo man gerufen hatte: „Wollt ihr

[1] Charlottens Mutter starb am 23. April 1769.

sie noch einmal sehen?“ An diesem Abend wurde der Sarg in die Gruft getragen. Tage weilten wir noch hier und in den Nächten fand ich nicht den Schlummer. Auch ich mußte fort. Verwandte führten mich, die Thüren, welche wir so eben verlassen und an denen wir vorübergingen, wurden gewaltsam zugeschlagen, verriegelt und verschlossen. Viele Hände waren außerdem beschäftigt, noch mehr zu verriegeln und zu versiegeln, und so unter klirrendem Geräusch und Stoßen der Versiegelung gingen wir langsam, leise die Stufen der hohen Treppe hinab.

Verwaist. — In Pflege.

(Nordheim—Meiningen.)

Eine Meile nur, dann waren wir unter Freundesschutz, mit der Würdigkeit empfangen, wie man Trauernde aufnimmt, und durch Sorgfalt für sie eigne Leiden beschwichtigen möchte. Sie waren mit dem Andenken der Entschlafenen erfüllt. Viele Beweise von der Mutter thätiger Gemüthsart wurden uns dadurch bekannt, ein seelisches Fortleben mit ihr! —

Die Jugend war auf diesem Landsitze so zahlreich, sowohl in sich, als durch Andere in Ort und Nachbarschaft, daß, wenn wir ausgingen, gleichsam eine Prozession durch Felder und Wiesen zog. Einigkeit und alles Gute, was aus solchem Bande entstehen kann, waren durchweg in dieser Kinderwelt; sie fühlen am zartesten, wenn Anderen ein Leid geschieht. Werdet wie die Kinder! denn ach! wie viel ist des vergeblichen Tands und des nutzlosen Zwangs!

Ein Geistlicher, den auch meine Mutter sehr geachtet, wurde befragt, ob man denn auch uns in die Kirche führen sollte, worauf er meinte: „Kinder fordern einen eigenen Vortrag der christlichen Erkenntniß, und hier sehe ich ja eine Kindergemeinde, jedem guten hoffenden Gemüth wird ihre Belehrung von Bedeutung sein.“ — Und da er ein Freund der Kinder war, sprach er für sie das Ge-

bet und Worte des Herzens, und man strebte danach, noch andere Verse zu lernen, um noch länger am Gesang Freude zu haben. Der Vortrag geschah in einem Saal, in dem sich eine Orgel befand. Wie Himmelsthau die Blume erfrischt, so waren diese Reden von den Kindern eher eingesogen, als dem Gedächtniß vertraut. Ich würde vielleicht meinen, dies sei ein Bild meiner Phantasie, wenn nicht meine Schwester im Jahre 1819 mir auch von dem Gottseligen gesagt hätte, mit der Bemerkung, daß man ihn einst befragt: Ob er den Herrn gesehn, weil er so mächtig von ihm zeugen könne? Da sprach er: „Gesehn habe ich ihn nicht, allein wie oft fragt er auch mich, wie jenen Simon Petrus: ‚Johanna, hast Du mich lieb?'" Ist mein Gedächtniß mir treu, so war sein Name Johannes Neumeister.

Die Kinder wohnten von einander getrennt. Nur bei Spaziergängen und am Sonntag waren wir vereint. Zu solchen Feiertagen waren wir beflissen uns vorzubereiten, damit sie recht traulich und ergötzlich vorübergingen. Alles war zu unserm Wohl bedacht, nur über eine Kleinigkeit klagten wir, denn oft waren wir genöthigt, Rüben und Wurzeln zu essen. Jeden Abend war dergleichen servirt und an jedem wiederholten wir dieselbe Beschwerde. Lorchen sagte.: „Klagen darf man nicht, — ändern!" —

„Wie soll das geschehen?"

„O laßt mich nur."

Sie hatte die Eigenheit, wenn sie sich etwas ausfinden oder auslisten wollte, so eilte sie, allein zu sein, schwebte hüpfend und schleifend umher; des kleinen Wesens Laune war in jeder Bewegung sichtbar, dann sprach sie ganz leichthin: „Nun bin ich fertig."

Als wir darauf am Abend zu Tische waren und jene Speise vorüber, zeigte sie den leeren Teller hin, da sagte die Tante: „So war es artig, Lorchen, heute hast du doch die Wurzeln aufgegessen." — Wir standen auf, man wollte ihr Zuckerwerk reichen, da sprach sie: „Das gieb einem gehorsamen Kinde."

„Das bist du ja." — Die Kleine aber legte leise ein Papierröllchen auf den Tisch und rief, indem sie hüpfend forteilte: „ätsch, ätsch, Wurzeltante!" — Dieser Vorfall befreite uns von

allem Zwang in Speisen, aber den Titel „Wurzeltante" verbat man sich auch.

Die eine Schwester fesselte nur das Spinnrad, die jüngere war lieblich, zur Schlauheit geneigt, ich aber war zu beiden nicht geschickt. Für ein Wesen, welches schon so manchen Eindruck erhalten, in manchen Umgebungen gelebt, war diese Lage zu unthätig. Einigermaßen wurde dieser Mißstand durch meine Nachbarin gehoben, die auf selber Galerie wohnte. Diese hatte mehr aus Neigung und zur Uebung die Führung der Wirthschaft übernommen, und die häufigen Gastbesuche erhielten die Thätige in steter Uebung. Da wurde ich denn auch zu diesem Zweck beschäftigt, mit Maß und Gewicht, denn man erlaubte keine Willkür. Häusliche Sorgfalt ist die sinnigste Wohlthat, sie sei aber stets so fern von Aengstlichkeit wie von Vergeudung.

* * *

Drei Sommermonate wurden auf einem andern Schlosse zugebracht, wo ein großer Saal und lange Galerien die verwandte Jugend stets versammelten; auch ein Tanzmeister war gegenwärtig, und Volant-Spiel, wie Ballschlagen wurden weidlich geübt. Von der gegenseitigen Zuneigung dieser Jugend habe ich gesagt; dennoch fühlte ich das Verlangen nach Alleinsein, und ein solches bereitete ich mir.

In dem Saale waren sehr hohe Lehnstühle mit breiter Rückenwand. Mit solchen umstellte ich ein Fenster, wo ich noch Raum für Tisch und Bank behielt. So mir selbst überlassen, vergingen die Stunden in einem Nu, ohne Unterscheidung, aber auch ohne Unterbrechung des Wohls. Konnten die Gefährten sich in der Wahl des Spiels nicht vereinen, so wurde ich meist befragt; besonnener dann ward die Entscheidung gefaßt; denn man meinte den bessern Sinn erkannt zu haben.

In diesem Monate erwartete man den Besuch des Fräuleins von Bollier. (Dieselbe, welche erst vor wenigen Jahren gestorben und mehr denn 100 Jahre alt geworden ist.) Sie hat mehreres

geschrieben, auch über indische Sitte und Religion; reformirt, soll sie in den letzten Jahren ihres Lebens zur katholischen Kirche übergetreten sein. Sie besaß viel Kunstfertigkeit in weiblichen Arbeiten, so daß sie einer Spitzen- und Points-Fabrik würde haben vorstehen können; denn sie war erfindungsreich und geschickt im Zeichnen und Modelliren. Die Frauen nannten sie die Tausendkünstlerin, vertrauten ihrem Wissen und Geschick. Stets war man um sie versammelt, um Anweisung und Rath zu erhalten. Da ich nicht die Fähigkeit zu feinerer Arbeit hatte, so ertheilte sie mir nur Anweisung in Filet. War ich dann belehrt, setzte ich mich in meinen Winkel, um zu üben, und war es ohne Fehl, wurde mir wieder ein anderes Muster gezeigt. Das Fräulein war klein, hatte scharfe Züge, doch nicht abstoßend, und uns Kindern flößte ohnedem ihre vielseitige Geschicklichkeit Verehrung ein.

Um die Gäste zu vergnügen, sollte der Aegidi-Tag [1] gefeiert werden und die beiden älteren Knaben Mitgenossen der Jagdlust sein. Sich öfters beim Scheibenschießen übend, hatten sie schon Tage vorher den Jägerschmuck angelegt. Mit Hifthorn und Tasche, das Gewehr auf der Schulter, Eichenlaub auf den Hüten, dünkten sie uns noch einmal so groß. Ehe uns der Tag erweckte, waren sie schon mit leisem Tritt davon geeilt. Nur gegen Abend durften wir Kinder in die Gegend kommen, wo wir die Jägerschaar zufrieden mit ihrer Beute zu sehen hofften. Die große Waldung war durch eine breite Allee getheilt; der Theil, wo keine Gefahr zu fürchten, wurde uns angewiesen. Frauen und Mädchen waren nun versammelt, wo Bänke und Rasenhügel, von einem dichten Laubgewinde umgeben, errichtet waren. Für die Jagdgefährten waren allda Erfrischungen mancher Art, und wir lauschten der Kommenden. Ja sehnend lauschten wir, denn schon entwich das Sonnenlicht. Endlich hörten wir den Hörnerschall und das Bellen der Hunde. Da sprang aus dem Dickicht ein Rehlein, fliegend fast eilte es heran und verfolgt von den klaffenden Doggen suchte es Rettung im eilenden Sprung. Wir nahmen es in Schutz, den gierigen Doggen wehrend. „Es ist mein!" sprach die eine, „es

[1] 1. September.

ist auch mein," sagte die andere — „es ist unser, und von Jedem wird es gepflegt und genährt werden." Da ward das zitternde Thier gehalten, gestreichelt, mit süßer Milch gelabt. Welche Sorge und beneidete Mühe erregte unter uns nicht das kleine Thier! — „Deines gleichen giebt es nicht wieder, o Rehlein, mit so sanft glänzendem Auge! Von der Jungfrau sagt man, schön ist dein Blick, wie das Auge des Rehes!" — Was war wohl diese Freude? Ist das nur eigen, was unwillkürlich uns gewährt wird? — Wir bereiteten auf grünem Rasen dem Rehlein ein Lager; am Tage wurde es mit Kränzen geschmückt, und so manche Gunst ihm bereitet, die leider dem armen Thiere unerquicklich war. Wir sahen es von Tage zu Tage mit schwächerem Muth, das Auge getrübt, und seine Füßlein konnten es nicht mehr tragen. Manches Mittel wurde versucht, doch vergeblich; reichlich wurde es von der Kinder Thränen benetzt, als es dem Leben nicht mehr gehörte. Doch es sollte nicht verschwinden; seine äußere Form ward sorglich erhalten und glänzende Augen von Emaille zierten wieder das Haupt.

Es ward nun herbstlicher; mancher Gast wollte das Lustschloß verlassen, vor dem Abschiede aber noch freundlich treusinnigen Dank beweisen und das Scheiden mit schöner Erinnerung verbinden. Dafür bedacht waren besonders Fräulein v. Bollier und Herr v. Grappendorf. In dem Saale sollte ein Singspiel aufgeführt werden — nichts geringes — der Parnaß mit allen Musen. Apoll war hier zu schauen, auch Pegasus, der geflügelte, ward von dem ausgestopften Rehlein dargestellt: seine Füßchen wohl beschlagen, so daß man ihren Hufen etwas zumuthen konnte. Reichlich floß die Hippokrene, denn in Wasserkünsten war man auch geschickt. Das Feierspiel begann. Als Merkur den Helikon hinaufeilte, um Apoll zu sagen, es nahe die edle Frau, deren Huld er schon so oft gepriesen habe, begann ein Chanson nach einer bekannten Melodie, von Instrumenten leicht begleitet. Dann sprachen die Musen einzeln ihren Gruß in gefälligen Reimen aus und Merkur sagte: „Wo weilt Melpomene?" „Wohl ruhet sie unter Cypressen in einsamer Grotte, dein Ruf allein kann die Trauernde zu uns zieh'n!" — Apoll griff in die Saiten, sie erschien: „Wie kann ich euch wohl ähnlich werden, ihr theilet Spiel, Gesang und Tanz; der

Sterblichen Herz zu erfreuen, habe ich nicht liebliche Worte, meine Rede gehört nur dem tiefen Leid, denn früh wissen wir, was Schmerzliches geschieht und auch was Leiden schafft; ich darf nicht denken, was euer Loos sei; denn Freude, Einfalt blühen nie durch meine Macht. Heute flehe ich dennoch, daß immerdar das Leid von Eurem Herzen fern, vor Eurem Auge verborgen sei; von Euch will ich gekannt nicht sein, nicht durch Euch Ruhm erringen, wenn gleich man stets die Thränen preis't, die ich den Sterblichen entlocke." —

Mit Chorgesang endigte das Spiel.

* * *

Am frühen Morgen waren die Gäste abgereis't und am Mittag waren wir schon in der winterlichen Wohnung.

Immer sichtbarer ward es nun den Kindern, daß man sie bald trennen werde, doch noch unentschieden: wann? und wohin? — Man sprach von Dresden und es wurden bereits Koffer gepackt. Vielleicht ist nur bei dem einfachen Leben ein Vorwissen, denn ohne es von Andern gehört zu haben, sagten wir: „wir bleiben noch beisammen, da können wir nicht hin."

Der Ahndungen zartes Gewebe zerstört so leicht jedes herbe Entgegnen. Der Mensch ist so sein selbst, stets seine eigene Offenbarung, wenn uns nur erst das Geheimniß offenbar, den angebor'nen Schatz zu hüten.

Wir blieben vereint, wärmere Tage hatten uns wiederum in jenem Lustschloß versammelt. Es kamen Lehrer, Aufseherinnen für uns Mägdlein. Alles wurde stattlicher und befangener. Täglich wurde gesagt: „seid gehorsam, folgt und widerspreche nicht!"

Am dritten Pfingstfeiertage sollte eine Wanderung durch die Alleen und den Wald stattfinden und abermals wurde wiederholt: „seid gehorsam, folget nur!" — Der älteren Jugend waren die Gänge wohl bekannt, die hin und her leiteten, doch den heutigen Anführern war die Umgebung fremd, sie hatten nicht den Faden durch dieses Labyrinth. Alle folgten ohne Widerspruch und im

dumpfen Gehorsam. Es brach die Dämmerung ein, wir waren im Dickicht des dunklen Waldes, nun fragte man die Knaben: „wo finden wir den Weg zum Ausgang?“

„Wir müssen nun durch das dichte Gehölz zurück, denn hier ist das freie Feld uns näher.“

Während dieses Suchens war es dunkel geworden, um uns Alles dumpf und still. — Wir brachen durch das Dickicht und erblickten endlich eine weite Wiese. Der aufgehende Mond zeigte die Lichtenburg, die auf einem Hügel unfern lag. Beim weitern Fortschreiten kamen wir zu dem Rasen, wo Lämmer ruhten; wir fragten den Hirten: „was an der Zeit?“ — „Mitternacht vorüber!“ Da hörten wir in der Ferne Hörnerschall und Pferdehuf. Es kam näher, man suchte uns; auch ein Läuten, immer mehr verstärkt, erscholl; denn die Sturmglocken wurden angezogen. Einige eilten zurück, um zu melden, daß wir wohlbehalten gefunden wären, andere begleiteten uns nach Ostheim, das am nächsten lag. Wir kamen in die Behausung des Dr. Neumeister. Dieser, wiewohl aus tiefem Schlummer erweckt, nahm uns freundlich auf. So von seinen Hausgenossen gelabt, erquickte uns bald ein süßer Schlummer. Dieser Irrgang hatte Manchem Schrecken und Kummer verursacht, allein der Jugend Vergnügen gewährt, sowohl wegen des sonderlichen Ergehens, als auch wegen des herzlichen Willkommens, das am Ziel uns ward.

Hier scheiden wir von den Tagen der ersten Jugend, und nehmen die Segnungen des Meisters mit in die Tage der Zukunft.

* * *

Hemmend wirkt für die Jugend die Veränderung äußerer Umgebungen, und welcher Zeit und Entfaltung bedarf es nicht, um die Zustände zu verstehen! Unter gänzlich Unbekannten fühlen wir keine Neigung, zu fragen, zu verlangen. So erschien denn den neuen Hausgenossen mein Betragen ungeregelt, auch vernahm ich zum ersten Mal die Rede: „Du bist ein wildes Mädchen!“

Früher hatte ich nie im Traum die Mutter, das elterliche Haus

gesehen, doch jetzt war die Mutter in jeder Nacht lebend mit mir, und am Morgen starb sie mir wieder. Thränen flossen diesem sich immer erneuernden Verlust, und ich kann sagen: als Kind hab' ich ausgeweint. Wir waren von einer adligen Frau in Meiningen[1] aufgenommen, welche diese Fürsorge sowohl ihrer Neigung, als ihren Verhältnissen gemäß fand; da es der Zeit Bedingniß, in Beschränkung zu schaffen, konnte dieser Zustand wohl günstig genannt werden. Als eine Wohlthat erkenne ich, was ich in diesem langen Zeitraum erfahren, und dankbar fühle ich noch, daß milde Gesinnungen nicht gestört wurden und die grünende Hoffnung durch scharfes Entgegnen nicht entschwand, denn gar leicht wird der Jugend Gesinnung und Phantasie getrübt.

Da meine jüngere Schwester das ABC noch nicht gelernt, und ich das Lesen schon wieder vergessen hatte, sollte mit der Unterweisung nicht gezögert werden; aber die Wahl eines Lehrers fand Schwierigkeit, denn die sich dazu meldeten, waren lächerlichen oder widrigen Benehmens. So vergingen Monate, bis der Zufall eine bessere Wahl treffen ließ. Ein Reisender aus Göttingen, welcher dem Herrn v. Türk empfohlen war, erkundigte sich nach einem Geistlichen, welchen er in der Bibliothek zu Göttingen mit der Abschrift eines orientalischen Manuscripts beschäftiget gesehen hatte. Nachdem er ihn aufgesucht, kam dieser dann mehrere Male, um sich mit dem Fremden zu unterhalten. Er war klein von Gestalt, leicht in seinen Bewegungen, ein freier Blick, eine hohe Stirn bezeichneten ihn. Er war Lehrer der Mädchenschule, hatte wiederholt den Ruf zur Predigerstelle ausgeschlagen, in der Absicht, die Oberlehrerstelle bei derselben Schule mit der Stelle eines Predigers und Inspektors des Waisenhauses zu verbinden. Dieses ist ihm kurz vor seinem Tode gelungen. Er entschloß sich, unser Lehrer zu sein, und ohne Scheu harrten wir seines Unterrichts.

So war ich im zehnten Jahre, als ich das Buchstabiren wieder begann und in wenigen Monaten vorlesen konnte. Von diesen Tagen an blieb Lesen mir Hauptinhalt des Lebens. Der Catechismus ward nun auch vorgenommen, zuerst die Gebote. Das erste

[1] Frau von Türk.

schon war Lorchen bedenklich: „Du sollst keine andern Götter haben neben mir. — Daß ein lieber Gott ist, habe ich lange gewußt; daß es noch andere Götter giebt, hat mir noch niemand gesagt; sagen Sie mir nun auch von den andern Göttern, wie sie sind und wo sie wohnen.“ Um ihr einigermaßen zu genügen, wurden ihr mythologische Bilder gezeigt, woran sie sich dann weidlich ergötzte. So waren die sonderbarsten Einwendungen, und der Lehrer belächelte oft die Laune der Kinder. Ja, nach vielen Jahren, als ich einige Mystiker gelesen, fand ich ähnliche Bemerkungen. Warum Moses die Tafeln zerschlug? wenn er doch dieselben Gesetze wiedergeben wollte, so brauchte er ja nicht darum den Berg Sinai abermals zu besteigen, denn er hatte gewiß Gedächtniß genug, um denselben Inhalt auf andere Tafeln einzugraben; doch sein Zorn beweis't, daß die ersteren Gesetze zu mild für das Volk waren. Das zweite Capitel war reichhaltig für das kindliche Gemüth. Den Lehrer freute es, so manche Legende von mir zu hören, und manche Sprüche des Heilandes, die ich schon erfaßt hatte. Dies war auch außer den Stunden Gegenstand freundlicher Mittheilung. Die Sucht, für die Geselligkeit zu bilden, ist ein Versuch, oder eine Versuchung, die bald aufgegeben werden muß, wenn nicht im Allgemeinen, doch bei den Individuen. Die Fähigkeit, zu denken ist eine Gabe, dem Einsamen gewährt, die leicht durch fremdes Einwirken gestört werden kann. Jedes Aeußere tritt ihr hemmend entgegen.

Im Spätherbst kehrte die fürstliche Familie in die Residenz zurück, und wir sollten derselben vorgestellt werden. Die vielfältigen Ermahnungen: „seid artig, seid ja recht artig“, — erregten uns eine eigene Spannung, den Sinn dieser Rede zu kennen. Für jeden Ausdruck, den wir zum erstenmal vernehmen, suchen wir einen innern Zustand auf. So fragte denn Lorchen: „was heißt artig sein?“ „Être sage“ antwortete man ihr. „Sage“ — das heißt ja weise, das bin ich nicht, und will es auch nie werden. Nun so wollen wir denn hingehen, und wenn sie gütig sind und willig antworten, dann werden wir ja erfahren, ob wir artig waren. Lorchen war sehr verlangend, die fürstlichen Personen zu sehen, sie meinte: „es müßten andere Menschen sein, denn jeder Stand hätte ja seinen Adam gehabt; das sähe man den Menschen an, sie wären

ja so verschieden in Aussehn und Tracht." — Sie beharrte dabei auch noch, als sie die Durchlauchtigsten gesehen, denn sie hätten, sagte sie, ein blasses Gesicht und schwarze Kleider mit langen Schleppen. (Es war damals tiefe Trauer.) Der Ausdruck: „sehr weiß und schwarz," war ihr synonym für die Vornehmsten. Da wir in gleichem Alter mit den fürstlichen Kindern waren, veranlaßte dies öftere Besuche, ohne Zwang, die, je lebhafter, desto angenehmer waren. Der Prinz,[1] nachmaliger Herzog, war sinnreich in mannigfaltigen Spielen. Zu unserer Lust fanden wir Unerwartetes und das Behagen, Eigenthümliches zu bilden; so, einen abgesonderten Garten, Blumen und Baumzucht, die schönsten Vögel in Sang geübt. Mancherlei Gewerbe zu verstehn und zu üben, war schon in früher Jugend des Prinzen Georg's Beschäftigung. Eine schönere Laube von Je länger je lieber, als der Prinz sie in diesem Garten angelegt, habe ich nie wieder gesehen. Gern folgten wir seinen Launen, auch hatte er eine kleine Bibliothek, die neusten Kinderschriften wurden darin gesammelt, diese nahm ich gar gern in Beschlag, um schon am frühen Morgen darin zu lesen.

Nicht lange waren wir in Meiningen, als eine Hinrichtung in einem nahen Gerichtsbezirk stattfand. Die, welche dabei zugegen, sprachen mit Bewunderung von drei Personen: dem Mörder, dem Geistlichen und dem Scharfrichter. Das Betragen und die Persönlichkeit des Delinquenten erregten Erstaunen. Der Geistliche hatte seine Buße und Andacht bis zur Sehnsucht gesteigert. Er rief: „Gott will meine Seele!" — Im Nu war das Haupt gefallen. Einige Franzosen, die gegenwärtig, riefen aus: „o miracle!" Wenn in Frankreich der Scharfrichter 100 Köpfe abgeschlagen hat, ist er noble; „denn, sagten sie, da nur Adlige bei uns enthauptet werden, gehörte diese Ehre ihm zur Belohnung." — Wer da kam, sprach mit Aufregung darüber.

Bewegt von diesen Gesprächen kam ich in unsre Kammer. Die alte Wärterin, deren Geschäft es war, die jüngeren Geschwister zu bedienen, weinte sehr. „Was ist ihr denn geschehen?" — Ach! sie weint so sehr, weil Velten Tost gerichtet worden, er war ihr

[1] Georg Friedrich Carl, geb. 4. Febr. 1761, Alleinregent von 1782 bis 1803.

verwandt. Erinnern Sie sich seiner denn nicht? es war ja Velten, der die Böcklein eingefahren, und der mit Ihrem Bruder den Kindergarten angelegt. Ich soll heftig aufgeschrien haben, und blieb lange besinnungslos. Da ich nach Jahren die Frau wiedersah, sagte sie: „Wer hätte gedacht, daß Sie sich wieder erholen würden." Ein Zeichen, wie heftig ich dazumal ergriffen gewesen, ist wohl auch, daß man mich jedesmal entfernte, wenn Aehnliches sich an diesem Orte ereignete. Tief erschüttert, habe ich einen fast bewußtlosen Zustand oft erduldet; und nur nach langer Stille faßte der Geist wieder Gedanken und Wollen. — Einst ging Schiller durch die Waldung, wo, wie man sagte, der Mord geschehen war, einige Buchen durchkreuzen den Pfad; ich ging allein, sagte er, heftig bewegten sich die Aeste; wie Klage und Aechzen war das Rauschen der Zweige umher. Bei der Rückkehr nach Bauerbach folgte mir ein Bote, dieser hielt bei den Bäumen an, faßte meinen Arm, deutete nieder mit den Worten: „Hier lag Martin erschlagen!" [1]

Wer kann sagen: es sei nur Wahn, sich von Geistern umgeben zu fühlen!

* * *

Ein Jahr später, im Herbst, sollten mehreren Kindern die Blattern in Nordheim, dem Gute meines Oheims,[2] eingeimpft werden. Mit der Bonne fuhren wir dahin ab. Wir brauchten daselbst nun die Vorkur; versilberte oder vergoldete Pillen sollten genommen werden; die Meisten wußten sie zu verbergen, und dann wegzuwerfen, nur Lorchen, wieder durch den Glanz verleitet, verschluckte sie eifrig; doch die Absicht der Einimpfung sollte nicht erreicht werden.

Wir saßen Alle zu Tisch, als gemeldet wurde, die Pferde des deutschen Herrn würden sogleich von Russen und noch andern Bedienten in den Hof geführt werden. Viele liefen hinab, andere stürzten an das Fenster, um die Pferde und fremden Menschen zu

[1] Charlotte von Schiller und ihre Freunde I, 96. Schiller's Leben von Caroline von Wolzogen 1, 67. [2] Reichsfreiherr von Stein, Vormund Charlottens. Wilhelmine und Eleonore, Charlottens Schwestern.

sehen. Allem wurde nachgefragt, jeder Ankömmling verfolgt, die schönen Pferde, theils erkaufte, theils Geschenke, gepriesen, bewundert. So gingen mehrere Tage vorüber unter den Besuchen vieler Nachbarn, um Menschen und Pferde anderer Länder zu schauen. Ein Schreiben des deutschen Herrn an seinen Bruder meldete: daß er die drei Campagnen gegen die Ungläubigen, welche ihm als deutschem Ritter oblagen, glücklich überstanden, daß er aber, wenn gleich nicht dazu verpflichtet, noch eine bestehen wolle, und sagte von seinem Aufenthalt in Petersburg, wo ihm manche Auszeichnung gewährt, und pries die Geschenke, die ihm von der Kaiserin zu Theil geworden. Durch die Gewandtheit seines Ausdrucks und ritterlichen Anstand konnte er der feineren Welt bedeutend sein.

Der Brief lautete: „Nachdem ich Euren Anblick so lange entbehrt, sehne ich mich nach der Heimath; zwar werde ich von mancher Veränderung hören und die nicht mehr finden, die ich im Leben so geliebt; doch Ihr werdet mir von den Ereignissen sagen, wie ich Euch mittheilen, was ich keinem Brief vertrauen mag; ich ahne, daß mir bald eine sichere Ruhe werden soll, eile, so bald der Sturm der Belagerung von Belgrad vorüber ist, mit großem Verlangen; denn nur bei Euch fühle ich mein Herz in Leben und Frieden."

Stets lag dieser Brief auf dem Tisch, man las ihn und einige nahmen Abschrift davon. So war die Hoffnung auf das zu erwartende glückliche Wiedersehn auf das Höchste gespannt. — Als wir nach mehreren Tagen wieder versammelt, ward der Consulent heraus gerufen. Da es lange dauerte bis zu seiner Rückkehr, wurde nach ihm geschickt. Er kam in Begleitung des Geistlichen und des Kammerdieners des deutschen Herrn, welcher so eben eingetroffen war. Der Onkel stürzte ihm entgegen: „Da muß mein Bruder ja auch hier sein?" „Ich konnte leider seine Genesung nicht abwarten, er ward verwundet!" — „Er ist todt!" rief die Schwägerin, zerriß das Gewand, stürzte in ihr Gemach, ließ Alles verhängen, daß es dunkel um sie war. — Das Herz leidet nur einmal, dann ist es vertraut mit dem Schmerz, vorbereitet zu jedem anderen Trübsal. Eine Kugel hatte vor Belgrad den deutschen Herrn in den Schlaf getroffen und ihn augenblicklich dahingestürzt.

Der Bruder auch fiel nieder, denn obgleich von einer wundersam starken Natur, verursachten Schrecken und Schmerz ihm oft krampfhafte Ohnmachten.

* * *

Ohne geimpft zu sein, kehrten wir zurück. Nur Lorchen, welche aus Augenlust so viele Pillen verschluckt hatte, wurde heftig krank, mußte viele Bäder gebrauchen, und war Monate von uns getrennt.

Verwandt sind wir mit denen von Wolzogen,[1] und unsere Rückkehr war denn dieser Familie besonders genehm. — Der alte Geheimerath verließ nicht mehr seine Wohnung, war kränklich, aber bei heiterer Laune versammelte er gern uns Kinder um sich, und gestattete kindliche Spiele. Jeden Sonntag wurden wir bei ihnen erwartet; zum Zeitvertreib wurde ersonnenes oder gefundenes Lust- und Sprüchwörterspiel dargestellt. Da ich Athalie und Esther gelesen und manches daraus erlernt, auch schon biblische Dramen von Schülern aufführen gesehen, war ich zu diesem geneigt. Auch der Geheimerath verschmähte nicht, in solchem Spiele als der alte Tobias zu erscheinen. Der ältere Knabe sprach: „nun laßt mich aber auch einmal wählen, das nächstemal soll der König David und Bathseba aufgeführt werden und Lorchen so genannt sein." Sie schlug zu Hause in der Bilderbibel nach, und sah, wie Bathseba im Bade war. — „Solches stelle ich nun und nimmermehr vor! Ihr müßt etwas anderes ausdenken." — Da fanden wir in Geßner's Idyllen manches Gefällige, leicht bildsam für solche Spiele. Als wir nun den nächsten Sonntag zu Wolzogens kamen, fanden wir den älteren Sohn schon beschäftiget, seine Rolle zu tragiren, er wollte den König David vorstellen, und zeigte sich ganz erschrocken, als ihm Lorchen sagte: „die nackigte Bathseba stelle ich nun und nimmermehr vor!" — „Ich habe ja schon den Urias-Brief geschrieben, der wäre ja nun ganz vergeblich." — Doch Lorchen beharrte. Damon, Phyllis[2] ward mit naiver Anmuth auf eine scherz-

[1] Geh. Legationsrath Ludwig von Wolzogen, vermählt mit Henriette von Wolzogen (Schiller's Gönnerin), geborenen Marschalk von Ostheim (geb. 18. Juni 1748). [2] Ein Geßner'sches Idyll.

hafte Weise vorgetragen. Necken und Scherz war zwischen dem Schäfer und der Schäferin auch in der Folge, und sie blieben in dieser Rolle, er sagte ihr von sonderlichen Schicksalen, und verhieß ihr Glück. — „Das ist ja nicht eingetroffen, sagte sie, wirst du mich denn immer betrügen?“ — „Ist es denn meine Schuld, daß nicht alles wahr wird, was ich sage und meine?“ — Diese Antwort konnte als Motto dienen zu seinem Leben; bei schlauem Kaltsinn, oft neckendem Scherz, war er thätig, hülfreich den Freunden. [1]

Kaum ein Jahr währten diese Kinderfeste, der Vater starb, und die Söhne kamen auf die Karlschule.

* * *

Frau v. Türk war mehrere Monate entfernt, da ward besonders dem Lehrer und der Bonne anbefohlen, ein Tagebuch über unser Verhalten zu führen. Ein lebhaftes Gedächtniß, besonders die Fähigkeit, den Sinn zu fassen und zu wenden, waren mir eigen; ich erhielt das vorzüglichste Lob. Lorchens munt're Laune erwarb auch ihr die Gunst des Lehrers. Minchen hatte wenig Gedächtniß und litt in diesen Tagen an Kopf- und Augenschmerz. Am Ende der Woche wurden die Zeugnisse, die wir erhalten, vorgelesen: ich immer: vorzüglich und ausgezeichnet; — Lorchen meist gut, — Wilhelmine ziemlich, heute gar schlecht. Als sie dies hörte, klagte sie heftig, Thränen flossen ihr die Wangen herab, dann blutige Thränen, eine Folge ihres Augenübels. Ich stand schnell auf, faßte ihre Hand und trocknete ihre Wange: „o vergieb, vergieb! Du bist viel besser, als ich je sein werde, immer so sanft und geduldig,“ und sagte zu dem Lehrer: „Sie kennen sie nicht, sie ist viel besser als wir; wenn ich im heftigen Sinn tadelnd über Andere rede, dann sagt sie: „ich bitte, wenn du sie gleich nicht leiden magst, sei doch nur sanftmüthig gegen sie;“ und bin ich kaltsinnig gegen sie selbst, fragt sie leise: „habe ich dir etwa was zu Leide gethan?“

[1] Wilhelm von Wolzogen.

— Der Lehrer strich das Wort: „schlecht" aus; „ich will hinschreiben: die Gute hat wegen Augenschmerz den Spruch nicht lernen können." — „Ja wohl, die Gute! — Wie oft kam ich noch vor Schlafengehen vor ihr Bett, um von ihr Verzeihung zu erhalten, und wenn ich aus Betrübniß über meine Unart gegen sie nicht schlafen kann, stehe ich schon früh auf und warte an ihrem Bett gelehnt auf ihr Erwachen, damit ihr Herz sich nicht von mir wende." „Ja Kinder, Ihr habt Recht! der Lehrer vergißt oft, daß Christum lieb haben besser, denn alles Wissen." — „Nun sage ich Ihnen auch, wie ich lerne: das Gedächtniß hat es schnell gefaßt, dann suche ich Aenderungen und Einwendungen auf, ja selbst das Gegentheil behaupte ich gern; dann nehmen Sie eine ernste Miene an und wollen mich noch mehr von dem, was gelehrt wird, überzeugen, Sie reden nachdrücklich, und ich höre ernstlich zu, am Ende finde ich selbst neue Beweise für Ihre Behauptung, darnach erhalte ich immer: ausgezeichnet — vorzüglich gut!" — „Nun, so wollen wir ein gleicheres Band knüpfen, Sie erhalten nie mehr als: gut, und Wilhelmine nie minder als: ziemlich." — Wie traulich, wie freudig war nun der Abend des Tages, an welchem ich den Schmerz des Mitleids so tief empfunden hatte.

* * *

Den folgenden Winter ward meist jeder Abend mit Vorlesen zugebracht. Das Erste, dessen ich mich erinnere, war Cleveland.[1] Wodurch es uns so bewegte, davon habe ich jetzt keine Ahnung mehr. Es ward wiederholt gelesen; so auch die biblischen Geschichten von Bitaubé, wo ich aber noch weiß, daß solche gedehnte Scenerien uns langweilten. — So stieg nach Graden unsere Lectüre immer höher, bis uns die biblischen Dichtungen von Racine vor Augen kamen, dann manche Tragödie von Voltaire; — schöner vergingen keine Abende, so reichen Gehalts, bewegt durch Bewun-

[1] Histoire de M. Cleveland, fils naturel de Cromwell, ou le philosophe anglais, Roman von Prévost d'Exiles.

derung. Nicht einmal, öfter und wiederholt, — dann erst gewann die Stimme das Wort, und das Wort die Gesinnung. — Worte, die auf Zuneigung und Liebe deuten, wie lauter nimmt die Jugend sie auf, Anklänge seliger Harmonie in der Region des Idealen.

Alles, was in Beziehung der Verhältnisse zu Menschen dargethan, war mir weniger verständlich, als befreitere Ideen, die keine Bezweckung hatten. Die, so eine Verbindlichkeit fordern, müssen wir erfahren und dulden. Jene Ideen aber, wie von Aethershauch getragen, bereichern die Anschauung, werden die Anweisung zum seligen Leben.

Der Lehrer, mit welchem ich Heilsordnung und Confessionen durchgelesen, gab mir nun mystische Bekehrungsgeschichten. Grausig und beugend waren die Bekenntnisse; genährt ward mir dadurch der tiefe Keim der Wehmuth. Er bemerkte den Eindruck, und änderte die Wahl der Schriften aus seiner für einen Privatmann reichhaltigen Bibliothek. Bei seiner Neigung, orientalische Sprüche vorzutragen und die verschiedensten religiösen Meinungen zu erklären, wurde mit der christlichen Lehre manche Ansicht entwickelt. Einen Auszug aus dem Koran theilte er mir auch mit, so daß ich gleichsam wandelte wie unter den Palmen des Paradieses, im Anschauen die Seele auf den Wipfeln des Lebens schwebend. Begeistert von dem Reich solcher Wonnen ward mir der erste Eindruck einer allumfassenden Dichtung.

Jeder heitere Tag lockte uns zu Spaziergängen. An kleinen Orten begegnen sich leicht Bekannte, so war es auch bei der zahlreichen Jugend; die sich Geneigten gingen zu Paaren. Meine Gefährtin war eine Matrone; wir durchwandelten den Bleichgraben, die schönen Ufer an den Wiesen der Werra und kletterten behende umher auf den mannigfachen Bergen, die mit Obst- und Rosenbäumen bepflanzt immer anziehend waren. Die bejahrte Frau, welche ich führte, ward durch manche Erinnerung belebt und hatte Freude am Gefälligen; die Kärglichkeit des Sinnes, der man so oft begegnet, beschwerte diese Stunden nicht. Häusliche Begebenheiten, manches sonderbare Ereigniß ist mir erinnerlich. Ich verbürge wenigstens, es gehört zu haben; daß es geschehen, verbürge ich nicht. Durch einen Rangstreit war eine Frau sehr compromit-

tirt.[1] Ihre Ansprüche zu rechtfertigen, verfaßte sie ein Sendschreiben an eine hohe Person, welches auch im Druck erschien. Der Fürst, dadurch erbittert, befahl in Strenge, daß diese Schrift durch Henkers Hand verbrannt werden und diese Frau die Stadt meiden solle. Die edle Frau ward auf den Marktplatz gefahren, die ganze Auflage des Sendschreibens vor ihr liegend. Um solches zu vernichten, loderten die Flammen schon, der Henkersknecht wollte zu diesem Zweck den Wagen besteigen und das Werk erfassen, die Edelfrau ward dadurch seiner Berührung ausgesetzt. „Haltet ein!" schrie sie laut, „Bürger, schützt das Eigenthum Eures Herrn, gestattet nicht, daß er den Wagen besteige!" — Sie öffnete den Schlag, sprang heraus und warf das Sendschreiben in die Flamme. Ihr eigner Wagen stand bereit, sie aus der Stadt zu bringen. Mehrere Jahre nachdem, in der letzten Stunde ihres Lebens, soll sie gerufen haben: „Anton Ulrich! ich fordre Dich vor Gottes Richterstuhl!" — Die Sage war, der Fürst sei in eben dieser Nacht gestorben.[2]

Als der Prinz[3] zu Straßburg eine Kupferstich-Handlung, die wegen alter Kunstwerke besonders geachtet war, besuchte, fand er daselbst ein Blatt, welches ihm bedeutsam war, und welches er zu besitzen wünschte. Der Kunsthändler sagte: „es ist das letzte Exemplar, und es ist unser Grundsatz, dieses nicht zu veräußern." „Wer mag das vorletzte gekauft haben?" „Ich werde nachsehen." Und bald sagte er, es sei ein Herzog von Meiningen gewesen.

---

[1] Frau von Gleichen. [2] Anton Ulrich Herzog von Meiningen, † 1763. Ausführlicheres und Historisches darüber in v. Witzleben, der Wasunger Krieg. Gotha, Hugo Scheube 1855. Gustav Freytag, Bilder aus der Vergangenheit. II. Theil. Frau von Gleichen hatte einer Frau von Pfaffenrath den Vortritt zur fürstlichen Tafel mit thätlichem Eingreifen streitig gemacht. Sie verweigerte jede Abbitte, wurde in's Gefängniß geworfen, und ein von ihr verbreiteter Schmähbrief gegen ihre Feindin sollte vor ihren Augen auf dem Markte vom „Schinder" verbrannt werden. Sie schreibt über die Scene an ihre Schwester: „Da wurde ich wieder von Soldaten heruntergetragen und in der fürstlichen Kutsche auf den Markt gefahren, wo ein Kreis mit Soldaten geschlossen war. Hier sollte ich mit Gewalt aussteigen und setzte mich in den Schlag .... Der Brief wurde vom Schinder verbrannt und mir so nahe, daß meine Kleider bald Feuer gefangen hätten." Herr und Frau von Gleichen starben vor Schmerz über die ihnen angethane Schmach schon binnen Jahresfrist (1748). v. Witzleben S. 15, 107. [3] Georg oder Carl August von Meiningen, die in Straßburg studirten.

So war der Prinz schon im Besitz desselben Blattes. Auch waren bedeutsame Musikwerke gesammelt, wodurch das Stabat mater, geistliche Oratorien, und die damals berühmten Opern uns früh bekannt geworden. Arien aus Gomelli, Hasse und Gluck wurden auch geübt, leichtere Lieder gar viele. — In höheren Harmonien faßt das Herz den Geist der Versöhnung, einer ewigen Wonne.

* * *

Die würdige Frau, unter deren Aufsicht wir waren, fand mich zu häuslichen Geschäften geschicklich. Man hat mir später die Fähigkeit für praktische Sorgfalt abgesprochen, doch glaub ich, mit Unrecht. Durch häusliche Ordnung und Wohlstand genießt das Gemüth allein die Gaben der Natur. Hier war diese Waltung gut geordnet; so war ich am frühen Morgen mit Vertheilung milder Labe beschäftigt; nach Graden wurde diese Thätigkeit vermehrt. [1]

Eine ältere Gespielin meiner Schwester, die oft des Abends kam, unsere Vorlesung mit anzuhören, ward verlobt und der Tag ihrer Trauung bestimmt. Da sagte die Bonne: „wollen Sie denn heute nicht der Trauung beiwohnen?" „Nein gewiß nicht, sagte Minchen, die Bräute weinen immer so sehr, und ich kann mein Jettchen nicht weinen sehen." Lorchen rief: „ich mag heute auch nicht in der Kirche sein, — denn was Gott der Eva gesagt hat,

[1] In diese Zeit gehört wohl, was Charlotte (Förster, Denkw. II, 79) in einem Briefe an Jean Paul erwähnt. Schon dieser Brief würde sie zu den bedeutenden Frauen stellen: Ich kenne nichts trivialeres, als die Vorstellung unsrer meisten Dichter über die Frauen. (Wieland, Falk u. A. m.) Einige spotten über das gemeine, mißbrauchte und vertändelte Leben der Frauen und glauben nicht, daß mit einer echten Geistesbildung auch die praktische Thätigkeit an Einsicht und Reinheit gewinnen, für Zweckmäßigkeit und richtige Würdigung der Dinge gebildet werden kann. Ich hatte in der Jugend in diesem Betracht eine sonderbare Lage: mit einem Buch in der Hand und lesend, in der Küche, im Keller, auf dem Boden, in der Kinderstube und am Krankenbette. Bei steter Beobachtung der Wirklichkeit thätig und ordnend, stand ich einem Hauswesen vor, wo mehr als dreißig Personen Nahrung und Aufsicht forderten. Mir schien jede Thätigkeit im Leben und selbst das Sterben so leicht, daß ich nichts für schwerer achtete, als die Geduld. Und dieser ernsten, stummen, liebelosen und tödtenden Gewalt hab' ich mein Leben lang dienen müssen.

gefällt mir gar nicht, mir hat auch noch kein Mann gefallen als der kleine Tambour, und der schöne Pariser (ein Seiltänzer) und mit denen werde ich doch nicht kopulirt."

Minchen. „Ein Kind möcht' ich wohl haben, denn Louischen kommt nun in die Pension und da habe ich Keines, womit ich spielen und das ich pflegen kann."

Lorchen. „Ein Kind, ein Kind darfst du ja nicht haben, denn die Amme muß ja Kirchenbuße thun, weil sie nur ein Kind gehabt hat."

Minchen. „O mit aller Liebe würd' ich ein einzig Kind pflegen."

Lorchen. „Nein, das geht nicht so, im Ehestand mußt du sterben. Charlotte, sage uns doch, wie die so sehr Leidende gesprochen."

Charlotte. „Das Weib ist nur hienieden, damit wieder ein Mann lebe; hat sie einen Knaben geboren, dann eilt sie willig zu der ewigen Mutter."

Lorchen. „Da wollen wir auch nicht in der Welt sein, nicht wahr, Charlotte? — Der gute Bruder hat einige Schlösser, da giebt er uns eins, und so bleiben wir bei einander, du führst die Wirthschaft und wir helfen dir. Des Abends lesen wir, so geht dann das Leben hin, recht einig und freudig, und Keines darf zu uns, das nicht auch in so sanfter Stille das Leben achtet. Wie das werden soll, will ich nun ausdenken."

Sie ging über den Saal, schleifend, hüpfend in schönster Bewegung, kam jauchzend zu uns zurück und berichtete dann den Plan zur künftigen Existenz. Von da an war eine solche Existenz Jahre hindurch unsere Unterhaltung und Hoffnung.

* * *

Da die Maçonnerie in diesem Lande, und bei den Regierungen, vielleicht in kleineren Staaten, viel Einfluß hatte, öfter auch Reisende den Brüdern empfohlen wurden, die Anstellung, oder nur auf kurze Zeit Aufenthalt, Verborgenheit suchten, sahen wir auch Per-

sonen, deren Namen wir zwar nicht wußten, die sich aber auf alle Weise gefällig erzeigten. Ein junger Mann, der vielleicht den Wunsch hegte, diese gesellschaftlichen Verhältnisse zu beobachten, kam in den Saal, um beim Serviren behülflich zu sein. Die Hausfrau war unpäßlich, sie aß im Nebenzimmer mit einigen Frauen, die Töchter aber mit uns. Die feine Weise, mit welcher er erschien, würde Jedem bemerklich gewesen sein.

Lorchen. „Wer mag das sein? — Ich möchte ihn reden hören, seine Rede ist gewiß so artig und gefällig wie sein Aussehen." —

Minchen. „Manche Herren sind hier, und stände er unter ihnen, so würde man sagen: seht, das ist der Herr, und jene die Diener. Ich lasse mir keinen Teller von ihm reichen, sondern sage: von Ihnen dies anzunehmen, ziemt sich nicht; ich bemerke auch, er ist sehr ernst, ihm ist gewiß ein Leid geschehen."

Eine auswärtige Verwandte sagte zu ihr: wenn er wieder kommt, werde ich ihm sagen, wie sehr er dir gefällt.

Minchen. „Das eigentlich nicht, aber ich wünschte, er möchte Wohl und Zufriedenheit finden."

„Seht nur, wie sie roth wird, wie sie weint; gewiß, er soll erfahren, du bist in ihn verliebt."

Ich ward ergrimmt: „Thue uns Alles zu Leide, sage was du willst von uns, nur dieses nicht."

„Es ist aber doch wahr; denn sie ist noch mehr bewegt."

Minchen. „Vor Schrecken über deine Reden weine ich."

„Ich bitte, komme nie wieder zu uns, wenn du so von ihr denken kannst," rief ich.

„Wie darfst du das sagen, du hast hier nichts zu verbieten."

Charlotte. „Wie können wir nach solcher Meinung noch vertraulich mit dir sein?"

„Das ganze Gespräch werde ich heute noch meiner Mutter erzählen, und besonders dein Betragen gegen mich."

Nach einigen Tagen wurde ich zu ihrer Mutter gerufen, und diese verfuhr so strenge und heftig gegen mich, daß ich, erschüttert, nicht wußte, was zu denken oder zu sagen. Da ich nun Jedem Abbitte thun mußte und man dennoch schnöde gegen mich war,

sprach auch ich lebhaft, aber weder in Zorn noch Reue. — Umher irrte mein Blick, ob ich irgend Verständniß fände meiner Gesinnung. Frau v. Türk konnte meine Fürsprecherin nicht sein, aber ihr Benehmen war so schonend gegen mich, daß ich ihre Meinung wohl errathen konnte.

Am Grabe der Mädchen, die aus seiner Schule gestorben waren, hielt unser Lehrer die Reden, da verfehlten wir nie, ihn zu hören. Das Gemeinsame des Todes, das Gemeinsame des Alters war uns sehr ergreifend. Die Wehmuth hat eine eigene Gewalt, sie vernichtet in der Idee das Vergängliche, sie leitet in Regionen, wo das zeitlich Ordnende kein Recht mehr an uns hat. Wir schauen gleichsam die Strahlen einer verklärenden Sonne. — Zu bemerken ist auch, daß ich immer getadelt wurde in solchen Momenten; man sagte: Dich betrübt nichts. Wenige wissen, daß der Gedanke weder jauchzt noch klagt, daß nur erst, wenn er übergeht in Empfindung und Gesinnung, er Trauer, Freude und Vorsatz wird.

Wahrscheinlich durch die Wirkung der Maçonnerie wurden die Schulen sehr verändert, Seminarien wurden errichtet; auch in dem Hause, wo wir wohnten, war ein Saal dafür bestimmt. Meine jüngeren Schwestern nahmen an einigen Stunden Theil. Da fanden sie oft einen Knaben an der Thür, einen Eselskopf tragend; es war eine Strafe, weil er auf Tisch und Bänke allerlei Conterfeis zeichnete, Silhouetten machte und allerlei Muthwillen mit solchen Bildnissen trieb. Lorchen sammelte die Blätter, ein Gewinn für ihre eigne muthwillige Laune, der Knabe ward ihr Protegé, er gewann immer mehr Fertigkeit, mit der Scheere zu zaubern, und immer weniger verstand er, sich mit den Buchstaben zu befreunden. Ueber ein Jahr mag es wohl so gegangen sein. Einst wurde auf dem Markt ein Brunnen errichtet. Von der Volksmenge umringt, diese Aufrichtung zu sehen, hatte auch in dem sogenannten rothen Hause, wo wir wohnten, sich die stattlichste Gesellschaft versammelt; die Erhöhung des Löwen mit Wappen und Stab war gelungen; aus dem Rachen strömte der fließende Strahl. Da nahten, welche zum Erstenmal aus diesem Brunnen schöpften, Knechte mit Eimern, das Vieh zu tränken, Mägdlein mit Wannen,

den Salat zu waschen. Es war gegen Abend. Auch der Ziegen große Zahl an diesem Orte kam heran, und die muthigsten sprangen auf den Rand des Brunnens. Ein durch frisches Wohlthun bewegtes Bild war hier zu schauen. Lange und gern noch spielte das Auge mit den wechselnden Gestalten. Lorchen hatte schon längst den Knaben mit seinem Scheerlein am Brunnen bemerkt, er kam zum Haus heran, sie lief ihm entgegen, und er gab ihr ein Blatt, worauf dieses Bild zu schauen war. „Sehet da!" rief sie voll Freuden, zeigte es umher, „seht da, das macht der Eselsjunge!" Unter denen, die es sahen und lobten, war auch der Baron v. Hund, er beachtete diese Fertigkeit und die Feinheit des Ausschnitts. Durch seine Fürsorge wurde der Knabe der ferneren Bildung einer Kunstschule übergeben. Von diesem Knaben habe ich nicht wieder gehört, aber von dem Herrn v. Hund werde ich noch einiges hinzufügen.

Man sagte von ihm, er sei ein Tempelherr, und von einem Fürsten ersucht, den Orden der stricten Observanz in der Maurerei einzuführen.[1] Durch Studien und Reisen hatte er eine freimüthige Ansicht der Begebenheiten und Einfluß auf andrer Wille erlangt. Er war schon öfter in Meiningen, und mit Vertrauen ward er von Jedem gegrüßt. Die Jugend nahte ihm mit Freudigkeit, denn er nahm Antheil an ihren Spielen und Tänzen; wer eine Menuett mit ihm getanzt hatte, der wußte sich viel darauf. Musik und Tanz, nur das sei die Uebung und das Spiel der Jugend. — So oft er in Meiningen war, sahen wir ihn wohl täglich. Musik war seine Erholung, ja sein Gebet. Als er heftig erkrankte, waren stets Musiker um ihn; die Herzogin ließ sich täglich nach seinem Befinden erkundigen. Da sprach er, als er schon im Verscheiden

[1] Hund war der „Tempelschöpfer" in Meiningen. Er starb daselbst 1776. (Bechstein, Mittheilungen 238.) Carl Gotthelf Reichsfreiherr von Hund und Altengrotkau, geb. 11. Sept. 1722, starb am 8. Nov. 1776 zu Meiningen. Das Grab des für die Geschichte der Freimaurerei so wichtig gewesenen Carolus Eques ab Ense — des Reichsfreiherrn Gotthelf von Hund ist zu Mellrichstadt. Hier liegt dieser merkwürdige Mann vor dem Altare der Hauptkirche in seiner vollständigen Tracht als Heermeister der norddeutschen Maurerprovinz bestattet. (Reichard's Selbstbiographie, von Uhde, 1877. S. 372, 402.)

war, er höre das letzte Lied und trinke noch einmal auf ihr Wohlsein. — Den so sehr Betrauerten wollten wir als Leiche sehen; — wo war sein Leichnam zu finden? — in einem Winkel des Saales, auf einer zerbrochenen Thüre liegend, mit dem Reisemantel bedeckt. Um so auffallender war dieses, da er eine zahlreiche Dienerschaft hatte.

Was ist der Mensch? Eigensucht trübt ihm den Sinn, er vermag nicht zu achten, was er ehren sollte; aber für den erblichenen Tempelherrn war auch die zerbrochene Thür symbolisch.

Baron Hund war Katholik, sein Leichenbegängniß war feierlich, er ward in dem nächsten Städtchen dieser Confession begraben. Auf seinem Grabsteine las man die Worte:

„Dein Leben Eine Handlung war:
Wohlthun in Geist und Wahrheit!"

Notizen über ihn sind in den Memoiren der Markgräfin von Anspach.

Einsegnung.

In den Wintertagen, wo oft Landleute auf Schlitten in die Stadt kamen, wollte auch die alte Wärterin uns wieder einmal besuchen. Sie trat ein, kehrte aber schnell wieder um, ich war allein in der Kammer gewesen. „Das ist nicht Fräulein Charlotte, das ist eine viel ältere, die da oben ist?" — „Wie war sie denn gekleidet?" fragte man. „Ein schwarzes Sammet-Häubchen und ein braunes Kleid." — „So ist sie es dennoch, kommt nur, ich führe Euch zu ihr." — „Was ist Euch, Ihr seht mich so verwundert an? — Aus Kindern werden Leute." — „Aber Sie sind älter, als Sie sind." — Da wurden Erinnerungen erregt, und so auch mancher Schmerz erweckt. Den Hausgenossen war es auffallend, daß mich diese Frau für so alt angesehen hatte. Schon war es beschlossen gewesen, daß ich zu Pfingsten eingesegnet werden sollte, allein um

so nöthiger wurde es nun erachtet. So war es in den schönsten Frühlingstagen, als ich mit der Frau v. Türk und in Begleitung meines Lehrers auf das Land kam. Der Pastor des Orts wollte jene Vorbereitung leiten, mehrere Stunden des Tages, auch auf Spaziergängen war ich mit diesen beiden Geistlichen; durch die Bibel belehrt und von dem Evangelium beseelt war der Lehrer. Der Ortsgeistliche hatte viel neuere Schriften gelesen: Jerusalem, Spalding u. a. m. Seine Gesinnungen hafteten nicht an Dogmen, noch an geschichtlichen Begebenheiten; doch wenn er gleich freimüthig sprach, war kein Widerspruch zwischen den Beiden, nur der Ernst, das Gute zu wollen und zu gründen. Christliche Lehre leitet in das Reich der Erlösung, wenn das Gemüth das innere Leben erkennt. Wie gern verharrte das jugendliche Herz in dieser Heimath der Andacht und des Friedens, wo uns befreites Wohl beglückt, in dem Zustand so freundlicher Gesinnungen; denn wie beengt ist der Sinn, wie bangt dem Gemüth, wenn vor äußerem Tand und Zwang das innere Wort verstummt.

Wie innig sagt dein Jünger: „Was bin ich ohne dich? — Mir selbst ein Führer zum Abgrund, wie kann mir wohl sein, ohne deiner zu genießen zur unvergänglichen Speise!"

* * *

Später habe ich erkannt, daß der Geistliche des Orts mich über die Pflichten des bürgerlichen Lebens belehren wollte, der Lehrer aber mich zu einer geistigen, freieren Heimath leiten; denn alle Reden und Gedanken, die er mir einflößte, hatten Beziehung auf Stille, Abgeschiedenheit, schweigsame Andacht. Früher schon war mir zum Vorwurf, daß ich ungesellig, störrig sei, und da man jetzt diesen Ernst immer mehr gewahrte, so ward ich streng getadelt, und man drohte: ich könnte nicht eingesegnet werden, weil ich einen so unfreundlichen Sinn hätte. Ich betheuerte: daß, bei ernstem Sinnen ich innerlich freudig wäre, und oft bei heiterer Laune, die Andere als Zeichen von Freude und Glück ansehen, mich unglücklich fühlte.

Der stille Ernst beschwichtigt die Furcht, des Lebens Ahnung. Je erwägender die Seele ist, je mehr scheut sie den Wechsel und die Bewegung der äußern Dinge. Ich war in dem glücklichen Alter, wo das Gebet so natürlich ist; aber laute Worte störten mich; es war die innige Sehnsucht, welche des Allmächtigen Schutz sucht, es fließt ohne Worte aus dem innern Dasein hervor. Betet ohn' Unterlaß! heißt wohl, zu denken: es ist eine allmächtige Gegenwart, und ihr gehört meine Seele an!

Dieser Zustand, worin die Wesenheit sich erhabener erkennt, der selbstständige Ernst und Friede wußte nicht von bangen Büßungen, doch diese Verborgenheit und Absonderung wurde als grübelnder oder feindseliger Sinn getadelt. O wann wird das eigentliche Leben erkannt werden können! — Meist fand man löblich, was mir bedenklich schien, und schnöd ward erfunden, was ich ehrend erwähnt hatte. Dem geistig Lebenden ergeht es ja heut noch so.

Den Schein des friedlichen Lichts vermag wohl kaum die Menschheit zu ertragen. — In trüber Bewölkung des Sinnes werden wir zweifelnd fragen müssen: ist dies recht — oder gefährlich? — War es armselige Trägheit oder die Sitte der Zeit, — genug es war eine schmeichelsüchtige Freundlichkeit, die man dem Kinde lehrte, und die vor Allem dem Weibe eigen sein sollte. Die Tage schwanden hin, nicht aber die Rüge des Widerspruchs, den man zu entdecken meinte.

Die Nichtigkeit und die wechselnden Störungen im Irdischen, die der wehende Geist mich hatte empfinden lassen, sollten auch von Andern durch ein trauriges Ereigniß in Schmerz erkannt werden. Plötzlich erwachte in Allen ein ernsteres Bedenken, denn eine Kunde, die viel Mitleid erregte, wurde dem Familienkreise bekannt:

Ein Freund und Nachbar hatte eine Reise nach Sachsen unternommen. Da er einen Park auf seinem Gute anzulegen gesonnen war, wollte er die vorzüglichsten Anlagen in dieser Provinz besuchen. — In dieser Absicht weilte er auch in den herzoglichen Residenzen, besonders in Gotha, wo er Verwandte fand. Die Anlage, die ihm daselbst am meisten gefiel, war die des Baron S. Oefter schon hatte er diesen Park besucht und den Riß sich erbeten;

doch noch hatte er nicht das Grabmal gesehen, welches der Besitzer in einem kleinen Bosquet, von Trauerweiden und Urnen umringt, errichtet hatte. In einer schmalen Vertiefung war ein marmorner Sarg, auf welchem Jahr und Tag der Geburt; „gestorben" — hier kein Datum, denn er selbst war noch unter denen, die es ihm zeigten. Von dieser künstlerischen Vorfeier des Todes war dieser Reisende betroffen; und die ihn geleitet hatten, bemerkten wohl die Störung seines sonst so heitern Sinnes. — An Geschicklichkeit im Fechten und Voltigiren war ihm nicht leicht einer überlegen: da wollte man ihn durch Ringen und Laufen ermuntern und zu ergötzen suchen: ein Offizier forderte ihn auf, im Voltigiren über dies Grabmal zu setzen, ging ihm mit Beispiel voran, und erreichte leicht das Ziel, denn die Gruft war nur schmal. Zwar betroffen, vermochte er es nicht zu versagen. Schnell war der Anlauf, aber er stürzte hinab; mit Mühe ward er heraufgewunden, der Deckel des Sarges war gebrochen, er selbst stark verletzt, Doctoren und Chirurgen weilten an seiner Seite. Nach mehreren Wochen brachte man ihn zur Heimath; aber schwer leidend war er noch lange an das Lager gefesselt. Die älteren Frauen besuchten ihn, denn kaum eine Stunde war sein Gut entfernt. Er sagte: „O wär ich nie aus der Heimath geschritten! — wie war ich betroffen, als Thal mich aufforderte, über die Gruft zu setzen, war es nicht eitelsüchtiger Muthwille? Ich wagte es dennoch, obgleich ich bebte, als hätte die kalte Hand des Todes mich erfaßt."

Seine Melancholie hatte einen gemüth-lichtenden Einfluß, erweckte in ihm Einheit der Vorstellung, die oft aus Leid, bei den Glücklichern aus dem flammenden Gedanken entspringt, wo die Einkehr in das wahre Leben und die Würdigung des von uns geschiedenen Aeußern allein zum Bewußtsein kommen kann. Also gestimmt, wurden wir uns homogener, verständlicher. So können die Worte: Friede — Hoffnung — Seligkeit, nur ausgesprochen, d. h. nur verstanden werden unter Aehnlichgesinnten. — In solcher Lauterkeit sind wir uns verwandt, und nun erst können wir erwägen, was der Ruf bedeutet: Theil zu haben an der Gemeinde des Herrn.

Heiterer Frühling am Tage der kirchlichen Einführung in dem

hellen Kirchlein. Die Gemeinde im Feiergewand, die Anrede des Geistlichen milder Thau, dem horchenden Herzen fließendes Licht. Als das Bekenntniß am Altare ausgesprochen war, mit dem Verlangen, daß der Geist immer reichlicher die göttliche Wahrheit erkenne, und die Segnung empfange, erklang das Lied von dem Chor in reiner voller Melodie: „Wir glauben All' an einen Gott!" Vermächtniß, Gebot: „Wir glauben All' an einen Gott!" Wer vermöchte auszusprechen, was dazumal in Gefühl und Gedanke war. Wenn der Geist tausendfältig dieses Wort, diesen Ausdruck suchte, und die Grade dieser Erkenntniß unterscheiden möchte, so ist das Amen: Wir glauben All' an einen Gott! — In ihm leben, weben und sind wir! — Unnennbares, Unermeßliches, wer vermag es zu denken? — Wenn der Mensch der Wunder Größe ahnt, ganz geblendet zu sich sagt: und was bin ich? — Der Blick des Lebens, bist du es selbst? — Ich bin nur Staub! So fühlte auch ein Weiser, der deinen Namen zu entweihen glaubte, wenn er ihn aussprach, oder bewegt das Knie beugte, wenn er des Höchsten Namen geschrieben sah, — ihn hörte: Anbeten darf ich, allein ihn denken, aussprechen, das vermag ich nicht!

Am Sonntage, wo das Abendmahl empfangen, sprach der Lehrer über die Worte: „Mich hat herzlich verlanget, das Osterlamm mit euch zu essen." — Der Heiland sagt dies heute noch; und wir dürfen sagen: auch uns hat verlanget, das Brod zu brechen und den Wein des Heils zu trinken. Durch Ihn sind wir zu Erben seines Reiches erkoren. In dieser Stunde vereinigen wir uns mit der Geisterwelt, die da war, ist und sein wird. — Jedes bedarf des Gebets, der Labung des heiligen Wassers; wie die Sonne die Natur belebt, so wird beseelt ein Gemüth, wenn es sich zu Gott erhebt, und nur also kann der Sterbliche den Lichtstrahl der Gnade empfangen.

Erschienen ist — erscheinen wird Gott in seiner Herrlichkeit — das heißt: Christus in seiner Gemeinde, und dies ist das Wort vom Anfang, das heilige, beseeligende! es fließt durch Seine Gnade das Wort in das Andere (die Natur) über, säet und erweckt neue, selige Gedanken, mit der geheiligten Natur ist nun das Wort verbunden; durch geheimnißvolle Kraft das Natürliche re-

generirt, in dieser Substanz ist alles Leben, und Solches das Geheimniß des Sacraments.

Am andern Morgen kam der Lehrer, um Abschied zu nehmen. Da sprach er von der gestrigen Feier: „Der Mensch hat das Ohr für die Laute der Geisterwelt, das Auge für ihre Schönheit, und die Macht des Gemüthes geschwächt. Die verschlossene Seele darf sich wieder enthüllen, und des Gemüthes Kraft empfinden; denn es stehet geschrieben: „Ich werde Demjenigen, der überwinden wird, von dem Baume des Lebens zu essen geben, der im Paradiese meines Gottes steht."

Im heiligen Bund des Wortes, in dem Sacrament haben wir uns dem Erlöser genahet, und wir dürfen nun beten: Vater, der du bist im Himmel des Geistes, deinen Namen, deine Eigenschaften hast du uns geoffenbart, Gemüth und Geist geheiliget. Dein Wille geschehe durch uns. Täglich genießen wir das Brod des Lebens und wollen es Andern mittheilen. Kein Uebel ist mehr für die, welche Glieder sind Jesu unseres Herrn und Heilandes. Möchte die Kraft, die in dem Innersten unseres Gemüthes ruhet, sich immer mehr entfalten, damit wir die Erleuchtung deiner Lehre erkennen. Denke nie, die Menschheit sei da zum Vergehen, zum Sterben, denn der Herr will Alles zur Vollkommenheit leiten. Der Wunsch glücklich zu werden, ist in uns, so wendet nun euren Blick zu dem Vater des Lichts, zu dem göttlichen Sohn; die Erlösung ist uns mehr des Glückes, als wir auszusprechen vermögen. O möchten wir uns des Allerheiligsten bewußt werden, dann segnet uns die Erfüllung alles dessen, was wir erflehet, und wir verstehen das ewige Gebet.

* * *

Des Lehrers Gespräche und so selige Momente erfaßten also ein Wesen in dem Bewußtsein, es sei dem Unendlichen übergeben, das Alles ist, — keinen Namen hat. Gott ist mein Lied! ja, wir glauben All' — wie wachsend, wie erweiternd, erhöhend ist dieser Gedanke! — Allmächtiger! — an den Alle glauben. Nun denke ich es mir als das Geheimniß des innigsten Lebens.

Das Verlangen nach geistigem Leben, dieses Mysterium bricht gewaltiger hervor, wenn gleich in solchem die Unvollkommenheit

sich mehr erweiset, als in der weltlichen Klugheit. Wo nicht reine freie Religiosität herrscht, da ist auch der Glaube an das Unendliche, an die ewig reiche Geistesmacht erloschen, und das Gemüth meist schwächlichen Zwecken anheimgegeben, einem Triebsand, in welchem keine Pflanze gedeihen kann.

Nur das eigne, innere Auge findet das Licht. Geistig Unsichtbares kannst du nicht von Anderen leihen noch erwerben, je abgeschiedener du nach dem Lichte trachtest, je eigenthümlicher wird es dir werden.

Ein Wesen, welches der Strahl des geistigen Lebens bewegt, — nach solchen Seelen haben Andere ein Sehnen, gleichsam wie nach einer Leuchte, die aus Gefahr und Zweifel erretten könnte; doch leider, minder oder mehr ist auch der himmlische Strahl von Wahn getrübt, Gedanke und Güte so mißdeutet, damit es auch dem Elendesten zum Hohn werde. In Allem wechselt Vorurtheil und Irrthum ab; wer aber darf sagen: ich bin davon befreit! in dem Bewußtsein dieses Wechsels beruht die Freiheit, d. h. der Gleichmuth gegen jede vergängliche Erscheinung.

In der Bitte: „Dein Reich komme!" — beruhet der Sinn: „Laßt uns verstehen, was die Erlösung ist; — die Freiheit der Kinder Gottes, nicht die Heilung durch die vergängliche Natur."

O könnten wir in Wahrheit beten: Der Herr erhebe sein Antlitz über uns und sei uns gnädig! Dann hätten wir das Bewußtsein der Einwirkung des höchsten Geistes.

So allein sind wir die demüthigsten Egoisten. In der schweigsamen Stille begründet sich allein der Friede, von dem gesagt ist, daß er über alle Vernunft sei.

Wir bewahren einen bestehenden Zustand, der immer wieder hervorbricht, wenn gleich Schnöde und Bedrängniß oft ihn zu verhüllen trachten, es ist die Intelligenz, das Unvergängliche! Die Intelligenz, das heilige Selbst, darf, soll sich als freie Kraft entfalten, Dies war und ist mein Bewußtsein und mein Sehnen, daher kehre ich immer in Gedanken und Wort zu diesem Sein zurück, es ist mir die Erklärung des Spruchs: Meine Augen werden ihn sehen und kein Fremdes.

* * *

Nach so gemüthvoller Feier waren Alle traulich freundlich gegen einander gesinnt, und das Schwankende, nur Unruhe gebärende, zu verscheuchen, wählte man Schriften, um Anschauung zu nähren oder zu prüfen; mit immer reger Lust vernahmen sie die Vorlesungen, und die lieblichen Kinder brachten Fibeln, damit auch ihnen ihre Sprüchlein und Aufgaben bedeutsam ausgesprochen würden.

Genügsamkeit empfängt bescheidenes Maaß; an heiteren Tagen besuchte man Gründe und Höhen, denn kräftige Blüthe war der Auen Schmuck, so friedsam die Gegend, die nie die Stürme der mächtigeren Natur erlitten. Dann zweifelt die Jugend nicht an der schöneren Zukunft Knospen; viele Stunden wurden noch gefeierter durch die Lust im Gesang und Saitenspiel, und segnend floß trauliche Rede in Andere über.

Da trinkt noch aus Sternenschimmer die Seele den Strahl der Ahnung. O, Nachhall der Jugendtage! noch tiefer träumend gedenken wir der Vergangenheit.

* * *

Gerne weilte ich da, wo mir der Friede und die Macht der Seele in der Freiheit reicher und inniger bekannt geworden; doch ein Schreiben der Frau v. Türk änderte dieses Vorhaben. In dem Oberlande wollte sie eine Brunnenkur gebrauchen, ich sollte sie begleiten. Auch die fürstliche Familie reiste dahin. Manches Geschäft ward mir vertraut, besonders Vorlesen. — Die Bewegung in freier Luft war den Badegästen unentbehrlich; so wandelte ich denn auch wohlgemuth über Berg und Thal; ohne bedeutsames Begegniß, das oft auch Dornen zeugt, schwanden mehrere Wochen dahin. Da wurde unser Badeleben durch die Trauung eines uns befreundeten Fräuleins unterbrochen; auch die Fürstin wohnte mit Antheil der Verbindung des verlobten Paares bei, welches eigentlich nicht durch Zuneigung verehlicht wurde. Die Schwester der jungen Frau und ich blieben allein bei den Neuvermählten und begleiteten sie zu ihrer Besitzung. Die Fahrt begann; am Saum

des dichten Waldes holten uns Fackeln ein, vorzuleuchten auf den engen Pfaden und tiefen Schluchten, die nach Neu-Ofen führten. In später Nacht, ermüdet von dem Wege, den wir mehr zu Fuß als zu Wagen zurückgelegt, war Keines geneigt, zu beobachten, noch zu fragen. Mit schlummernden Augen suchte Jedes die Schlafstätte. Nach wenigen Stunden weckte uns fremdes Getön, dröhnendes Sausen, scharfes Klingeln, dann wie eines Sturzes Geräusch. „Was ist das — was geschieht hier?" — ich trat an das Fenster und sah den Hochofen, einen umherfließenden blutfeurigen Quell. „Hast du noch nie von Hochofen und Eisenhammer gehört?" Ein Walten wie im Tartarus: Getös und Glut, und immer erneute, sprühende Glut, scharfes Klingeln und Hammerschlag, die Gestalten wie in Schwefel getaucht. Stöhnend schmachten die Armen, das glühende Blut von sich'rer Ruhe nie erquickt. Odem der Menschheit, wie bist du vertheilt! — Wer könnte das Leben preisen, so geboren, erwachsen, erzogen, nur wissend von solchem Sein, — und dies die einzige Wohlthat? Schauer erfaßt mich; — Odem des Lebens, wie bist du vertheilt!

Die junge Frau wurde von ihres Mannes Verwandten ehrend aufgenommen, und sie war in der eigenen Wohnung die Wirthin des Festes. Die Pforte, durch welche sie eingegangen, schloß das Gebiet ihrer Waltung. Wie in Holland sich eine Pforte nur öffnet, die Braut einzulassen, auf daß sie dereinst als Leiche herausgetragen werde, also hatte diese Frau es für sich erwählt. „Gesinnung und That gehört diesen Räumen an," sagte sie, „Sorgfalt und Milde erwecke den Gehorsam; den verwüstenden Wechsel und beengende Gespräche will ich meiden, ich suchte das Glück nicht, Zufriedenheit will ich schaffen;" in solcher Verborgenheit, friedlich und wohlthuend, verlebte sie viele Jahrzehnte. — Auch andere Frauen habe ich gekannt, die nach ähnlichen Gesinnungen ihren Beruf bildeten. Denkbar ist nur also die Würde der Frauen.

Nach wochenlangem Aufenthalt kehrten wir zur Stadt zurück.

Meine Schwester hatte noch Lehrer; der mir so werthe kam die Woche zweimal zu uns. Lorchen sprang ihm einst entgegen: „Nun lernen wir wieder etwas ganz Neues, Herr Philipps der Candidat giebt uns nun Unterricht in Moral und Sittenlehre."

— „Wie so, warum das?" — „Ja, bei mir soll die Moral nöthig sein, weil ich so schnippisch bin, und mit so mancher Schelmerei tale." — „Ich bezweifle, ob es zu Ihrer Besserung beitragen wird." — „Herr Philipps lehrt es nicht aus seinem Kopf, sondern aus einem kleinen Büchlein, einer Schrift von Frau von Runkel, nach Gellert's Moral für Frauen." — „Nun Kinder, davon werdet Ihr kein Herzdrücken bekommen." Als er fortgehen wollte, nahm er mich bei Seite, sagend: „Charlotte, das ist nichts für Sie, ich werde Ihnen ein Buch schicken." Zwei Oktavbände, reichlichen Inhalts, den Namen des Autors weiß ich nicht mehr. Dadurch bereitete ich mich vor, über den Gegenstand, den der Candidat vortragen wollte, recht saturirt zu sein. Durch neue Ansichten, manchen Gegensatz, verwirrte man das Runkel'sche Gespinnst. Nicht ohne Absicht hatte der Lehrer dies veranlaßt, ich aber verbarg sorgfältig die Quelle, aus der ich geschöpft. Der Cursus war bald zu Ende, und Lorchen blieb so schnippisch wie zuvor.

Bedrängt von der Gefahr, unsere Pflegemutter zu verlieren, und in Gemäßheit der Meinung des Vormunds, sodann in häuslicher Waltung für meine Geschwister zu sorgen, wurde ich einer ehelichen Verbindung versagt, die nicht im Himmel geschlossen war. Der gute Lehrer sagte einst: „ich komme wohl zu spät zum Wunsche, denn das Glück haben Andere wohl schon weggenommen." — „Das Glück muß leicht gewesen sein, denn es ist schon weggepustet!" rief Lorchen. „Nun dann gratulire ich von Herzen! — Möchtet Ihr finden das Glück himmlischer Genügsamkeit, die mit lauterer Sanftmuth die Seele bestimmt, keine trüglichen Bande zu tragen; denn wie wenige finden den Pfad aus dem Irrsaal der Lebens-Nacht, oft an schweren Gewittern reich."

Nicht lange nach diesem Gespräch ersuchte unser Lehrer die Frau v. Türk, einem seiner Verwandten zu gestatten, daß er in Länderkunde uns Unterricht ertheile. Diesmal war es ihm mehr um dessen Unterstützung, als um unsere Kenntnisse zu thun. Sein Verwandter hatte schon eine Universität besucht, wollte noch besonders sich in alten Sprachen üben, um dann eine Anstellung zu erhalten. Er gehörte zu denen, die nicht von den Grazien gepflegt doch ihnen huldigen. Persönlich war er nicht ausgezeichnet, aber

der Ton seiner Sprache hatte Bedeutung, Traulichkeit. Er las auch gern Gesänge vor aus älteren und neueren Dichtern. Sein Vortrag war, wie Mancher finden mochte, allzu ergriffen. Unter denen, die uns besuchten, waren Reinwald [1] und Pfranger [2], ich zeigte ihnen einen Lieder-Almanach, den er mir gegeben; sie blätterten darin, lächelten, blätterten weiter und legten es bedenklich hin; da ich ganz allein war, nahm ich das Büchlein, fand unterstrichene Worte, Sylben, Zeilen; ich schrieb es nach, dann es übersehend fand ich Klagen, Bekenntnisse, Trauer. Befangen, erschrocken, gab ich das Büchlein zurück, verbarg die Abschrift unter darauf gewickeltem Strickgarn, und keine geheimnißvolle Deutung wurde mir mehr überreicht.

An einem Frühlings-Abend, wo, wie mir Lorchen sagte, die Planeten sich rencontriren sollten, waren Mehrere auf dem Balkon versammelt, um mit Fernröhren den Sternhimmel zu betrachten. Ludwig [3] hatte auch einen Tubus gebracht, da sagte Lorchen: „Da kommen uns die Sterne so nahe, als wenn wir hineinspringen sollten." Wilhelmine sah auch durch: „ich kann nicht länger hineinblicken, es zieht mir die Thränen in's Auge." — Da äußerte Ludwig bewegten Sinnes wiederholt: „Alle Sterne sagen: es ist ein Band des Lichts!"

Tod der Pflegemutter.

Frau v. Türk, welche sehr kränkelte, konnte an den Festen, die man zum Empfang zweier Prinzen bereiten wollte, keinen Antheil nehmen, und sie empfahl mich der Protection einer edlen

[1] Schiller's Schwager, zweiter Bibliothekar in Meiningen. [2] Joh. Georg Pfranger, Hofprediger in Meiningen, Dichter, Verfasser des Mönchs vom Libanon; vom Herzog Karl August v. S. M. berufen, trat sein Amt 1777 an. Bechstein, S. 215. [3] Ludwig Heim, Instructor des Prinzen Georg von Sachsen-Meiningen, begleitete den letzteren 1775 auf die Hochschule zu Straßburg. Er war später Vicepräsident und Consistorialrath. Bechstein, Mittheilungen S. 82.

Frau. Die Veranlassung war wohl ein freimäurischer Congreß. Prinz Ferdinand v. Braunschweig war daselbst, und wohl auch Prinz Carl v. Hessen, dies geheimnißreiche Wesen.

In ihrem Gefolge waren zwei Personen mir besonders auffallend. Der eine, gebietend über manche Mächte und Kräfte, schien es mir; ich lauschte gern seiner Rede, denn obwohl er wenig sprach, war die Meinung unterscheidend, in ausforderndem Geiste, der gleichgültigen Sinn aufhob und die Grenzen der Gegenwart überschritt. Er soll von diesem Ort nach Italien gesandt worden sein, um über die Bedrückungen des Maurer-Ordens in den italienischen Staaten zu berathen. Der Andere war ihm im höheren Grad verbunden, er war Meister vom Stuhl in einer Reichsstadt. Einige Wochen gingen dahin, wo ich an der Tafel, in der Comödie, oder bei anderen Parthieen oft mit diesen beiden Herren war. Mit Trauer sah ich dem Tage ihrer Abreise entgegen; denn was ist seltener, als des Geistes Mittheilung bei freierer Gesinnung und Achtung. Der Eine sagte mir: „Geistesverwandte könnet Ihr finden in Schriften des ernsten Genius." — Der Andere war beim Abschied bewegt: „Hoffentlich grüße ich Sie bald in unserer Reichsstadt, und hier will ich Ihnen das Hôtel zeigen, wo es Ihnen am behaglichsten werden soll." — Er überreichte mir eine Karte, worauf der Name seiner Gemahlin zu lesen war, und darunter: „Hôtel de l'amitié!"

Die Bedeutsamkeit der Tage in Wahrnehmung reicher Gewinnste, und die Traulichkeit, wie ein Kosen im Mai war gar schnell verblüht. — Nach deren Abreise versäumte ich aber öfter die Stunden, wo meine Gegenwart im häuslichen Kreise nöthig war. Lesen und Schreiben war mir gar sehr vonnöthen. „Wo mag wohl Charlotte bleiben?" — Da sagte Lorchen: (denn ich besonders war der Gegenstand ihrer kleinen Sarcasmen) „sie hört und sieht nicht, ich habe sie schon zweimal gerufen." — „Was macht sie denn?" „Sie liest in einem Buch: la farce du coeur et les élans du sentiment." Dies Witzwort wurde zur Devise für Stollbergs Fülle des Herzens. Die Uebersetzung des Titels war Lorchens.

Weil ich durch das zunehmende Leiden der Frau v. Türk meist bei der Kranken und in der Wirthschaft beschäftigt, war ich

selten mit meinen Schwestern, und nur wenige Minuten konnte ich bei ihnen weilen. Einst fand ich Wilhelminen mit einem Manuscript in der Hand: „Das mußt du auch lesen, liebe Charlotte", und so reichte sie es mir. Vom Beginn unserer Anwesenheit sahen wir fast täglich Ludwig Heim, der durch Wissenschaft und musikalische Talente sich auszeichnete; war er nicht auf Reisen mit dem Prinzen, fand jeder Abend ihn in unserm Kreise.

* * *

Schon zwei Jahre hindurch war ich selten von dem Krankenbette entfernt. Die Leidende war im sechs und dreißigsten Jahre; ihre letzten Kinder nahm, kaum geboren, der Sarg schon wieder auf. Wie sonderbar, daß das hinsterbende Leben noch Gebärerin sei. — Bei solchem Anblick war auch meine Natur und Jugend wie mit dem Leichentuch bedeckt, das bald die Dulderin verhüllen sollte.

Die Nachtwachen wechselte ich mit andern Wärterinnen, so war ich meist die dritte Nacht mit der Kranken allein. Sie war in diesem Zustand unverhüllter, zutraulicher, als ich sie je in gesunden Tagen gegen mich gefunden; ich möchte sagen, ihre Seele hatte eine demüthigere Strenge auf mich gerichtet, die vertrauend war, aber auch Empfänglichkeit bedingte. Unverhüllt sprach sie, wie ihr zu Muthe gewesen in manchen bedeutsamen Momenten. Da erkannte ich, wie die unsichtbare Hand, die uns leitet, ganz anders führt, als wir meinten und hofften. Sie hatte zwar willkürlich manches Band gelöst, doch, wer solchen Vorwurf fühlt und überschauet, weiß dennoch, es waren Pfade, die nicht vermieden werden konnten. Während dieser letzten Krankheit sorgte sie für die zukünftige Lage ihrer vier lebenden Kinder; diese Sorge ihr zu erleichtern waren manche bereit. Personen, die durch nichtiges Geschwätz, Neugierde oder frivole Zerstreuungen ihre Tage verschlechtert hatten, waren ihr jetzt die Allerwidrigsten. Solche Geschwätzigkeit, die sie ehemals geduldet, wies sie nun ab mit Strenge. Welche Huldigung dem sinnigen Bewußtsein, indem sie bezeugte, daß ein

unaufgelöstes Band des Gemüthes mit dem Geiste einzig Leben sei. Eine ihr werthe Freundin wohnte in dem Nebenhause; daß sie ihr um so näher wäre, ward die Mauer durchbrochen. Ihr größtes Vergnügen war immer gewesen, schöne Tage wandernd, ruhend, lesend hinzubringen und ich ward meist erwählt, an solchen Parthieen Theil zu nehmen.

Die schöne Zeit war wieder da und die Leidende bat, doch ja nicht diese Gewohnheit durch ihre Krankheit unterbrechen zu lassen. „Du darfst nicht unterlassen, was dir das Wohl vermehrt, es ist auch mir Genuß," sagte sie. Eine Weigerung hätte sie geschmerzt. So begannen wieder Wanderungen in der schönen Umgebung, deren abwechselnde Mannigfalt wohl ihres Gleichen nicht hat. Ohne Furcht und Vorsicht wandern durch das friedliche Thal so im Freien mit einem befreundeten Wesen, ist ein zweites Erwachen am Tage. In frischer Rede haben sie so Manches von eignen Träumen zu sagen, daß kaum Zeit, Träume And'rer zu lesen. Dennoch spricht die Jugend gern in des Dichters eigner Rede dessen Lob durch die Stimme preisend aus. Bekannte suchten uns auf, oder begegneten uns, und so fanden wir oft Genossen bei dem unvorbereiteten Mahl. Die Landleute waren meist wohlhabend, und man fand mehr, als die Genügsamkeit bedurfte. Auch befriedigt kehrten wir heim, wenn wir, allein geblieben, zufrieden die Stille genossen, nur unterbrochen von vertraulichster Rede. Als wir eines Abends nach Hause gingen, erblickten wir unsern Freund Pfranger, er schien trüb und bedenklich, denn in einer Monatsschrift hatte er Musäus Ironie über sein Mondscheinsgedicht gelesen.[1] Dieser antisentimentale Hohn aus Weimar, nach welchem Städtlein man Wanderungen anstellte, um Herzensergießungen zu weih'n, Gefühle zu sammeln, war ihm ein allzuherbes Schlossenwetter, welches die Saat seiner Dichtungen niederbeugte. Doch fühlte er bald wieder, daß allein Ernst und Beharren den zarten Keim zur Krone treibt. — Ich sang immerhin:

[1] Feier des Abends im Mondenschein. Eine Vorlesung in der Laube von J. G. Pfranger. Meiningen 1778. Der Spott verletzte den Dichter besonders darum, weil das Werkchen von ihm nur als Gelegenheitsgedicht angesehen und ohne seinen Willen gedruckt war.

Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt' der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.

Täglich verschlimmerten sich die Umstände der Kranken, sie wurde sorgsamer, stiller bewacht. Als ich einst in der Nacht bei ihr war, sagte sie mit kaum vernehmlicher Stimme: „Diese Nacht werde ich wohl nicht überleben, — wenn du mich auch stöhnen hörst, weiche nicht von mir — und rufe keinen Andern; — fürchte nicht den Tod — noch Sterbende." — Daß eine heftige Krisis folgen werde, hatte sie geahnet; heftiges Stöhnen erfolgte, — ein Blutsturz. Da erweckt' ich Andere und der Arzt ward gerufen. Nach diesem lebte sie noch sechs Wochen, nur durch Säfte erhalten, fast stets in Lethargie und Schlummer. Ihr letzter Kampf war so zu sagen in der Hölle und im Himmel. Pfranger war in den ersten Stunden bei ihr. Die Macht der Rede voll christlicher Begeisterung bannte die Angst, durch das Ringen der körperlichen Auflösung erzeugt. Die Sterbende ward dann ruhig und sanft, mit Verstorbenen sprach sie, sie rief sie mit Namen, richtete sich auf, redete mit den Geistern in halbgebrochenen Tönen. Sie hatte mir die Hand gereicht, ich hielt sie noch erkaltend, sie neigte sich zu mir, — einen Namen sprach sie aus: „lebt in Zufriedenheit!" Ich wähnte, in diesen Worten sei mein Geschick bestimmt. Freudiger war sie, entzückt sah sie empor, um ihr Antlitz glänzte Aetherslicht. Monate hindurch hatte ich das Picken der Todtenuhr gehört; nun war sie abgelaufen.

* * *

Ein kalter Winter folgte dem feuchten Herbst; da die Verwaltung des Hauswesens und der Rechnungen mir nicht mehr oblag, hatte ich volle Muße, mich der innern Stimmung hinzugeben. Ich vermied störende Geschwätzigkeit. In diesen Tagen habe ich aus andern Werken mehr umschrieben als übersetzt. Ich hatte keine Correspondenz, ich erschuf sie mir in doppelter Person;

auch schrieb ich nieder, was nach Ersuchen als eine Gabe hinreichte, ungefähr folgenden Inhalts:

„Verzehrt vom kalten Nord ist jeder Halm am Strom, buntes Gefieder mit Klag' entfloh'n, der Fluß gedeckt vom starren Eis, gebreitet überall der reinste Teppich, durchflochten mit kristallenem Schmuck. Aus Azurs Aether blicken Sterne nieder, sich spiegelnd in blendend reinem Duft. O Glanz des Lichts am Himmel und auf Erden! Bist du ein Gleichniß der himmlischen Heimath?

Geschwunden, was die Erde bringt, verborgen, was die Sterblichkeit erhält, Geheimniß, All', was hier das Aug' erblickt! — Der Dom, der zu den Wolken reicht, die Glockentöne all' aus diesen Höh'n! — Ein Kreuz steht hier, in gold'ner Schrift erglänzen Wort' an ihm: Licht — Liebe — Leben — Ewigkeit! — Dein Grab ist's, Mutter! — bist du nicht mit der Hoffnung heimgegangen? Es wird nicht täuschen des Glaubens süßes Licht! — Wie ist's dem Geist hienieden so leer und stumm. Flehe, flehe, daß der Seele Fittige sich aufschwingen in das unbekannte Reich!

Der Glocke schwerer Schlag spricht: „Du bist in der Zeit!" Der reine Friede, kommt er nie hernieder? Die Stunde, zeigt sie nur die Zahl des Leids? In deinem Sternenreich, o Mitternacht, weilen in dir lichtreich vertrauliche Geister? Schweben nieder, eilen, suchen Erkor'ne, reichen Kränze? — Fragen der Geisterwelt! — O Anschauung! — wann werden wir zeugen von der Eigenheit, in Einheit der Seeligen, vom göttlichen Gedanken durchströmend beglückt?

Sei mir Erquickung, Du, o Sehnsucht nach den entschlafenen Geliebten! Sie kannten dich, himmlische Wehmuth! Von dir erhoben, weinten sie der Freude Thränen, träumend von dem Leben der Seligkeit!"

* * *

Fast jede Ferien hatte mein Bruder bei uns zugebracht. Er hatte von jeher bei Jung und Alt durch seine Beachtung Beifall gefunden. Mittlerer Größe, am meisten der Mutter ihren schönen Zügen nach ähnlich. Vielseitige Gewandtheit, Fertigkeit im gesel-

ligen Spiel, kein ernstes Studium, aber feiner Sinn und Leichtigkeit der Fassung; Denkende sprachen gerne mit ihm. Sprachen lernte er, mehr um mit Ausheimischen zu reden, als zu erforschen; theilnehmend an Freud' und Leid, höchst ehrerbietig gegen das Alter, gemüthlicher Neigung. Auch war er bis zum schreienden Schmerz bewegt, wenn er von einer Ungerechtigkeit hörte, die er nicht rächen, versöhnen konnte. Mißtrauen war ihm fern. — So war er. Funken des Lebens erzeugten unsere Gespräche. Das Gefühl der Hoffnung, der Ehre hegten wir gemeinschaftlich. Wie jene Griechin möchte ich sagen: „einen Mann, einen Sohn kann ich wieder erhalten; nie einen Bruder!" Wie schien die Waage so gleich, die Aussicht so frei! — Sollte Dunkelheit dich verhüllen? — Auch du warst nur jugendlicher Glanz, ich sollte in die Grüfte schauen!

Als Gast in Lind, Baireuth.

Eine Freundin der Verstorbenen ward mit einem vornehmen Mann vermählt. Sie reiste zur Trauung auf's Land, und wir folgten ihr. Als wir einige Stunden gefahren, und auf die Brücke über die Werra kamen, stand Ludwig an dem Gemäuer. Er trat an den Wagen, heftig bewegt, reichte einem jeden die Hand. Ich deutete sein Benehmen auf sein Mißverhältniß zu dem künftigen Gemahl der Dame; wir verweilten einige Wochen zu Hildburghausen und Coburg, begaben uns dann nach ihrem Landgute, ich zählte diese Tage zu den freundlichsten. — In milder Fügung der Natur bringt jeder Tag einen andern Genuß, sei es unter einer Linde, oder in einem noch unbekannten Bauerngehöft; in der kräftigen Hand der Natur ist jedes bedeutsam. — Wie wohl unterrichtet war ich, als mein Auge noch im Antlitz der Menschen lesen konnte.

Einige Meilen von Lind wohnte Graf Brockdorf, der durch

ein Schreiben mich zu einer Pathin für seinen Erstgeborenen ernannte. Ich reiste zu dieser Taufhandlung ab, freundlich aufgenommen in dem schönen Rittersitz. Geschwister des Grafen und andere Verwandte waren gegenwärtig. Eine Dame und ihre Tochter wünschten den künftigen Winter mit mir zu verleben. Ich muß damals einer lebhaften Erregung, die in Anderen Anschauung erweckt, fähig gewesen sein. Aeltere Frauen besonders näherten sich mir mit Herzlichkeit. Die Lauterkeit ihres Wunsches konnte ich nicht bezweifeln, doch wollte ich mich nicht von meinen Schwestern trennen.

Als ich wieder zu Lind anlangte, kam meine Schwester Lorchen mir entgegen und sagte: „Morgen erhalten wir Besuch von Männern und Frauen aus Meiningen und Coburg.“ Unter diesen war Frau v. Hendrich mir sehr angenehm. Mit dieser mir so theuren Frau so gern in Traulichkeit, und noch freimüthiger das Zwiegespräch. Auch unter mildem Schein der herbstlichen Sonne schienen heiteren Sinnes die andern Genossen. Nach einigen Tagen reisten sie wieder ab, nur Ludwig Heim blieb daselbst. Er war düsteren Sinnes, vermied jede Mittheilung, kam nicht zu Tische, und außer diesen Stunden blieb auch ich in dem traulichen Stübchen. Ich gedenke noch, wie Wilhelmine zu mir kam, mit bebender Stimme sprach: „ich habe es dir nur allzulange verschwiegen, es wird zu gewaltsam, ich muß es dir vertrauen: ein tiefer Schmerz hat Ludwig erfaßt, er will dir selbst sagen, was ihn bedrängt, ach, rathe ihm — ich vermag es nicht, denn wir sind Beide gleich beängstiget!“ — Mit der heftig Weinenden ging ich zu ihm, welch ein Anblick! er wollte mir entgegen kommen, fiel nieder, bleich, krampfhafte Zuckungen bewegten ihn, in abgebroch'ner Rede sprach er von seiner Neigung zu Wilhelmine. Ich faßte seine Hand und sprach: „o welch ein Leid! erfordert denn das Leben solche Klage und so tiefes Weh?“ — „Ich hab' den Schmerz verborgen, auch Wilhelminen zu lange verschwiegen, und so hat sich mein Zustand zum unerträglichen gesteigert, immerdar bleibt meine Liebe Wilhelminen, ihre fromme Treue ist auch mir geneigt.“ — „Aber welche Hindernisse stehen dieser Verbindung entgegen! zarter Gesinnung freie Wahl wird nicht gestattet, noch sind die Stände schroff

geschieden." — „Ich ergrimme, daß ich Sie zu mir habe rufen lassen, ein Kampf erhebt sich wider Euren Stand, ich sah ihn voraus, und hab' jetzt durch diesen Widerspruch doppelt zu leiden; die Zeit ist nahe, wo wir nicht nach den Gewohnheiten der Stände, sondern nach höhern Ideen leben werden." — Er wandte sich von mir.

„Verstehen Sie mich wohl, sprach ich erschüttert, wie gern möchte ich Sie Bruder nennen, aber dieser Name fordert auch Besonnenheit, milde Beurtheilung, friedsame Entscheidung; dies ist gemeinsames Recht. Ich meine es gut und möchte Ihnen beistehen, aber Ihre heftigen Aeußerungen schaden nur. Einsicht — Muth und That! — So vielleicht können Sie das Leben nach eig'ner Willkür bilden." — „Durch das Gefühl des Unrechts in der Gesellschaft leidet mein Herz eben so sehr, als wenn ich diese Neigung verbergen, überwinden sollte." — „Die Frage ist jetzt: wie können, wie wollen Sie diesen Wunsch in Erfüllung bringen? — Und was ist deine Meinung, Wilhelmine?" — „Unsere Liebe — könnten wir sie vor der Welt bekennen!" — Er umfaßte sie: „Es ist mir Schauder, mich von Ihnen getrennt zu denken — Verzweiflung!" — „Aber was haben Sie dafür gethan? sprach ich, gegen mich geschwiegen, ebenso gegen den Bruder, der zwei Monate mit Ihnen unter einem Dache wohnte, der Ihnen so werth ist, mit dem Sie täglich Genuß fanden, und doch keinen Augenblick der Traulichkeit zu diesem Bekennen? Auf seiner Bejahung oder Verneinung beruhet die Entscheidung. Sollte Ihnen dieser Wunsch nicht erfüllt werden können, so findet Ihr ernster Sinn durch Ihre reiche Wissenschaft leicht ein befriedigendes Loos."

„Gute Charlotte, Sie sind immer in aller Welt! — Sie denken wohl den einzelnen Zustand — in Sorge dafür können Sie nicht beharren." —

„Ich meine nur, daß, was mit solcher Heftigkeit ergriffen ist, hinschmilzt, wenn es der schmerzliche Eifer nicht mehr faßt; ich bleibe dabei, der Bruder muß befragt werden, er muß entscheiden!" „Das ist auch mein Gedanke, sagte Wilhelmine, mein Entschluß, der Bruder soll entscheiden, sein Herz ist mild und gut, Ludwig kennt ihn so genau, unser Bruder ehrt ihn, er wird auch unsere

Neigung ehren und billigen." Ludwig schien beruhigter und ich fuhr fort: „Noch muß ich Euch sagen, ich habe einen Antrag erhalten, der mich längere Zeit von Euch trennen könnte, den ich zwar versagt, doch nun annehmen will, um keinen Einfluß auf Euch, noch auf die Wendung Eures Geschicks zu haben. Allein mein letztes Wort: vertraut Euch dem Bruder." — Wir blieben noch einige Tage beisammen, den milderen Gesinnungen der Liebe und Freundschaft geweiht.

* * *

Dann trennten wir uns, meine Schwestern begleiteten mich zu der Edelfrau,[1] die mich eingeladen, den Winter bei ihr mit ihrer Tochter zu sein. Schon auf dem Wege dahin und die letzten Tage mit meinen Geschwistern erfaßte mich ein herber Trübsinn. O welch' ein Bedauern, das so mit Weh umhüllt, ja selbst die lösenden Thränen fesselt. Sie nahmen trauernd von mir Abschied; wie flehte ich mit Herz und Mund: gieb Trost ihr! mildes Wohl, leite sie schmerzlos zum Ziel der Tage!

Wenngleich kein veränderlicher, nur ein hinwallender Sinn des Gemüthes mir eigen, erfaßten mich leicht neue Anschauungen, besonders wenn sie durch Gespräch belebt, und vielleicht durch schalkhaftes Meinen noch Reiz erhielten. So gedenke ich, daß wir in Kulmbach auf der Festung das Schloß besuchten.[2] Der Kastellan führte uns umher; zuerst in die Gallerie, wo viele Bildnisse der Fürsten. Manches Portrait bedeutsam; der Frauen ältere Tracht reizte ergötzlich; doch ein Bildniß war allzu schattenhaft; „was ist denn das, es ist ja wie eingehaucht, wie der Abdruck eines Schweißtuches, nur das Auge so heftig blickend. „Das Bildniß der weißen Frau, Gräfin v. Orlamünde." Frau v. Seckendorf sprach: „mich schaudert! kaum ist es ein Jahr, daß man sie in Baireuth, vor dem Tode der Herzogin v. Würtemberg will gesehn haben." Wer

[1] Frau von Seckendorf in Baireuth. [2] Die Plassenburg. Man sah hier das Bild der weißen Frau mit dem Schlüsselbunde, das aber verbrannt ist. (Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen von Carl Julius Weber, 2. Bd., 2. Aufl. 1834. S. 27.)

möchte dem Gespensterglauben huldigen, doch die Läugnung ist noch schwerer, manch' mächtiger Sinn wußte von der Geisterwelt.

Dann ging der Küster mit uns weiter, einen Schrein eröffnend. Da zeigte er ein Stücklein von der Leiter, die Jakob einst im Traum gesehn; — auch Kleinodien, Armspangen, Waffen, die hohe Personen geführt, künstlich gezierte Schreine und Schatzkästlein. Endlich kamen wir in ein Erkerzimmer, da stand ein Bett, nach alter Weise mit Schnitzwerk verziert; hierin soll die Gräfin von Orlamünde geschlafen haben, sagte der Kastellan. Er öffnete ein Eckfenster, woraus man in einen gepflasterten Hof sah. „Auf dieser Stelle ist der Ritter enthauptet worden," sagte er hinabdeutend. — „Ich möchte in diesem Bett nicht schlafen, die es gethan, sind in der Nacht weidlich geplagt worden." — Man sagt (ob es in unserer Chronik verzeichnet, will ich nicht behaupten), daß ein junger Mann, um seinen Muth zu prüfen, verlangt habe, in dieser Kammer zu schlafen. Da er am Morgen nicht erschien, hielt man vor Schrecken ihn getödtet. Man ging in die Kammer, da lag er noch schlummernd, blühend, freudig, wie von schönen Träumen begeistert; — sich ermunternd sprach er dann: „eine solche Nacht habe ich noch nie erlebt; so schöne Hoffnung, solche Aussicht, hat mir noch kein Traum gegeben, ich scheide mit Frieden, will gern wiederkehren, mir grünet ein schönes Loos." — Man fragte nach seinem Geschlechtsnamen, nach seinem Stammbaum, — er war aus dem Geschlecht des enthaupteten Ritters.

* * *

In Baireuth fand Frau v. Seckendorf eine Einladung nach Erlangen; zu meiner großen Freude, denn mein Bruder war ja daselbst. — Bald reisten wir ab, und die unbekannte Gegend gefiel mir sehr. Wie oft ist Streitberg und sein liebliches Thal besucht und durch Manchen in Bewunderung besungen worden; auch wir genossen noch die helle freie Aussicht und die vortrefflichen Forellen. Bei einem angenehmen Lustort, eine halbe Stunde vor Erlangen, stiegen wir aus, durch erneute Kleidung den Verwandten auch

ehrend zu erscheinen. Man hörte Reiter eilend daher sprengen. „Wen hast du gefahren, Schwager?“ riefen sie dem harrenden Postillon zu. „Excellenz v. Seckendorf[1] und ihre Töchter.“ — Die Reiter sprangen ab und eilend die Treppe hinan. Es war mein Bruder und der Enkel der Edelfrau. Ehrerbietigst führte dann bald mein Bruder die Letztere die Treppe hinab, und auf ebner Bahn rollte der Wagen schnell über die breiten Straßen, bis zur Wohnung der ehrwürdigen Frau, wo Mehrere versammelt waren, von welchen wir gemüthlich, freundlichst empfangen wurden. Ein Flügel des schönen Hauses war uns eingeräumt, ich wohnte mit der Tochter. Um so traulicher konnten wir uns die Erfahrungen des Tages mittheilen. Ohne noch viel Widriges von der Geselligkeit erfahren zu haben, war ich dennoch schüchtern, denn nichtig ist, wo man weder gütige Gesinnungen, noch ernste Meinungen erwarten darf, und in noch unbefangener Jugend empfand ich doch leicht Antipathie. Es wäre besser gethan, solche Empfindung zu prüfen, als sie durch sänftigliche Gefälligkeiten zu überwinden, denn es liegt ihr doch meist eine tiefe Gemüths-Verschiedenheit zu Grunde. Bei Cour-Tagen, Concerten, Bällen, waren wir unter Vielen, genossen Ergötzliches und Langeweile. An der Tafel meiner Verwandten sah ich oft den geehrten Doctor Seiler; hager von Gestalt, fließende Rede, Beachtung, Fähigkeit zu witzigem Vortrag; — ich weihte ihm gern ein aufmerksames Ohr, welches nur meinem Alter ziemend war.

Mein Bruder besuchte uns jeden Morgen, — einst fragte ich ihn: „wer ist der Mann im dunkelgrauen Frack, den ich so oft im Schloß gesehen? auch neulich im Concert? — er ist so aufmerksam, vorsichtig, freundlich und auch so absonderlich, als wäre er aus einer andern Gemeinde.“ — „Man nennt ihn Hofrath Wendt; ich habe aber auch gehört, daß er dem Bild und Charakter des Herrn Leß in Sophiens Reisen gleichen soll.“ Ein Vielgenannter sagte über Sophiens Reise von Memel nach Sachsen: „trefflicher Zofenroman; eine Legion Romane sind zu finden, aber wenige mit dem Prädikat: trefflich!“

[1] Gemahlin des Baireuthischen Geheimeraths und Ministers von Seckendorf, Mutter von Siegmund von Seckendorf. Ueber diesen s. unten.

„Sophiens Reisen habe ich noch nie gelesen, verschaffe es mir." Ich hatte noch keinen Roman eingesehn, als: den guten Jüngling von Engelhof,[1] von Westenrieder, den wohl heut zu Tage wenige kennen werden. Diese Schilderung des tiefsten Liebesleids und des ärgsten Barbarismus ist erschütternd. Sophiens Reisen überbrachte mein Bruder sogleich, vier oder sechs Bände. In jeder von der Gesellschaft befreiten Stunde lauschten wir dem Sinn dieses Buchs. Besonders Alles, was auf Leß Bezug hatte, stand mit gesperrter Schrift vor meinen Augen; die Kupfer von Chodowiecky in diesem Buch sind auch der Beachtung werth. Ich konnte mir nicht deuten, ist dieser Leß nun in einem anderen Welttheil, oder haben ihn Wolken aufgenommen? In Beziehung auf Wendt war die Symbolik zu errathen. Sein Genius, Herz und Glück, hatten ihn wohl geleitet; ein Frühling heiliger Tage im Myrthenhayn, traulich vereint mit der Tochter eines Grafen in Schlesien; in der Heimath ihrer schönen Besitzung, den Bewohnern der Stadt unbekannt, war sie ihm geweiht. Auch war er den Wissenschaften, besonders der Heilkunde mit tiefem Sinn ergeben.

Nach mehreren Jahren begegnete ich ihm wieder und war betroffen über die Veränderung seiner Persönlichkeit; eine solche Wahrnehmung fällt immer auf uns zurück. Im Gespräch mit ihm erwähnte ich seine Aehnlichkeit mit Leß in Sophiens Reisen. „Mein Freund Hermes mag auch nach andern Modellen noch gezeichnet haben." — Ich fragte, ob er die schöne Sophie gekannt? — „Ja wohl, sie war mit Recht schön zu nennen; in ihrer Schilderung hat wohl den Autor Pfeil und Wunde geleitet."

Eines Tages harrten wir gespannt und ängstlich auf den Bruder, denn er hatte noch nie den Morgenbesuch vernachlässigt. „Es ist schon Mittag und er kommt noch nicht;" so verstummten wir in Besorgnissen. Da wurde uns gesagt, wir sollten sogleich zur Mutter Seckendorf kommen. Da fanden wir einen Rechtsgelehrten, den ich schon früher bei meinem Bruder gesehen. „Im Auftrage des Herrn v. Ostheim komme ich, Ihnen eine unangenehme, doch keineswegs traurige Nachricht mitzutheilen. Er hat

[1] Goedeke, Grundriß 2, 634.

sich selbst in dieser Nacht nach Nürnberg relegirt; es war unvermeidlich. Ihr Herr Bruder hat unter seinen Kameraden lustige Brüder, die es an Foppen und Necken Anderer nicht ermangeln lassen. Besonders folgen ihm solche, die durch Gestalt und Witz an Aesop erinnern, es umringen ihn deren so Viele, daß man sie scherzhaft Ostheims Leibgarde nennt. Sie hatten einen Studenten vorzüglich auf's Korn genommen, der wie sie hastig, rasch mit Sarcasmen, doch schleichend und lauernd, voll Unmuths ist. Oft haben sie ihm die Hand zur Versöhnung geboten; störrisch, mit einem Sittenspruch wies er sie zurück. Vor einigen Tagen fanden sich an der Stelle, wo der Liebling Ihres Bruders im Collegium sitzt, folgende Zeilen:

„Laß nur hienieden von O. dich behüten;
Du bist dem Himmel zu krumm und zu klein.
Wagest du Hohn, — Schläge dir droh'n, —
Du ruf'st vergebens den einz'gen Baron."

Unbezweifelt war es die Handschrift des verdächtigen Studenten. Da schien dem Herrn v. Ostheim keine Wahl mehr übrig, er lauerte ihm auf, fand ihn im Laufe des Tages nirgend; doch in der Nacht war das Haus noch offen, die Stube verschlossen, aber das Kamin des Ofens weit genug, er dringt hinein, wirft den Ofen um, steht vor dem Bett des Erschrockenen. „Sie haben mich citirt, hier bin ich! Die Schläge, die Sie dem Karus zugedacht, muß ich anticipiren." — So hieb er ihn einigemal, der Schlüssel war an der Thür gehängt, er schloß auf und eilte davon, kam zu mir, erzählte was vorgefallen, verlangte, daß ich das Geschehene am frühen Morgen dem Prorector anzeigen solle und ihm sagen, wo er zu finden, im Fall der Senat ihm eine andere Buße bestimme. Den Schaden, so er im Hause angerichtet, wolle er doppelt ersetzen. Seine Pferde waren gesattelt. Ehe ich den Prorector sprach, war er in Nürnberg angelangt. — Bei meinem Vortrag konnte der Herr Prorector, bei aller würdigen Persönlichkeit, dennoch nicht das Lächeln bergen. So steht es nun just nicht gerade, doch auch nicht schief; nicht unrecht, doch nicht recht zu nennen.

Bald erhielten wir ein Schreiben vom Ehren Lobesan:

„Der Verbannte grüßt Euch, zu Muthwill war ich gedrängt, doch ist der Sinn nicht getrübt, auch fließen der Reue Thränen nicht."

* * *

Nach einigen Tagen reisten wir ab zu dem Landgute der Frau v. Seckendorf, das sie einige Jahre nicht besucht. Das Corps de Logis war von Stein erbaut, die Flügel ganz leicht, außen von Felsblöcken geschützt. Die Gegend soll Aehnlichkeit mit Sans pareil haben, wo Felsenreihen wie aus der Erde erwachsen, in gediegenem Zauber einen mannigfaltig pittoresken Anblick gewähren; wenn gleich hier nach schwächerem Maßstab, war schauerlich genug der kleine Park. Ohnweit unserm Zimmer lag ein großes Felsstück. „Wenn aus diesem Fels die Quelle springt, hat man Hungersnoth zu fürchten," sagte Mathilde. Unvermeidlich wohl! denn war das Wasser so hoch gestiegen, so war das Land überschwemmt. Da die Besitzerin es so lange nicht bewohrt, gab es vielerlei Anlaß zum Räumen und Suchen. Die Rüstigsten im Dorfe waren aufgeboten, Keller und Boden zu lichten; mancher vergrabene Geist wurde vom Schutt und Sand befreiet, nicht jeden erwartet eine solche Erlösung. Auf dem Boden vielfach von Mäusen angefressene Betten und Linnen.

„Ich liebe die Ordnung und Sparsamkeit, sprach die Hausfrau; was ich nicht brauchen kann, den Armen! und die Lumpen sogleich in die Papiermühle gebracht, daß daraus das Schlimmste (was uns aber in der elenden Welt so nothwendig geworden) verfertigt werde." So ging es von Stube zu Kammer. Mancher verrostete Schlüssel ward gefunden, auch ein Wandschrank entdeckt, der vielleicht in hundert Jahren nicht eröffnet worden: schön geschliffene Gläser, unter diesen zwei mit vergoldeten Schrauben, mit Wappen und Sinnsprüchen; noch waren vertrocknete Früchte darin. Dies bewies, wie Alles, was zum Gewöhnlichen diente, von den Altvätern durch Gediegenheit und Kunst veredelt wurde. — Tassen, ungewöhnlicher Form, worüber ich mit meiner Gefährtin in Streit

gerieth, da sie die schönsten zum Kaffee, ich aber zum Thee bestimmte; auch Scherben von einem alten Steinkrug waren in diesem Schrank. Eine Legende hätte sich wohl daran knüpfen lassen; denn es ging die Sage, ein Jünger des heiligen Bonifaz habe in dieser Gegend in einer Grotte gehaust, sei umhergezogen und habe den Barbaren Gebetlein gelehrt, aus der reinen Felsquelle Wasser geschöpft, welches durch seine Segnungen Heilkräfte erhalten. Da diese Stücklein so wohl bewahrt worden, litt es keinen Zweifel, daß sie die Scherben des Krugs waren, der ihm dazu gedient. Gekittet, mit Drath umschlungen, wurden sie nun zu einer Reliquie geweiht, und prangten zum Andenken des frommen Bruders in diesem Schrein.

* * *

Kein Buch — kein Besuch — keine Zeitung — was war da mit der Zeit anzufangen? — Ich strickte und flickte vom Morgen bis zum Abend. Fräulein Mathilde hatte keinen Gefallen an so kunstlosem Weben, selbst die Guitarre fehlte ihr, an klingendem Spiel fand sie besonders Vergnügen. Da sagte Mathilde voll Unmuth: „leer ist Alles, ja auch die Flöte schweigt. Will ich was finden, muß selbst ich erfinden; so sei ein Wochenblatt ersonnen, für Wochen, wo man nichts erfährt, als nur die eig'ne Laune; wo zarter Blätter Zier und hoher Blüthen Glanz ermangelt, da säumen auch die Wespen nicht und stechen Mücken; dies Gleichniß gilt von Andrer Laune, die oft der leichte Scherz verhöhnt." So entstand das Leinleiter Wochenblatt: Passanten, Promotionen, Gesetze, Strafen und Belohnungen waren darin nicht vergessen. — Wenn wir stundenlang von rührenden, höchst tugendhaften Handlungen erbauet werden sollten und so die Musterbilder aus dem Plutarch der Umgegend gepriesen wurden, konnte sie diesen ehr'nen Säulen eine so sonderliche Wendung geben, daß sie plötzlich wie ein Kartenhaus zusammenstürzten. Der rege, zum Burlesken geneigte Sinn Mathildens, war immer bereit, Leid und Erhabenheit komisch zu travestiren; oft konnte ich den Unmuth nicht bergen, wenn die edelsten Senti-

ments durch ihre Possen zu Grunde gingen, willig nahm sie meine Rüge auf, doch auch zu meiner Lust war hier die Besserung unmöglich. Nach solcher Sinnesart pflegten wir keiner Prunkreden über unsere Gesinnungen für einander. Belebt durch die Verschiedenheit waltete zwanglose Traulichkeit, — Eines warnte das Andre, hegte Mitleid mit dem Fehl. So war das Menschliche in uns erfüllt: bekennet einander Eure Fehler! — Keine Verhüllung fand Statt, die man Höflichkeit zu nennen pflegt, die Gutes und Arges in gleiche Formen kleidet.

Das Wochenblatt genügte ihr nicht, sie kam auf den Einfall, einen Orden zu creiren: ein Kreuz, in Form von Leitern. Die Leine bezeichnete den Cordon, die Stufen die Grade, sieben für die Cardinaltugenden, der achte für die vereinigten Tugendsprossen. Sie war beschäftigt mit der Bezeichnung der Grade und dem Ceremoniell der Beleihung. Aber wie einen Knopf oder einen Kopf für diesen Orden finden? — das war die Frage; — unergründet, unbestimmt blieb dies Tag und Nacht. Da sie in diese Nachforschung versunken, sprang ein Kätzlein über die Mauer herein in das Fenster. „Siehe, da bist du, du bedarfst keiner Stufen, du bist gleich obenauf."

Das Miauchen wurde zum Haupt des Ordens ernannt, die drei Seiten des Kreuzes mit Katzenpfötchen verziert. Dieses Symbol des Menschen wurde angenommen, ist ja auch schon von den Egyptern angebetet worden.

Da mir bevorstand, den nächsten Winter in Baireuth zuzubringen, bat ich sie, mir eine Vorstellung von der Manier der Gesellschaft und mancher Personen zu geben. Aeltere und Jüngere hat sie treulich dargestellt. Da sprach sie leise: „Fröhlich ist gefährlich; das sage ich heute von vergangenen Tagen; ob ich verloren, ob ich gewonnen, das wird die Zukunft wohl entscheiden." — „Wie meinst du das, du sprichst ja räthselhaft." — „Ich will dir kein Räthsel, doch Geheimes sagen. Was man so einen Verehrer nennt, folgte mir einige Zeit, da suchten unsere Blicke sich im weiten Saal, vom Anschauen kam es zu Gesprächen. Ich will es nicht zu hoch nehmen, denn solches gewährt Vielen die Jugend und die Langeweile. Doch zu fröhlich ist gefährlich. An einem Morgen

sah ich ihn vorübergeh'n, er fragte, ob er mich besuchen dürfe, eilte in's Zimmer. Wir verplauderten nicht eine Stunde nur, wohl zwei. Meine Mutter war ausgegangen, aber sie begegnete ihm auf der Treppe. Als sie es mir entrüstet sagte, konnte ich vor Schrecken nicht zur Rede kommen. Mich zieht ein geheimes Sehnen nach jenen Tagen, ich tadle selbst, was sie so heftig rügt, ihr Unmuth ist mir ein Leid." — In Thränen schwieg sie dann. „Sprich auch seinen Namen nun aus." — „Nein, nicht heute, nur heute nicht." —

Indem öffnete Frau v. Seckendorf die Thür: „die Klingelschnur ist mir abgerissen, rufe sogleich den Johann." — Erschrocken sprang sie auf, eilte zur Thür, und rief mit lauter Stimme: „Nelberg — Nelberg!" — Die Mutter ihr nach: „wo, wo, — ist er hier — hier?" — Alle Dienenden liefen erschrocken zusammen. Ich konnte nicht errathen, was dieser Aufstand bedeute; aber ich bebte, da ich Mutter und Tochter so heftig bewegt sah. Die Mutter befragte mich sorgsam, ob ich von der Ankunft dieses Mannes wüßte? — „Kein Wort — ja dieser Name selbst war mir bisher unbekannt." — Sie sprach dann vertrauend: „Da ich diese Zuneigung nicht billigte, so ist dies der Grund, warum ich schon ein Jahr hindurch nicht in der Stadt wohne, und auch noch zögere; allein da ich Mathilden so heiter in ihrem Umgang fand, war ich entschlossen, den Winter über wieder dort zu sein, der heutige Ausruf aber stört mich sehr." — Ich durfte ihr ja nicht sagen, daß ich durch meine Fragen diesen Ruf erweckt hatte.

Alle Dienenden streng zu befragen wurde einem Justiziarius aufgetragen, selbst im Dorfe nachgeforscht, ob sich nicht daselbst ein Fremder aufhalte. — Mathilde blieb in Thränen gebadet in ihrer Kammer verborgen. Die Stunden vergingen uns schwer, ich weiß nicht mehr, wie viel wir solcher Tage gezählt. Da wir nun in der stillen, traurigen Kammer zu keinem Gespräch, noch weniger zu einem Scherz fähig waren, so schauten wir umher, ob auf den Höhen Vogel oder Wild, Reiter oder Bote zu erblicken sei. Das Fernrohr kam mir nicht vom Auge, und neu erschien mir da, was mir schon bekannt. Ueber die Mauer des Hofes konnte man weidlich umhersehen, Jäger und Bauern, auch Reiter hatte ich schon bemerkt, aber jetzt, was bedeutet dies? — Zwei stattliche Vorreiter

und dann — ein Schlitten mit reichlichen Schellen geschmückt. — Nun ist er schon entschwunden, vorüber in's Thal — doch nein — einen Reiter erblick' ich im Hof, er steigt ab, zeigt an, meldet die Ankommenden. — O willkommen Jedes, was von solcher Weile und Bangen uns lösen mag! — Jede Ueberraschung verwandelt das Gemüth. Wie verfährt das Leben, um Trauer und Freude zu verbinden? es stellt den günstigen Zufall mitten hinein. Mein Bruder und der Enkel der Dame waren es, sie führte die Gunst des heitern Wintertages uns zu. Der Bruder, welche Freude! die würdige Frau strebte, das Band der Traulichkeit wieder zu knüpfen. Sie sprach: „Heute seid ihr mir doppelt willkommen, denn ich empfange euch nicht allein freudig, sondern ihr bannt mir auch Harm und Mißmuth. Die Gegenwart wollen wir nun genießen, wie es dem guten Alter und der frohen Jugend geziemt."

Der Enkel hatte Violoncell und Guitarre mitgebracht, der Bruder Fasanen und manches Leckere aus Nürnberg. Aus der Umgegend wurden Freundlichgesinnte berufen, den Kreis zu vermehren; so blieb das Gespräch lebhaft, durch ergötzlichen Sinn belehrend. Ich wurde gewahr, daß die Mutter meinem Bruder ein Schreibtäfelchen unter die Serviette legte, folgende Zeilen fanden wir darin:

„Du, von mir so gern gepriesen, jugendlicher, holder Freund, heut' bei heiterm Tagesschimmer, hast du schnell verbannt die Klage, hast die rauhen Wintertage nun verwandelt uns in Lust. Möge dir doch Jedes glücken, was ein reines Herz begehrt — nichts soll deinen Muth besiegen ꝛc."

Da mein Bett zunächst an dem Fenster stand, wurde ich in der Nacht plötzlich durch ein Geräusch erweckt. „Mathilde, was ist das?" — „Da springt die Hungerquelle aus!" — Wir horchten; es dauerte fort. Am Morgen sagten wir, daß die Hungerquelle ausgebrochen sei, wir hätten das Geräusch gehört. Da erfuhren wir, daß der Karpfenteich abgelassen worden, damit die größten Fische die Tafel zieren möchten, denn eine gute Hausfrau sinnt auf jedes, was ein Mahl zu bereichern vermag. Fritz sagte auch, daß er nach Erlangen zurückberufen worden; ich könnte versichert sein, daß der Unmuth sich selbst bekehrt hätte, alle Fehde

geschlichtet wäre, und er habe den Vorsatz, behutsam und genügsam das letzte Semester daselbst zu verleben.

Die freundlichen Genossen, zwar in kleiner Zahl, doch in reiner Harmonie, wollten auch gemeinsam das Christfest feiern. An Tannen fehlte es nicht, bis zum Gipfel erleuchtet, reichlich mit Marzipan und goldnen Nüssen geziert. Der edlen Frau überreichte Fritz ein von ihr gewünschtes Buch und Mathilden einen Kranz zum Schmuck ihres blonden Haares, ihre Lieblingsblume, die Nelke, gleich den frischen im Wohlgeruch; und der Enkel einem Jeden, was für Briefe erforderlich und zierlich war. Aber wie ward ich betroffen, erfreut, als mir Fritz weißen Atlas zum Kleide darreichte, mit einer türkischen Schärpe (wie die leichten, bunten, damals genannt wurden), ich kann es noch als das einzige Geschenk erachten. Aus dem alten Schrein durften auch wir Geschenke vertheilen; da erhielt Fritz antike Tassen und den Kristallpokal mit dem Wappen der Edelfrau, und so von den Blüthen der reinsten Gesinnungen beseelt, flohen nur allzu schnell die Feiertage dahin. Den achtundzwanzigsten Dezember waren die Schlitten angespannt, denn wer hätte noch dort weilen wollen nach dieser Trennung, die Jünglinge fuhren nach Erlangen und wir nach Baireuth.

In unserer Lebensweise machte dieser Wechsel wenig Unterschied, nur Bücher hatten wir hier. Da las ich den Grandison nicht ohne einige Langeweile, Clarissa mit Erstaunen und Schmerz, vor welchen die Bewunderung nicht aufkeimen konnte. Wie die Erfahrung sagt, soll es also im Leben sein; wie das Loos auch falle, gleiche Kämpfe, gleich verworrener Harm. So mußt du das Leben denken, wenn es dich verschonen soll und du es schonen willst. Wie gern möchte ich es noch einmal hören, doch der Tage, die mir noch werden können, sind zu wenige dafür. Wer es nachempfunden, vergißt es nie; hört noch das schwere Geläut, das dumpfe Rollen des Leichenwagens, sieht die erleuchteten Zinnen, und wie nun in Thränen und Trauergewande die Leiche empfangen wird, von denen, so die Lebende in Wahn und Zorn gebannt. Ich weiß nicht, ob ich es gelesen oder gehört: Clarissa sei eine tiefsinnige Allegorie des weiblichen Seins.

Musikalische Unterhaltungen waren tägliches Spiel, meine schon

geübte Stimme erhielt neue Lieder und Opernscenen. Es war eine Anerkennung der Macht Euterpes, nicht ein Wetteifer in ihrer Huldigung. Besuche Anderer waren den beiden Gefährtinnen langweilig, lästig, aber die Umgegend dieses hellen Städtchens ist gar schön. Wer die Eremitage und Phantasie gesehen, wird beistimmen; auch noch mit so mancher anderen Zierde ist es umgeben: da ein Garten mit den schönsten Rosen aller Sorten geschmückt, die sich in reiner Quelle spiegeln, wer kostet nicht gern so strahlenden reinen Born! — nahebem, ein Tannenhain, der mit wiegenden Zweigen zum wirthlichen Hüttchen lockt, da tranken wir köstlichen Kaffee mit trefflicher Sahne, die berühmten Fastenprezeln wurden dazu genossen: mir war dann wohl zu Muthe, als hätte ich einige Gran Opium genommen, es erregte träumerische Beredsamkeit, die von Vertrauten nur schmeichelnd erwiedert wurde. So vergingen Monate, Pfingsten war nahe; dies Fest wollte ich noch daselbst erleben, um alle Blüthen des Mai's gesehen zu haben, dann mußte ich Abschied nehmen von den theuren Frauen. Wie schöne Tage, sorglos, unbeschränkt, mild, nur von sanften Mahnungen gehalten! im Frühlings-Sonnenstrahl ist warm das Herz, noch frank und frei, von keinem Gewölk getrübt. Mathilde geleitete mich bis Coburg, ja sie blieb dort noch einen Tag mit mir, und gerne weilt' auch ich noch mit ihr; denn es war ein gegenseitiges Mitleid, da nun Eines dem Anderen die letzte Freude gewährte.

Zweiter Aufenthalt in Meiningen.

Obgleich ich zu einem bekannten Ort wieder zurückkehrte, so muß ich dennoch auch hier sagen, daß jede Veränderung mit der Gefahr verbunden ist, das alt Gewohnte nicht wieder mit gleichem Sinn aufzufassen. Wir wohnten in einer andern Gegend der Stadt, manche Bekannte entfernt, nur leere, öde Spannung, also die

Entfaltung gehemmt, denn die Sehnsucht des Gemüths ist am freisten in diesem Alter, und gründen möchte der gesunde Sinn ein reines dauerndes Wohl. Die Geschwister waren wohl wie vormals gegen einander gesinnt, doch wie von einem Trauerflor war der jugendliche Muth bewölkt, der Freimuth dahin, denn Schatten dunkeln früh den Sinn, denen man viele Formen zu geben weiß, die doch immer Schatten bleiben.

Die ahnungskräftige Jugend hat Verlangen nach geistigem Miteinandersein; doch unter uns erscholl die wiederholte Mahnung: ihr müsset bald euch trennen! und solcher Ruf wird in der Gegenwart schon Trennung.

Ich hatte nach langer Entbehrung den Werth von Pfrangers [1] Predigten wieder empfunden, und versäumte keine, wie ich denn gern in der Kirche war, wenn auch allein mit dem Gefühl: hier wird gedacht und gebetet. Als Freund und Priester war Pfranger uns doppelt bedeutsam, und sein Gebet beseelte die stille Sehnsucht des Herzens, das so gern sich befreit empfinden mag von irdischem Bangen. Dazumal hatte ich, zwar nicht bei ihm, aber bei andern jungen Predigern eine Aenderung im Vortrag bemerkt; es war leicht zu finden, aus welcher Quelle sie geschöpft, denn seit einigen Jahren war die Charakteristik der Bibel von Niemeyer Muster der Nachahmung geworden; es scheute keiner mehr sowohl auf der Kanzel als im Umgange, Personen und Begebenheiten zu construiren, Sprüche zu paraphrasiren. Mir schien diese Manier unheimlich. Profan so der individuellen Willkür zu folgen, verschattet die eigene freie Ansicht des heil'gen Wortes, für Jeden immer neu, nach seinem Grad und seiner Macht. Durch diese Weise ward die Gemeine zu äußern Vorstellungen geleitet, die Glückseligkeit des innern Lebens, die Erwartung der Gnade, ward verschwiegen, oder von dem Redner nicht gekannt.

[1] Pfranger, Hofprediger in Meiningen, vgl. S. 63.

* * *

Die fürstliche Familie war von einer Badereise zurückgekehrt. Dadurch entstand mehr Bewegung und Geselligkeit, auch wurde ich von der Prinzessin, welche eine sehr schöne Stimme hatte, aufgefordert, an ihren Singstunden Theil zu nehmen. Sie wünschte zu Duetten eine Altstimme. Ein italienischer Meister ertheilte ihr Unterricht. In einem Conservatorio erzogen, damals nur Messen und Psalmen singend, ehemals Mitglied der päpstlichen Kapelle, ward er von einem deutschen Fürsten gehört und in dessen Kapelle berufen. Nun waren ihm Metastasio's Opern so gegenwärtig, daß er sogleich Scenen daraus darstellen konnte, durch Geschick und Geschäft von jeher gewöhnt, lyrische Ausdrücke zu gebrauchen, und es war ergötzlich, wenn er oft die gewöhnlichsten Fragen mit lyrischem Schwung beantwortete, nicht absichtlich, — er konnte sagen: „je ne sais dire que cela!" Da er nur kurze Zeit Urlaub hatte, war der halbe Tag dem Gesang gewidmet; so kam es zum Konzert-Gesang, da sang Galliazi Hero, wir Frauen Leander; — er Terza, wir Timante. [1]

* * *

Hoch im Sommer, da auch Fremde angekommen, war ein ländliches Fest auf den Wiesen, von waldigen Hügeln begränzt, in den Auen, welche die Werra durchfließt. Zelte waren daselbst aufgeschlagen, das weite Thal belebt durch die Gemeinden der Umgegend. Mit Gesang überreichten Bäuerinnen Gaben, und Kinder jauchzten umher; es naheten Mädchen und Jünglinge in ländlich schöner Tracht, Andere mit Saitenspiel und Flötenton. Da rief Lorchen (die immer die Iris in solchen Festen war): „O, ich erkenne sie, unter ihnen ist auch der Herr Forstmeister und der Italiener! — Das ist nicht von gestern, die Beiden haben es längst wohl ausgedacht." — Solchen Wohlklang nicht erwartend, hoch ermuntert, erklangen noch höhere Töne, in Nähe und Ferne

[1] Aus Metastasio's Oper Demofoonte. Timante, creduto Principe ereditario, e figlio di Demofoonte.

wurden Gedichte gesungen, die man im Metastasio wohl wiederfindet; vom Saitenspiel getragen, floß immer schwellender die Harmonie.

* * *

Meine Schwester Wilhelmine war einer Einladung nach Dreißigacker gefolgt, wo um Herrn und Frau v. Hendrich sich mehrere Bekannte versammelt hatten. Nach ihrer Rückkehr sagte sie mir: „ich war recht überrascht, Ludwig dort zu finden, der mit Pfranger gekommen war, er will zu einer Verwandten nach G. Vor der Abreise wird er aber noch zu uns kommen." — Betroffen dachte ich: ist er nun ruhig besonnen, oder nur Stürmen entflohen? — Nach einigen Tagen erschien er in kostümirter Stattlichkeit, und in ruhiger Wechselrede vermochten wir theilnehmend seine jetzige Lage zu vernehmen, er sagte, wie ihm wohlverdiente Beförderung bevorstände. Nach herkömmlichen Rechten konnte man für ihn hoffen, aber dennoch ein Mißlingen, ein Fehlschlagen fürchten. Auch eine ausgezeichnete Familienverbindung in Gotha ließ sich vermuthen. „Nun dann haben Sie gold'ne Hoffnungen, es grünen Ihnen doppelte Zweige, Ihrem künftigen Wohlstand will ich die Börse weih'n, die ich jetzt stricke." — „Dies freut mich, — dann soll auch Ihre Gabe mit gold'nen Ringen gefaßt sein."

* * *

Zuweilen erhielt ich Briefe von Mathilde. Ein Blatt besonders bezeichnete, wie eigen, treulich ihre Laune war: „Was könnte ich Dir wohl Neues sagen — denn was Andere ehrte und ergötzte, war uns ja überflüssig; schweigend habe ich liebend Deinen Namen im Herzen verborgen, Deiner nie bei Andern erwähnt; doch mußte ich Besuche erwiedern, auch ersuchen, meine Gefährten bei kleinen Wallfahrten zu sein; — lustbegehrend suchen wir die Lust in freien Auen. Doch wann reine Freude empfunden sein soll, müssen Gleichgesinnte pilgern, sonst kehren wir von Widersprüchen ermüdet heim. Laß Dir erzählen, wie L. sich geäußert, mit schalkhaftem

Lächeln sagte sie mir: ‚seit Jahren hast Du uns gemieden und Deine Gunst der Fremden zugewandt.‘ — Ich gestehe euch gern, da Charlotte mir fehlt, sind die Abende öde und trüb, aber an schönen Tagen geleite ich euch gern zum stillen Dörfchen, zur prächtigen Linde, oder zu eurer Wohnung. — ‚Was Du hier sagst, beweist uns nur, daß Du so genügsam geworden, mit uns vorlieb zu nehmen.‘ — Ich trau're wohl nicht um sie, doch achte ich ihr Andenken und den Gewinnst ihrer Freundschaft. — ‚Mit den Gaben ihres Geistes hat sie uns nicht bestrickt, sie war uns wenigstens so langweilig, wie wir Dir gleichgültig sind, wir möchten nicht mit ihr schaffen.‘ — Doch habt ihr sie in's Angesicht so oft gepriesen, in meiner Gegenwart so dringend zu Besuchen aufgefordert, woher denn diese Veränderung? — ‚Denke nicht, daß wir nur allein so urtheilen, die R. und L. und alle unsere Bekannte sind dieser Meinung, und die L., die doch die Klügste unter uns, sagte, daß nur Du den Wahn hegst, herzliche Güte und klarer Sinn wäre in ihrem Wesen vereint.‘ — Eine schlechte Vergoldung war eure Freundlichkeit gegen sie, weil das rohe Holz schon sichtbar wird. — So ist es ihnen gelungen, mich zu bannen, ich ging ohnehin nur mit Duldung und Weile dahin. Solches Gespinnst unverrathen zu erkennen, ist jedes reine Auge zu schwach. Wir erwarten jetzo meinen Bruder Siegmund, den so gemüthreich Begabten. Kühlere Lüfte des Herbstes wehen, aber seine Gegenwart wird das Herz erwärmen und den Sinn erweitern und erhöhen.“

Dies Bekennen, welche Meinung man in Baireuth von mir hegte, hatte mich keineswegs betrübt; selbst befreiter, also richtiger erkannte ich das Vergangene. In Versicherungen ist wohl selten Wahrheit, und es giebt Wenige, die so viel Verstand haben, um einzusehen, wenn sie lügen. Der Mensch beschränkt den Menschen meist; — anders war es mit Mathilden, lautere Güte, freimüthiges Sein; so können wir uns der Morgenröthe erfreuen, und noch im leichten Gespräch wird uns die Mitternacht finden, allein immer müssen wir es einem günstigen Geschick danken, wenn sich Gemüther in sanfter Billigung verstehen.

* * *

Der Sänger mußte abreisen, sein Urlaub war zu Ende. Er war hoch besoldet, es ward ihm also kein Geschenk in Gelde zugedacht; allein er war betroffen, als er eine Dose mit Brillanten besetzt erhielt, nicht aber mit dem Bilde der Prinzessin. Er schrieb: „Ich wähnte, eines Bildes Glanz sollte des Entfernten Sehnen mildern, doch nicht des Bildes tröstende Macht erkenne ich da, nur Steine, die wie Thränen glänzen. Ich weine, weine, — meine Thränen ach! vermögen nicht versteinerte zu erweichen." — Die Fürstin hatte eine Gemme gelobt, welche einen Ring zierte. — Viele Musikalien ließ er zurück, und die Gemme war an das Band geheftet, womit diese umfaßt waren. — Eine solche Kunsterscheinung war ungehörig an einem Ort, wo Jedes der praktischen Thätigkeit und dem Hergebrachten gewidmet war.

* * *

Der Prinz Georg war mit seinem Führer dem Oberst B.[1] nach Wien[2] zurückgekehrt. Ich war zur Vertraulichkeit gegen ihn geneigt, doch in Reden und Betragen war weder Wahl noch Entschließung. Gemüthvoll, auch voll Geist, doch meist zerstreut, oft trüben Sinnes. Lavater hatte in sein Stammbuch folgende Worte niedergelegt:

„Bedenke nicht so lange dich! handle, sei stark, fest, und wandle so gut, wie mir's dein Blick verspricht."

Der Jugend heit're Mächte waren für ihn dahin, in denen nur freudige Gedanken, Hoffnung und Vorsatz beruhen können.

Im Jahre 1781 verließ mein Bruder Erlangen, um in Göttingen sich ferner den Studien zu widmen. Man pries ihn gewandt, edel, freisinnig. Demüthige Kühnheit, möchte ich sagen, bezeichnete sein Betragen. In der Residenz waren mehrere lieblich schöne Jungfrauen, aber eine schönere Frau als die junge Herzogin,

[1] Oberst von Bibra, mit dem Oberhofmeister von Dürkheim und Ludwig Heim Begleiter der beiden Prinzen Karl August und Georg, welche im März 1776 ihre Studien in Straßburg beendigten. Bechstein, Mittheilungen, S. 170. [2] Muß wohl heißen: nach Meiningen, oder von Wien.

eine gebor'ne Prinzessin von Stolberg, war wohl selten.[1] Alfieri hat ihre Schönheit gepriesen, als er von der Herzogin von Albanien sprach; sie war dieser verwandt und ähnlich. Auch mein Bruder war vom Zauber ihrer Schönheit betroffen. Mit Scherz und Leid äußerte ich: „Eine ähnlich schöne Frau findest du nie wieder." — Er schwieg. — „Was sinnest du so?" —

„Die Schönheit ist ein Solitair, den wir gern bewundern, wenn man auch solchen Werth sich anzueignen nicht hoffen darf; so bin ich nun von diesem Licht erhellt, erfreuet, den Vergleich habe ich gewonnen für das Schöne, was ich noch sehen werde. Gefallen wird wohl manche schöne Blüthe, doch Wohlgefallen — das ist eig'nes Wohl." —

* * *

Zu unsern mütterlichen Verwandten, bei denen wir schon so oft verweilt hatten, begleiteten wir nun den Bruder, nur wenige Stunden von Meiningen. Junge und alte Jäger ergötzten sich meist in den Gefilden; wenn sie dann ihre Beute heim brachten, waren sie mit uns in dem Salon versammelt. Schwestern, Geschwisterkinder, Vettern und Basen, sagten oft zu Bruder Fritz: „Wann werden wir dich wiedersehen? wie wird es sein? wann kehrst du zurück?" — „Wir haben Jahre verlebt, und werden Monate erleben, — in einem Jahr bin ich wieder unter euch." Aber die Klagen, die Besorgnisse ließen nicht nach, so daß er dadurch verdrießlich ward. „Wer dürfte die Zukunft bejammern wollen, es geschieht nur, was geschehen soll. Ich werde bei der Abreise euch noch Stoff zu scherzhaften Erinnerungen hinterlassen." Wir hatten nun nicht mehr den Muth, unser Leid auszusprechen; den Tag, an welchem er abzureisen gedachte, verschwieg er uns.

Als wir eines Abends bei der Tante versammelt waren, rollte

[1] Im Jahre 1780 vermählte sich Herzog Karl August (von S.-Meiningen, der ältere Bruder des Prinzen Georg) mit Prinzessin Luise von Stolberg-Gedern und hielt feierlichen Einzug in seine Residenz. Seine Neuvermählte war ein Wunder von Schönheit und Liebenswürdigkeit. Sie theilte die Neigung ihrer Verwandten für theatralische Freuden: Bechstein, S. 181.

ein Wagen vor, ein Jäger kam herein und meldete: die Gouvernante sei angekommen, die schon längst erwartet worden. Die Fremde trat ein, es dämmerte schon. Wohl eine Viertelstunde sprach sie von den Ursachen ihrer verspäteten Ankunft — von den Begebenheiten auf der Reise, von education, conduite etc., dann stand sie hastig auf, sie habe im Wagen noch einiges liegen, aber sie müsse selbst nachsehen. Als man ihr dahin folgen wollte, verbat sie es mit ernstem Ton, und zu unserer Verwunderung hörten wir gleich darauf wieder einen Wagen aus dem Thore fahren. Eine ältere Dame sagte: „Das ist eine charmante Person, aber auffallend war es doch, erst ging sie ganz gebückt, und als sie plötzlich aufstand, war sie größer als ich." Wir warteten auf ihre Rückkehr, aber harrten vergebens. Preisend sprachen wir von ihr, in Hoffnung ihres Wiederkommens. Endlich vertheilte man sich, um nachzuforschen: „Wo ist sie? wo sind ihre Koffer?" Da erwies es sich, daß es mein Bruder war, der diese Scene gespielt und schleunig abgereist sei. So hatte er das Versprechen gelöst, daß man an sein Abschiednehmen nicht ohne Lächeln denken würde.

Wir kehrten zur Stadt zurück. Die Sichel ruhete schon, auf den Aeckern wurden nur noch Garben gebunden. Eine Trauerfeier ist es, wenn die Blätter am Baume falben, die letzte Blume die Matten deckt, gleichsam der Schmuck des Leichentuches; das schöne Jahr ist dahin. Wilhelmine empfand solche Wahrnehmung noch bewegter: „Wie spricht Alles zu mir, verschieden die Frühlingslüfte, ganz anders der Sturm im Herbst. Die Natur ist so weich, so reich, sie spricht zu Allen, jedem gehört sie an. Die Farbe, jede Blume hat Sinn und Wort. Ein Blumenkranz scheint mir ein Bündniß mit allem Guten im Himmel und auf Erden. Warum soll so harte Scheidung sein, verwandelst du dich heut, Natur — weil ich auch ändern soll?" — Ich verstand wohl diese Anspielung, den Namen nannte sie nicht. — Herrlich ist Natur, doch muß die Seele die Erscheinung beherrschen, die ist ja ihre höchste Blüthe. Sie fordert der Gedanken ganze Macht und aller Kräfte Sorg' und Müh', durch die Macht des Geistes ersteht das wahre Schöne. Zeige nicht die Spur der Wunden, wenn du Herbes überwunden! — Ich lege hier ein Blatt bei, welches wir unter Wilhelminens

Papieren fanden. Gesinnungen, Sprache und Bild hat jedes Alter, wie jede Zeit. Das Leben ist's, das reiche, was immer wandelt, doch jedem Wesen eigen Gefühl und Sprache weckt. So sammelte ich die Funken, die aus düsterem Gewölk hernieder sanken.

„Wenn Zephyr Flora nun zum letzten Male küßt, dann weinen Beide. Sieh' hin, dort fielen schwere Thränen nieder, — es ist der Wehmuth Saat, — die keimet schnell, sie duftet nicht; Zeitlose sind's — nicht Blumen. — Zeitlose! Das Mägdlein, das in dir die Thräne sieht, ruft ahnend aus: Ein Blumenkranz wird nun mich nicht mehr schmücken, kein Lilienzweig sich segnend neigen — dahin ist nun der Myrthe Grün — der Nelke Purpurblut — des Glaubens Muth, ach, und die Lilie, unsrer Liebe Bild, — sie blüht nicht mir, — erbleichen wird das Leid mir nicht! Zeitlos bin ich — zu Grabe wall' ich."

* * *

Die Jugend findet leicht das Grün der Gegenwart in Hoffnung künft'ger Blüthe. — In jeder Woche war ein Abend bestimmt, wo sich die Fräulein bei der Prinzessin [1] zu einer Collation versammeln konnten. „Willkommen heut'," sagte die Prinzessin, „denn ich habe Allen Manches und Ergötzliches zu sagen. — Wir erwarten viele Besuche aus Sachsen und den Rheinlanden. [2] — Trauer- und Lustspiele sollen aufgeführt werden, ich lerne meine Rolle schon; ich bin die Blanka in ‚Julius von Tarent' — Sie haben es doch Alle auch gelesen?" — Ich gestand, daß ich es noch nicht kenne. — „Nun, da ist das Buch, ich lese es mit Ihnen, Charlotte, und kann dann leichter die Rolle einüben." — Dies war mein Antheil an der Schauspielkunst, mir selbst verboten, aus

---

[1] Prinzessin Wilhelmine, Schwester des Prinzen Georg, spielte die Nonne Blanka. Bechstein, S. 183. [2] Im September 1780 kamen Herzog Karl August zu Sachsen-Weimar-Eisenach, der Herzog von Nassau und der Statthalter von Erfurt, Karl von Dalberg, zum Besuch an den Meiningen'schen Hof; „es ist sehr wahrscheinlich, daß Julius von Tarent bei diesem Besuche zur wiederholten Aufführung kam. Mit dem Jahre 1780 schließt dieses Herzogliche Liebhabertheater als solches ab." Bechstein, S. 190. Danach Köpke, S. 31 zu berichtigen.

diesem Phantasieenreich Erhabenheit oder ein Dienendes darzustellen. Wohl, daß eines Geistes Wort es mir versagte, denn ich hätte leicht Alles mit entzündetem Eifer gesprochen, und im Ton und Affect einer Kreüsa meiner Gebieterin das Band bei der Toilette gereicht. Redouten auch sollten gegeben werden, die von den nächsten Landsitzen oft sehr zahlreich besucht waren. Durch Masken verstellt, verhüllt, verschönt, wähnt doch Jedes, wenn auch nicht mit Lust, müsse es doch der Geselligkeit Blumenbande winden; wo Jugend, Schönheit und Pracht sich vereint, wird es zum Zauber der Grazien. Die Prinzessinnen hatten orientalische Kleidung gewählt, Schönheit und Schmuck berechtigten sie dazu. Sinnend und wählend kehrten wir heim: „Lorchen, du bist der Frühling, Wilhelmine der Herbst und ich der Winter." Lorchen, das Feen-Kind, im blassen Grün und reichen Blumenschmuck, Wilhelmine dunkler, mit den glänzenden Farben herbstlicher Blumen; blendend weiße Arme, schöne Augen und Mund, und das bräunlich goldglänzende Haar, bestimmten sie zur Grazie an einem Bacchusfest; mit bunten Trauben war ihr Hauptschmuck erhöht. So trug sie ein Körbchen mit Obst, und Lorchen eines voll Blumen. Der Winter sollte in weißem Krepp und Schmelz dicht verhüllt erscheinen. So sollte es fein geordnet werden. Wir waren emsig beschäftigt, die Blumen wurden gewählt und gewunden. Da ging leise die Thür auf, im braunen Mantel, den Hut tief in die Stirn gedrückt, kam es näher, reichte Lorchen die Hand: „Sind Sie eine Maske?" — „Wer sind Sie?" — „In Hoffnung schöner Feier will auch ich solche Feste ehren!" — „Ach, das ist wohl Galliazi? aber Sie müssen singen — singen, eher glauben wir nicht, daß Sie es sind." — „Die Herzogin von Gotha, der lichtweiße Engel, hat mir erlaubt, in ihrem Gefolge zu sein, war es auch von der Fürstin nur Gunst und Laune, ich habe sie zum Befehl erhöhet, und bin nun hier." „Eine Maske mehr für die Redoute," sagte Lorchen. — „Eben zu diesem Redoutenfeste hatte die Herzogin eine Costumière aus Cassel mitgenommen." Es wurde gesagt, welche Kleidung man gewählt. „Nur ja der Winter nicht. Die Costumière wird Sie morgen besuchen." Sie kam mit Bildern mancher Art, mit Bändern aller Farben. Da wurden lange Ketten, schwarz, hochroth mit Gold-

band verfertigt. In Krepp gehüllt, von solchen Ketten dann umschlungen, von Haupt zu Fuß, von Hand zu Arm, das Haar in Locken wallend, mit goldnen Spangen geheftet; so leicht und sonderlich verhüllt, war ich im Gefolge der Masken.

Als ich in den Saal zu der Herzogin kam, fragte sie: „Wie nennt man Ihre Maske?" „Wenn sie nur gefällt, den Namen weiß ich nicht." Da kam Galliazi in spanischer Tracht mit der Mandoline und sang ein leichtes Lied. Die Herzogin sprach zu ihm: Wie werden Sie diese Maske nennen? „Uranie en chaîne. Verhüllt, gefesselt ist die Seele, das Herz, das Auge strahlt von Verlangen, Flammen werden die Seele befreien. Doch wie ein Blitz aus Gewölken der Nacht, schwindet Wonne und Güte dahin." Mit leisem Saitenspiel eilte er den Saal entlang.

Die Fürstin, selbst Urania in Anschauung der Sphären; der Kunde solcher Wissenschaft waren ihre Tage geweiht. Ich sah die Herzogin in verschiedenen Zeiten, immer war sie Andern ungleich, dem Gewöhnlichen gegenüber ungehörig. War es Unbestimmtheit oder Mißtrauen, ihre Aeußerungen räthselhaft, doch zu selten sah ich sie, um Bedeutsames zu sagen. Möchte sie nun sanftere Sonnen und seliger die Sternengefilde schauen!

In diesen Tagen — es war schon im November — kam aus dem Elsaß mit einem Consulenten, einem Mohren und anderem nöthigen Gefolge, Graf W. [1] Er hatte gewählt, ehe er sah, ersucht, genommen ohne gewonnen die sanfte Wilhelmine. Durch gütiger Rede Wohlklang, durch holde Gesänge ward die Verbindung nicht gefeiert, doch eine so reiche Parthie von mancher Mutter beneidet. Ehe meine Schwester nach dem Landgute ging, wo sie getraut werden sollte, gab sie mir ein versiegeltes Packet, dies sollte Ludwig eingehändigt werden. An demselben Tag erhielt ich von ihm ein Schreiben mit heftigen Vorwürfen sowohl gegen mich, als meine Schwester. Von eigener Meinung habe ich früher gesagt, Rath und Weg waren nicht befolgt worden. Nach solcher Lässigkeit war keine Entscheidung möglich. Warum nun diese Vorwürfe, die Drohung, ihre Briefe dem Grafen W. zu übersenden, damit

[1] Freiherr Waldner von Freundstein, Herrn auf Schlanighausen.

die Verlobung gelöst werde. Ich durfte diese ungestümen Vorwürfe nicht schweigend hinnehmen, auch die Uebersendung der Briefe mußte verhindert werden, was nur Aufregung und keine Veränderung bewirkt hätte.

Den Regierungsrath v. B. ersuchte ich zu mir zu kommen, weil dieser sein Vertrauter war. Da sprach ich, in äußerster Bewegung zu ihm: „er hat Anderer Rath verachtet, er mußte handeln oder entsagen, nun will er kränken.“ — Entrüstet, in tiefem Schmerz sagte ich also. Herr v. B. vernahm es; aber in seiner Antwort fand ich weder Theilnahme noch Verständniß; höhnend schien mir diese Gleichgültigkeit. Ein so von Kummer erfaßtes Wesen, das wohl ungestüm klagte, war seinem Begriff eine Verletzung des stillen Gleichmuths, welcher besonders den Frauen eigen sein sollte. Er versagte in dieser Angelegenheit mit Ludwig zu sprechen. „So übergeben Sie diesen Brief dem Obersten v. B.“ „Das kann ich nicht, aber ich werde ihm sagen, daß Sie ihn zu sprechen wünschen.“ — Jener kam. Er faßte die Bedeutsamkeit, und wie vergeblich schnöde Klage sei. „Ich kenne ihn, manche Leidenschaft bewegt den gewaltsamen Sinn, durch die verschiedenen Affekte ist er unentschlossen, man möchte sagen, willenlos. Alles wird auf das Schnellste geschlichtet sein, denn Gunst und der Wille des Herrn gilt ihm mehr als diese Neigung.“ Um die gesellschaftlichen Verhältnisse jener Tage anzudeuten, ist dies Verhältniß erwähnt worden. Zwanzig Jahre später wäre eine solche Verbindung keinem Hindernisse begegnet. Dazumal war gegenseitig frecher Ungestüm.

Ringend befreit sich der menschliche Sinn, doch wird er immer neue Fesseln finden.

Sie wurden getraut, und die Abreise mit dem Grafen nach dem Elsaß erfolgte nach einigen Tagen. Die ungemeine Schweigsamkeit meiner Schwester war mir auffallend. Daß auch kein Augenblick der traulichen und verheißenden Rede sein sollte! aber Innigkeit, Schmerz waren in ihrem Herzen verschlossen. Als wir von ihr Abschied nehmen wollten, schlossen sich ihre Augen und sie sank ohnmächtig nieder. Dennoch mußte es geschieden sein. Noch nicht zum Bewußtsein gelangt, wurde sie die Treppe herab zum Wagen gebracht; dann rollte er unter den Thorweg, wie ein Trauer-

wagen die Straße hinab. Pfrangers, die sie liebten, theilten meine Wehmuth über diese Trennung und diesen Abschied.

Nachdem sie ein Kind geboren, starb sie im November desselben Jahres.

Ein unerklärliches Betragen nahm ich in diesen Tagen gegen mich bei Mehreren wahr. Wer kann errathen, warum uns Andere so schnöde; sie grollen, wir wissen nicht warum, sie selbst wohl auch nicht, es ist ihre Weise also, und wir irren, wenn wir den Grund ihres erbitterten Sinnes in uns suchen.

Nach einigen Wochen, einen Mittag bei der herzoglichen Tafel, konnte ich, ohne zu lauschen, vernehmen, daß eine Dame sagte: „Wäre ich an ihrer Stelle und es würde gesagt, ich hätte diesen Brief abgesandt, und sollte es mir tausend Florinen kosten, ich müßte ergründen, wer ihn geschrieben." „Sie gewiß nicht," sagte man. Ein Anderer: „gleichgültig hat sie nicht aufgenommen, daß ihre Schwester einer so reichen Familie verbunden ward, ich weiß auch von ihrer Heftigkeit in diesen Tagen, und eine solche Sinnesart ist dessen fähig." Ein Anderer: „Da ich es ihr nicht zutrauen kann, will ich auch in loser Rede es ihr nicht anmuthen." Da fragte ich, von wem die Rede sei, „erräthst du's nicht? — hier können wir nicht ferner davon sprechen." — Nach der Tafel begleitete ich das Fräulein in ihr Zimmer und sagte: „deine Worte: ‚erräthst du's nicht?' sind mir auffallend, ich weiß von nichts, so sage mir doch, von wem die Rede war."

„Vor dem Verlöbniß mit deiner Schwester wurde dem Grafen W. ein Brief überbracht, schlecht, unorthographisch, des Inhalts: Da Wilhelmine frühere Versprechungen eingegangen, sollte er sie nicht wählen, sie habe Schwestern und Basen, so jugendlich wie sie, doch mit mehr Vorzügen begabt. Er lachte höhnend darüber und hat es Mehreren vorgezeigt; man sagte, es müsse von dir sein, wenn gleich es deine Schrift nicht war. Von diesem Verdacht spreche ich dich los, aber Frauen meinen, du müßtest vor Gram umkommen, eine solche reiche Parthie verfehlt zu haben, und unsere Herren trauen es deinem lebhaften Sinn wohl zu, ein solches Stratagem zu wagen."

„Sprichst du von solcher Thorheit mich los und frei, so stelle

dich zu meiner Rechten; die zur Linken soll ich vermeiden." — „O, deren Zahl ist groß, nur wenige kann ich dir nennen, die meiner Meinung sind, längst wollte ich davon mit dir reden, ich fürchtete aber, dich allzu sehr zu kränken." — „Das ist gerade nicht der Fall," sagte ich, „denn es giebt Berichtigung, also Klarheit, Beruhigung des Gemüthes, sich von Andern bestimmt geschieden zu wissen." Nach wenigen Jahren wurde es zufällig bekannt, von wem dieser Brief gesandt worden, und so konnte auch der geringsten einer keinen Verdacht mehr gegen mich hegen.[1]

Die Jugend versöhnt sich gern wieder durch freundliche Gesinnungen. Um diese Zeit waren Fräulein meines Alters, in mancher Hinsicht ausgezeichnet, zum Besuch bei Verwandten. Durch sie reichlichere Mittheilung, trauliches Geschwätz. Oefter besuchten wir uns, auch um mit einander zu lesen, doch mit Bedingungen; Bücher in dem erzählenden Fach, oder Sittenlehre, die, wie heute, die Anweisung zum Guten, wie der Autor es verstand, enthielten. In Romanen wollte Henriette Byron nichts gelten lassen, was dem guten Ton nicht ziemend war. Die muntre Louise meinte aber: ich streiche aus, was mich langweilt, denn oft sind ja mehrere Seiten, wo man wohl fragen kann: wollte er die Bogen vermehren, oder die Feder ausschreiben? — „Ja dann wird das Buch verdünnt werden."

„Thut nichts, doch weniger wässrig, und dann weiß man erst, was daran ist." Zu Schonung und Heil der Zeit wäre ein solches Conseil der Spiritualität wohl anzurathen.

Eines Tages waren wir bei Fräulein v. D.; ihr Fenster ging auf die Promenade. Wonach siehst du? fragten wir sie. — „Da geht der Capitain W." — So? — „Wie ich höre, wird er sich heute beurlauben." — Da muß ich ihn doch auch noch einmal sehen, und so eilten wir Alle zur weiten Fenster-Vertiefung. „Bewundere, wer da mag," und so zog Lady Byron ein Blatt aus dem Portefeuille; Louise las vor und sagte dann: o Prunk der Leidenschaft, erheuchelter Verzweiflung! — „Ich will doch sehen,

[1] Charlotte hätte schwerlich diesen Vorfall erzählt und so erzählt, wenn sie die Verfasserin des anonymen Briefs an Schiller's Braut gewesen wäre. Der Leser wird sich auch in jener Sache fortan zu ihrer Rechten stellen.

ob das meinige eben so lautet" und nahm ein Blatt aus ihrem Strickbeutel, in Form und Inhalt ganz diesem gleich. „Aehnliche Gunst ist mir auch geworden; könnten wir noch eifersüchtig sein, so müßten wir nur fragen: wem von uns zuerst diese Huldigung geworden?" — „Wie träg' ist sein Talent! ein Carmen gilt doch nur einer Gelegenheit, dieses soll für jede gelten und dienen." „Wahrscheinlich reist das Concept mit ihm, und diese Lobklagen und Betheuerungsstanzen verhelfen ihm doch zu einer Braut." Nach einigen Monaten erfuhren wir schriftlich und gedruckt seine Verlobung.

Ein Geistlicher, welcher zur Entfaltung von Pfranger's Talent beigetragen hatte, besuchte ihn, mündlich wollte er ihm aussprechen, welche Freude ihm das Drama: „Der Tempelherr" [1] gewährt hatte. Schmeichelnd war es dem Alten, darin die Früchte seiner Lehren zu genießen. Dies Drama war gemeinsam vorgelesen und eine Rolle mir zugetheilt worden. Der Alte war betroffen, bewegt und rühmte sehr die Weise des Vortrags. Pfranger zeigte ihm auch Briefe, sowie einige Sinnsprüche, die ich ihm übergeben. „Hat sie ein Geist bewegt? sie schreibt und spricht ja Oden. O könnten wir ein Bündniß treuer, heil'ger Sänger stiften, lebendigen Auges, blickend nach dem ewigen Sternenreich!"

Es war zu Anfang März; als jener abreiste, begleitete ihn Pfranger. Bei seiner Rückkehr überbrachte er mir ein Schächtelchen, worin in Moos ein Veilchen war, darin lagen noch folgende Zeilen:

„Das arme Veilchen, sieh', o sieh',
Da lebt's im todten Moos.
Kam'st, armes Veilchen, kam'st zu früh
Aus deiner Mutter Schooß.
So, Freundin, trittst du allzufrüh
In unsre Tage ein,
Wo deinesgleichen Blüthen sind,
Nur Blume du allein!"

Mit sorglicher Ahnung zeigte auch damals Pfranger uns

[1] Gemeint ist: der Mönch vom Libanon, ein Nachtrag zu Nathan der Weise von J. G. Pfranger. Dessau 1782.

Briefe von Ludwig. „Sie sehen daraus, seine Hoffnungen sind gescheitert; der Glaube verblutet und selbst der Boden des Rechts wankt unter ihm. Während er in der Kirche singen hörte, hat er mir folgendes geschrieben: „Der Gläubigen Gesang ertönt allhier im mächtigen Gebete, mir ist des Lichtes Glanz, der Hoffnung Wehen ach, verschwunden. Wer da wandelt unter Staub und Moder der Schriften, die uns an Trost und Glauben mehr genommen, als sie uns an Erkenntniß gaben, wer nicht glaubt, dem ist auch die Liebe geraubt, die Vermählung des Sichtbaren mit dem Unsichtbaren. Das innere Leben, Hoffnung, Zuversicht, sehnte ich mich zu fassen, doch ach, das werdende Bild, wie schnell ist es erloschen! Glaube, glaube! bis du schauen mögest! — ruft es in mir, doch ich vermag es nicht fürder. — Ich will nicht wandeln unter euch wie ein Gemordeter, ich habe nur noch ein Recht hienieden: der Fleiß ist mein Beruf."

Dann sagte Pfranger: „allein der angestrengteste Fleiß ist ihm nicht erkannt worden, ein Anderer ward protegirt. Diese Kränkung hat ihn schmerzlich gebeugt, und noch ist er nicht genesen."

Ludwig kehrte in die Heimath zurück, besuchte Pfranger, aber nur wenn er ihn allein wußte.

In diesen Tagen kam Herr v. H. zu uns: „Wissen Sie vielleicht schon, daß heute früh einer in die Werra gefallen? Indem man ihn herausziehen wollte, wehrte er sich gegen diese Rettung, man hat ihn gebunden zu seiner Mutter gebracht."

„Wer hat solches erlitten?" — Er nannte Ludwig. Oft kam Herr v. H. zu uns und brachte Kunde von ihm. Mit der größten Sorgfalt ward er behandelt, eine gänzliche Erstarrung erfaßte ihn, ohne Nahrung, ohne Laut bei schmerzlichen Versuchen; eilf Tage hindurch blieb er in diesem Zustand. Ich war erschüttert. Wie oft ist die Kraft der Gewaltthätigkeit hingegeben! Der Geist ist feindlich, daher ist ihm gesagt: du sollst überwinden! — O erkenne bald der Demuth Einsicht: das strenge Walten in den Tagen der Sterblichen.

In diesen Tagen war es auch, wo Frau v. Wolzogen in Franken wieder heimisch ward. Im freundlichen Gespräche sagte sie: Besuchen Sie mich bald in meinem Landhause, ich erwarte

nächstens die Ankunft eines mir und meinen Söhnen sehr werthen Freundes. Hier liegt ein Trauerspiel, welches auf sein Schicksal vielen Einfluß hatte. Unterlassen Sie nicht, es zu lesen, und zeichnen Sie an, was bewegen oder gefallen mag. — „Ich habe Ugolino wiederholt gelesen, doch nie verschmerzt, also wird es mir auch mit den Räubern ergehen, denn Schreckhaftes hat man mir davon gesagt." Ich las das Trauerspiel wiederholt; doch manches konnte ich nicht erfassen. Einzelnes war mir von höchster Bedeutung. Wie spricht Amalia das Unerklärliche aus, die seelenreiche, subtile Wahrheit, so allein der Schonung würdig. Welcher Inhalt in den Worten: „Du hassest ihn, du hassest mich doch auch?" Die Monologe, worin das Ideal des Guten wie des Lasters ausgesprochen ist. Eine Stelle hatte mich besonders ergriffen: „Wo die einsame Nacht und die ewige Wüste meine Aussichten sind, da würde ich die schweigende Oede mit meinen Phantasieen bevölkern, und hätte die Ewigkeit zur Muße, das verworrene Bild des Elends zu zergliedern." Werden wir so den Abend des Lebens beschließen? ist *also* das erkennende Bewußtsein? — Weissagende Rede, Macht der Dichtung, du nährst dich aus der Quelle des tiefsten Leids!

* * *

Bei einer herbstlichen Fischerei waren viele mir bekannte Genossen vereint. Ein großer Teich, umgeben von den Gemeinden der nahen Ortschaften. Die trübe Fluth wellenbewegt durch herbstliche Stürme. Fischer in Nachen hingleitend, Andere am Ufer mit ausgeworfenen Netzen. Da drängte ein Unbekannter aus der Menge sich hervor, blassen Angesichts, im grauen Gewande. Er rief: „Ich darf — ich muß dahin! Kränken werde ich Keines, — ich allein bin betrübt, die Ruhe hat man nicht gönnen wollen in reiner Fluth, seht hin, wie die Fischlein so silbern glänzen, so wohlig baden! — Mein Gott, wer zeigt den sichern Pfad? — Ist's in den Wellen, im Feuer, in der Erde kühler Tiefe?"

Er kam näher, man erkannte ihn, er sprach leiser: „doch nein, hier will ich Frieden finden, sie sind's, die sich so hold erwiesen."

Ein älterer Mann faßte ihn, gelassen folgte er. Leicht wird man errathen können, wer es war. Bald besserte sich sein Zustand, so daß man ihn unbewacht lassen durfte, er auch seine vorigen Geschäfte, seine Studien wieder beginnen konnte.

Tod des Bruders und der Schwester Wilhelmine.

Ein Brief meines Bruders zeigte mir an, daß er gesonnen sei, im Frühjahr meine Schwester im Elsaß mit mir zu besuchen; dort sollte ich weilen, bis er aus der Schweiz und Italien wieder heim kehrte. Lorchen hatte die Gewohnheit, bei zu hoffenden Ereignissen ein Buch aufzuschlagen. Da liegt mein Finger, ach! was habe ich gelesen! — „Je mehr das Glück dich anlächelt, je näher schwebt des Unglücks Flug über deinem Haupt.“ Unablässiger Sturm umdröhnte das Haus, wo wir auf dem Landgute des Oheims weilten; noch ward uns nicht klar, warum man uns hierher berufen, doch vermuthlich zu einer möglichen Verlobung. Eine ältere Frau beschäftigte sich gern mit Kartenlegen, und mancher drängte sich zu ihr, um das Loos des Tages zu erfahren. Ich scheute solches, doch sollte ich die Tücke dieses Spiels auch vernehmen. Wohl zwei- dreimal wurde die Karte geschlagen, aber wieder und wieder ein Trauerbrief. Wir mußten wahrnehmen, daß Einige auf eine sonderbare Weise zerstreut und beklommen waren. Ein so ängstliches Verstummen erregte mir ungewöhnliche Lebhaftigkeit. Endlich konnte nicht länger geschwiegen werden, denn Alles war entschieden. Man sagte uns, der Bruder sei krank, bald darauf, gefährlich krank. Krankheit und Gefahr hatte man uns nicht entdeckt, als nachdem sie vorüber gewesen: also war es der Tod!

Es giebt Zustände, in denen wir beharren sollen, weil jede Zerstreuung Untreue gegen uns selbst ist. Hat der Schmerz die äußerste Gewalt geübt, so können wir nie mehr völlige Heiterkeit

gewinnen, denn plötzlich ist früheres Hoffen und Wünschen uns entrückt.

Ueber die Veranlassung seines Todes und seine letzten Tage erfuhren wir zu jener Zeit nur ungenügendes: „Von der Gräfin Hardenberg auf ihrer schönen Landsburg [1] war eine Einladung an mehrere Studirende ergangen, einem Ball beizuwohnen. Die Gräfin forderte Ostheim zum ersten Contre-Tanz auf. Ein Engländer, welcher auch zuweilen in Göttingen und öfter in dieser Burg, verließ augenblicklich den Saal, als er gewahrte, daß die Dame dem Ostheim die Hand reichte. Bald nachher drängte sich ein Bekannter zu Ostheim und gab ihm ein Billet mit den Worten: „Sir N. hat mich ersucht, es Ihnen zu übergeben." — Sie gingen durch einige Zimmer. In wildem Affect, Züge und Farbe wechselnd, stand N. in eines Fensters Tiefe. Ostheim überreichte ihm das Blatt mit den Worten: Sie haben sich vergriffen, es ist an Sie gerichtet! — „Ja, gewiß, und eben weil es an mich gerichtet war, sollen Sie es lesen." Ich errathe — doch, was Ihnen die Gräfin geschrieben, darf kein fremdes Auge sehen. — „Wenn Sie es nicht lesen wollen, werfe ich es in den Saal, dann werden Sie den Inhalt auch vernehmen." Wenn dies Ihre Absicht — so nehme ich es an. — Er öffnete das Fenster, zerriß es in kleine Stücklein und warf sie hinaus.

Darauf, berichtete man uns, sei der tödtliche Kampf erfolgt. In meinen späteren Jahren ist mir noch Kunde von seinen letzten Stunden zugekommen, die mich wohl tief erschüttern mußte. In dem Nachlaß seines Freundes [2] hatte der Sohn sie gefunden und veröffentlicht, und hierin war des Duells nicht erwähnt:

Ich war in Göttingen mit einem jungen Manne in Verbindung getreten, der mir bald sein ganzes Vertrauen schenkte. Es war Marschalk v. Ostheim. Sein früherer Umgang mit gebildeten Frauen hatte seine kräftige Natur gemildert und ihn vor Verwilderung bewahrt. Was er sich vom Studentenwesen angeeignet, möchte ich das Ritterhafte nennen, eine gewisse Treuherzigkeit und zartes Ehrgefühl. Die Kraft seines proportionirten Körpers, seine

[1] Stammburg? [2] Später mit dem Namen Pohl bezeichnet; Anhang 3.

blühende, männlich gebräunte Gesichtsfarbe, kündigten die Ungeschwächtheit der Jugend an. Der Adel seines Charakters sprach sich in allen seinen Zügen aus, besonders flößte ein unbeschreiblich schöner Zug um den Mund Jedem gleich Zutrauen ein; an Geschicklichkeit im Reiten, Fechten und Schießen fand er nicht leicht seines Gleichen. Aber was ihn vor Allen am ehrenvollsten auszeichnete, war die ängstliche Gewissenhaftigkeit, womit er sich in den Stand zu setzen suchte, die Pflichten des ihm von der Vorsehung angewiesenen Berufs zu erfüllen, nachdem ihm die Wichtigkeit derselben klar geworden. Er war als letzter männlicher Abkömmling Besitzer zahlreicher Güter, die Verwaltung derselben und das Wohl seiner Unterthanen sollte das Geschäft seines Lebens werden. Mit dem angestrengtesten Fleiße studirte er neben den öffentlichen und Privatrechten alle Zweige der Cameral-Wissenschaften, und suchte Belehrung bei denen, die sich mit gemeinnützigen Zwecken beschäftigten. Feder, Meiners, Koppe waren ihm Freunde und Rathgeber. So sehr er die geselligen Freuden liebte, so entzog er sich doch denselben, wenn die zur Arbeit bestimmte Stunde gekommen war. Wir brachten im Sommer die Sonntage, wenn nicht Excursionen nach der Plesse, Gleichen, nach Münden, oder einer andern freundlichen Gegend gemacht wurden, auf dem sogenannten Ayrerischen Gartenhause am Wehnder Kirchhofe zu, das wir mit Mehreren gemeinschaftlich gemiethet, und wo man sich mit Spielen und Leibesübungen im Freien unterhielt. Um ungestörter in der Woche arbeiten zu können, miethete er sich noch ein Gartenhäuschen; in einer abgelegenen Gegend, wo außer mir ihn keiner seiner Bekannten vermuthete, hier arbeitete er oft bis spät in die Nacht. Als ich in den Herbstferien mich zur Reise zu meiner Schwester anschickte, ward ihm das Herz groß und nach einigen Kämpfen entschloß er sich, mich zu begleiten. Manches aus diesen Tagen ist meinem Gedächtniß entschwunden, doch finde ich in meinen Papieren noch Andeutungen darüber.

Unser Aufenthalt in Z. verlängerte sich so, daß wir nur kurze Zeit in G. verweilen konnten und diese wurde auf's beste benutzt. Im Hause des Professors B. fanden wir Klopstock, er nahte sich uns freundlich und fesselte unsere Aufmerksamkeit nicht sowohl durch

bedeutende Worte, als durch die Behaglichkeit, womit er bei dem Gegenstand, den er erfaßt, verweilte, um ihn bis in die kleinsten Nüancen auszumalen. Wir brachten dann noch einen vergnügten Abend in dem von ihm gestifteten Lesezirkel zu, der aber schon anfing, seinen ursprünglichen Charakter zu verlieren und mehr des Kartenspiels und Schwatzens wegen besucht wurde.

Sehr befriedigt von dieser Reise kehrten wir nach Göttingen zurück, enger verbunden als jemals, und fest entschlossen, uns einander in den guten Vorsätzen zweckmäßiger Benutzung unserer Zeit zu bestärken. Von Ostheim bedurfte in dieser Hinsicht keines Sporns und entzog sich fast zu sehr allen Zerstreuungen; in einem der letzten Briefe, die er geschrieben, ließ er mir eine ähnliche Gerechtigkeit widerfahren.

Einige Monate waren seit unserer Zurückkunft verflossen, als Ostheim, wiederholt und dringend eingeladen, sich höchst ungern entschloß, einem Ball auf dem Hardenberg beizuwohnen, den damals Fürst H. mit seiner Gemahlin bewohnte. — Noch vor Tagesanbruch erschien sein Jäger vor meinem Bette, mit der dringenden Aufforderung, doch gleich zu seinem Herrn zu kommen, der sich sterbend fühle. Er war, noch vom Tanze erhitzt, in seinem offnen Wagen zurückgefahren, wodurch er sich eine tödtliche Erkältung zugezogen, die eine Verschlingung der Eingeweide mit allen Symptomen dieser furchtbaren Krankheit zur Folge hatte. Wie erschrak ich, als ich ihn, den ich noch vor wenigen Stunden in voller Kraft der Gesundheit verlassen, mit den Todeszügen erblickte; wir umfaßten uns mit Heftigkeit, und ein langgedehnter Ton der Klage, der seinen noch immer anhaltenden stechenden Schmerz verrieth, zerriß mir das Herz. Aerzte ließen nichts unversucht — aber alles umsonst. Gegen Abend legte sich der Schmerz; der Kranke verlangte einen Rechtsgelehrten, um seinen letzten Willen aufzusetzen. Er diktirte mit völliger Geistesgegenwart, bestimmte einige Legate, Andenken an seine Freunde, und machte besondere Anordnungen zu Gunsten seiner Gutsunterthanen. So erinnerte er sich noch, daß er im Kindesalter von einer katholischen Gemeinde ersucht worden, eine kleine Kirche erbauen zu lassen, und es den Bauern versprochen hatte. Jetzt setzte er eine Summe dazu aus, und ver-

fügte, daß dies den Bewohnern des Dorfes zugleich mit der Nachricht von seinem Tode bekannt gemacht werden sollte. Ferner gedachte er einer verlornen Wette, für welche er meiner Schwester eine Discretion schuldig geblieben war und bestimmte dazu hundert Louisd'or für ein Gemälde, das Fiorillo zu verfertigen den Auftrag bekam. Ich bin jetzt im Besitz dieses Gemäldes. Nach Beendigung des Testaments nahm er mir das Versprechen ab, ihn bis zum letzten Augenblick nicht zu verlassen, und so wie er die Augen geschlossen, seine beiden Leute als Kuriere, den einen zu seinem Oheim, G. v. Stein, den andern zu seinem Vormund, Herrn v. Wegmar zu schicken, damit diese unverzüglich Besitz von den Lehngütern nähmen.

Der Geistliche, Koppe, sein Freund, war mit uns, der, seinem Schmerze ganz hingegeben, des Trostes bedürftiger schien, als der Sterbende. Mit jeder Stunde der anbrechenden Nacht nahm die Heiterkeit seines Geistes zu. Man überreichte ihm einen Brief mit schwarzem Siegel, er kündigte ihm den Tod einer Schwester in Straßburg, Schwester Wilhelmine an. Diese Nachricht kam ihm nicht unvorbereitet; auch hatte der Tod seinen Stachel für ihn verloren. Er erblickte sie in verklärter Gestalt, sprach von seiner Vergangenheit: „ich kann mich nur meiner Vorsätze erfreuen — danke Gott für das Gute — so ich unverdient genossen — für die theuren Freunde, auch für den frühzeitigen Tod!" — Das Sprechen ward ihm in der liegenden Stellung schwer, ich schloß ihn in meine Arme und hielt ihn so aufrecht. Mit den abnehmenden Kräften stieg die Begeisterung; man wusch seine Schläfe mit Essig, auf sein Gebot wurden alle Vorhänge aufgezogen, um die aufgehende Sonne eindringen zu lassen, sie verklärte ihn; er stand an der Schwelle der Ewigkeit, entzückt und geblendet. Da raffte er sich zusammen, um das letzte Lebewohl zu sagen, aber die freundlichen Lippen bewegten sich nur, er lehnte das Haupt an meine Brust und — war nicht mehr! — Der Himmel verlieh mir ungewöhnliche Stärke. Erst, als ich spät in meinem Zimmer angelangt, mit dem Grafen v. W. mich allein befand, machte sich das Herz durch einen Strom von Thränen Luft. Jetzt erst fühlte ich in meinem ganzen Nervensystem das Angreifende einer vier

und zwanzig Stunden ununterbrochenen Gemüthsbewegung: — die Haare auf meinem Scheitel waren in diesen Stunden grau geworden.

Die allgemeine Achtung, deren der Verstorbene genossen, zeigte sich am Tage der Beerdigung — und durch die stille Andacht, womit die gedrängte Menge auf dem Kirchhofe die von Koppe gesprochenen Worte und den Gesang der Chorsänger anhörte, die das herrliche Lied: „Auferstehn ja auferstehn wirst Du!" anstimmten.

Noch sagt Pohl: Den Eindruck, den dieser herzzerreißende und herzerhebende Todesfall auf mich gemacht, hat keine Zeit verwischen können. In der langen Reihe nachfolgender Jahre ist kaum ein Tag vergangen, an dem das Bild meines sterbenden Freundes mir nicht vorgeschwebt, und noch jetzt stellt es sich mir oft und immer bei ähnlichen traurigen Veranlassungen auf's lebhafteste dar.

Sein Onkel Stein hatte bei der Todesnachricht hastig gesagt: „Ist er als ein braver Kerl gestorben?" und auf die bejahende Antwort: „Nun, Gott sei Dank! ach! es war ein herrlicher Junge!"

* * *

Uns Schwestern, — mir, der sie überlebenden, ist der Stachel des Schmerzes über den verlornen geliebten Bruder nie aus der Seele gewichen.

* * *

„Herr! wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben, aber ich weiß auch, das, was du bittest von Gott, das wird dir Gott geben." Jesus spricht zu Martha: „Dein Bruder soll auferstehn! Glaubst du?" — „Ja Herr, ich glaube, daß du bist Christus, der Sohn Gottes!" — Und sie eilte, Maria zu sagen, „der Meister ist da und rufet dich!" Da stand sie auf und eilte zu ihm, und die Juden sprachen: „sie will zum Grabe und dort weinen." Als Jesus sie sahe kommen und so bitterlich weinen, betrübte es ihn im Geist und die Augen gingen ihm über.

O wunderliche Sage! wie oft ward sie gelesen, empfunden —

erschaut! Das Wort entflammt Unaussprechliches! — Hoffnung, — unvergängliche Macht der ewigen Seele!

Im Traum ward mir das Verlangen des Wiedersehens gewährt: ich lebte mit dem Bruder! O Innigkeit des Lebens, der Liebe, Wallfahrt zur heiligen Heimath!

Erlösende Macht! Du gebietest: Bleibe bei dem Herrn, der da sprach: Ich bin die Auferstehung und das Leben! — so wirst du bei dem Bruder sein.

Wenige Tage bevor die Kunde von des Bruders Tod zu uns gelangte, nahte sich mir im Traume eine jugendliche Gestalt und sprach: „Deine Schwester Wilhelmine sah ich ganz bleichen Angesichts, ich pflegte sie und wollte ihr Wein reichen, da sagte sie: ‚ich trinke nicht mehr,‘ erhob sich von dem Lager, die kalte Hand erfaßte mich und sie sprach leise: ‚du wirst hier ruhen!‘“

In tiefer Nacht erstehen Bilder der Ahnungen, sind unvergänglicher, als was der Tag uns bringt. Einigung in dem Heil stiller Andacht, — Licht! — Vorschau ruht in uns. Das innere Bewußtsein erkennt mehr, als wir zu berechnen vermögen. Es giebt eine Sprache, die wir hören, wenn sie gleich nicht geredet wird. Sie ist wahr vor anderen, denn wer vermöchte in fremder Rede Trug von Wahrheit zu scheiden?

Die Schwester war dem Bruder vorausgegangen; nur einen Tag hatte sie die Geburt eines todten Knaben überlebt. Als man ihr in der letzten Stunde noch Wein reichte, sagte sie: „ich trinke nicht mehr,“ — und die jugendliche Gestalt, welche ich im Traum gesehen, erkannte ich später als ihre Nachfolgerin. Die Trauer um sie ward in dem Schmerz um den Bruder begraben; daß sie seinen Tod nicht vernommen, war für das Herz der Verewigten gewiß eine Wohlthat.

Eleonorens und Charlottens Vermählung.

Nach kurzer Zeit ward meine jüngere Schwester mit einem Mann von ernsten Jahren verlobt. Gleichgültigkeit würde zu schwach ihre Abneigung bezeichnen. Lorchen, das lieblich scharfe Wesen, verlangte wohl, daß Andere ihren Launen gefällig sein sollten; was solchen nicht fügsam, blieb ihr indifferent. Der Präsident v. Kalb [1] hatte schon manche Bedrängnisse erduldet, verschuldet; denn das ist oft eins durch die Verkettung der Leiden. Wittwer, wünschte er damals mit einer alt adeligen Familie sich zu verbinden. Dies bewog ihn, bei dem Oheim um dessen Nichte anzuhalten; ihm war eine Gesandtschaftsstelle im südlichen Deutschland verheißen. Auch er zog gleichgültig dies Loos, berechnete nach dem Tode des Bruders, Fritz v. Ostheim, diese Verbindung als bedeutsam. Da man ihm gründliche Geschäftskenntniß zutraute, wünschten auch die Verwandten, daß er sich der Allodial-Erbschaft annähme, um diese durch seine Kenntniß und Einsicht zu ordnen; so ward diese Verbindung als ein Unerläßliches erkannt. Ihm schien es wohl, als sei dies ihm ein aufbewahrtes Glück, für und durch ein so bedeutendes Vermögen walten zu können. Frühes Vergeuden, widriges Erfahren, dünkten ihm nun Leitung zu diesem Gewinn.

Wie von unsichtbarer Mißbilligung bedroht, war schaurig die Trauung meiner Schwester. Man sagte von Worten, welche aber Leonore nicht ausgerufen zu haben meinte. Eine ältere Dame, welche der Präsident von Kalb sehr vorzüglich fand, hatte sich vorgenommen, die junge Frau zu freundlichen Gesinnungen gegen ihn zu bewegen, und verfolgte sie öfter mit Ermahnungen; aber das Weiblein nahm solch' Erwägen nicht zu Sinn. „Wenn Sie

[1] Johann August Alexander, Goethe's Vorgänger im sachs.-weimarischen Staatsdienst, entlassen 7. Juni 1782. Die von Kalb sind ein altes thüringisches Adelsgeschlecht, welches schon im fünfzehnten und den folgenden Jahrhunderten den Rittersitz Kalbsrieth im sachs.-weim. Amt Allstedt besaß und auch zu Waltershausen bei Gotha (?) begütert war. (Neues allg. deutsches Adelslexikon von Kneschke, 5. Bd. S. 1.)

ihn auch nicht lieben, verehren werden Sie ihn doch wohl," sprach sie einst zu ihr.

Das jugendliche Wesen im schwarz seid'nen Gewande, das Köpfchen im Schmuck der blonden Locken, richtete sich auf, mit abwehrender Bewegung sagte sie: „Dem muß es recht elend zu Muthe sein, der den Wunsch hegt, ein Anderes besonders verehren zu wollen."

Noch muß ich hinzufügen, daß wohl nicht zu meinen, ein Anderer würde dieses weibliche Kind so schmeichelnd gehalten, ja selbst den jugendlichen Zeitvertreib errathen, gepflegt, ihn zu befriedigen getrachtet haben.

Kahl war nun das Gefild, und hohl tos'te der Sturm durch das Thal, ähnlich war die Natur dem innern Schmerz geworden; in der Stille nur, wo keine lebende Gestalt an die Verblichenen erinnerte, erfaßte das Herz den Frieden milder Gedanken und Gesinnungen.

Trauernd theilnehmende Verwandte besuchten uns, so auch öfter Frau v. Wolzogen. Ihr Gut war dem unsern sehr nahe und Lorchen war oft mit ihren Gespielinnen daselbst gewesen. Die traurigen Ereignisse, welche uns betroffen, waren auch der Gegenstand ihrer Unterhaltung mit Ritter (wie Schiller sich damals nannte). Und Frau v. Wolzogen theilte uns folgende Zeilen mit: „O sehe ich sie, die Trauernden? — ein Trauerflor schmückt höher noch die Grazien, — drei sind es ja — und eine noch — wie nenne ich sie? — Psyche! von ihnen so ersehnt. — Heut' hab' ich ja im Wieland erst gelesen, wie Psyche, von den drei Grazien erflehet, nun fürder wandeln will in ihren Reihen." —

* * *

Die folgenden Monate, auf dem Amte Trabelsdorf verlebt, waren schlummernd, trübselig dahin gebracht. Weder Trauer, noch Theilnahme gewannen belebte Farben und keiner Rede Wohlthat. Lichte Gedanken, welche der anhetende Geist zu vermehren trachtet, waren in Schwermuth verhüllt, sprachen nur klagend in uns. In

den Sommermonaten bewohnten wir Dankenfeld, ich sagte früher schon von diesem Waldschloß. Die Anschauungen der Jugendzeit behalten den Zauber der Erinnerungen; dem Auge des Kindes ist die Natur aus Licht und Farbenduft gewoben. Welch' tief Gepräg' erhält das zuerst Erlebte! es bleibt der Phantasie ein Bild, so das Gemüth mit erfrischenden Farben, mit preisenden Tönen stets schmücken möchte! —

Das Jagdschloß war von waldigen Hügeln umgeben, nur frei die Aussicht nach dem Abend. Von der Kapelle, mit dem Schloß zusammenhängend, führte eine Allee von Lerchenbäumen nach der Höhe des Waldes, diese bezeichnete durch das Dickicht den Pfad zu einem viel besuchten Hain inmitten der Waldung. Oft meine ich in Franken das Wort „Löhlein" gehört zu haben für Haine, wo, wie man sagte, die alten Deutschen ihren Göttern geopfert. Von Gebüsch umgeben, standen auf einer Anhöhe drei mächtige Eichen. Die mittlere war von Alter ausgehöhlt, enthielt in schönem Schnitzwerk das Bild der Genoveva, Schmerzenreichs und der Hirschkuh: ein Gegenstand, um Greuel und Pietät der Vorzeit zu erschauen. Sagen und Lieder darüber waren mannigfalt. Auch ein gepriesener Born entsprang in diesem Hain; fest und rein war diese Quelle gefaßt und bewahrt. Umher waren steinerne Tische und Bänke, frei die Aussicht nach einem Wiesengrunde, den der Mainstrom begrenzt. Dies von der Natur so begünstigte Thal, der Traulichkeit geweiht, war oft von Nachbarn besucht, oder zum gemeinsamen labenden Mahle erwählt. Die edle Jägerschaar aus hohen Burgen versammelte sich gern allda, und die Mönche aus der Abtei Ebrach,[1] die so nahe, verbrachten in Gemüthlichkeit die Abendstunden daselbst. Das Köstlichste aus Garten und Keller labte die Genossenschaft. Auf der Wiese weideten die Rosse, der

[1] Eberach, Ebrach, ein im Jahr 1126 gestiftetes reiches Cistercienserkloster im Bisthum Würzburg, ausgezeichnet durch Gastfreiheit, auch für geistige Nahrung. Die Bibliothek enthielt Werke, wie Kant's Schriften, Werke von Dichtern, „nicht zur Parade, denn sie sahen ziemlich beschmutzt aus. Ich halte mich verbunden, dem verewigten Kloster dieses Lob- und Dankopfer zu bringen, mit dem Wunsche, daß die Monumente daselbst besser erhalten werden möchten, als anderwärts, zum Gedächtniß dieser ausgezeichneten Prälatur, deren gastfreie Bewohner keinen andern Feind kannten, als — den Schlagfluß." (Deutschland, von Weber, 2. Bd. S. 91. f.)

lauschende Gefährte, der treue Hund, war auch dem Herrn gefolgt. Die schmeichelnde Flöte, der Waldruf des Horns ertönten. Wie heiter sinnig kann das Leben sein, wo reines Wohl waltet und Absichtlichkeit ferne ist, welche ohnehin die Jugend nicht erkennt. In Gesprächen, mit Spielen mancher Art, entflohen die Stunden; man vermochte dankbar zu empfangen, freundlich zu geben; doch auch, was Erkenntniß vermochte, Gesinnungen, so dem Tage Werth verleihen, walteten unter den Genossen.

Abtei des heiligen Benedikt, bald bist auch du eine Ruine! Du bist es schon, wenn gleich deine Thore noch offen stehen, und die Sonne sich noch in deinen Kristalltafeln spiegelt; deine Mauern bezeugen noch, was darin leben sollte: Erkenntniß — Feier — Andacht — Ergebung, so wohnlich, um auch Freunde aus fernem Lande zu ehren und Bedrängte aufzunehmen; und was zu beseligen, zu trösten vermag, geistiges Wohlthun.

So liegst du, hohe Abtei, im Steigerwald, bis zum Gipfel der Waldung sind deine Hallen und Kirchen zu schauen! — Der Baukunst Würde findest du allda; in edelster Verwendung für geistiges Dasein, behagliche Ruhe, selige Freiheit. — Wir wohnen hier wie Menschen, die der Weisheit und dem Wohlthun leben. (Worte eines Abtes dieses Klosters.)

Man sagte sprüchwörtlich, diese Abtei habe nur ein Ei weniger, als das Erzbisthum Würzburg.

Noch eines Besuchs in dieser Abtei darf ich hier gedenken. Besonders freundliches Begegnen ward mir allda. Was dem Mägdlein bedeutsam sein konnte, ward ihrer Wahrnehmung dargeboten; öfters war ich in der Kirche, mit knieend Betenden, die der Rosenkränze Perlen zählten, umgeben; dem ernsten Sinn mochten sie wohl die Neigung für ihre Kirche erwecken. So sah ich auch die Gruft, wo auf manchem Sarcophag eine Lampe brannte. So ist die Feier des Todes; vollendet nun! —

Ein Oberer des Ordens sprach: „Führet sie nun auch in die Bibliothek, — sie hat gesehen, wie wir den Staub bewahren, laßt sie da sehen, wie der Geist erhalten wird.“ So kam ich in den langen Saal, wo zwei große Globen standen, in mitten eine Tafel, von lesenden Patres umringt. Die Gitter waren weiß und gold,

hinter welchen die Bücher bewahrt wurden; eine Gallerie rings um die Mitte der Bücherhöhe, Stufen führten hinan. Erschrocken stand ich vor schweren Folianten: „Dies Alles muß man lesen, um etwas zu wissen?“ — Da sprach der Pater: „Jahrtausende sammelt so die Menschheit. Was hier bewahrt ist, — die Vorzeit hat's empfangen und gelehrt. Wir sind hier, um zu empfangen, und — gebe Gott — beseligend zu lehren.“ „Darf ich hier bleiben, um auch belehrt zu werden?“ — „Frauen haben auch Lehrerinnen.“ — Er öffnete einen Schrein und reichte ein Bild der St. Theresia, mit den Worten: „Wenn ein Herz treulich nach Wahrheit forscht, findet heilige Sehnsucht Leben in den Worten ihrer Offenbarung.“

* * *

Ende September 1783 wurde der Bruder des Gemahls meiner Schwester erwartet. Er war Offizier in französischen Diensten, hatte unter Frankreichs Fahnen mehrere Jahre dem Feldzug in Amerika beigewohnt, und von diesen Begebenheiten sprach er in den ersten Tagen mit Bedeutsamkeit. Um von Amerika zu hören, erhielten wir mehrere Besuche, denen sich dadurch ganz andere Verhältnisse enthüllten, als ihnen bisher bekannt gewesen. Früher schon hatte ich stets die Hamburger Zeitung gelesen, und obgleich ich nie eine politische Meinung geäußert, neigte ich mich doch schweigend auf die Seite der Opposition; man nannte die Streitenden die Englisch- und Franklinisch-Gesinnten. Der Präsident v. Kalb empfing den Bruder mit einer lebhaften, fast heftigen Freudigkeit, mit dem Ausdruck innigster Zuneigung, wie ich solche früher wie später nie wieder bei ihm bemerkt habe. Der Affect bei dem Wiedersehen hatte wohl eine zwiefache Beziehung, denn längst hatte er eine eheliche Verbindung seines Bruders als einzige Bedingung erachtet, um über das Allodial-Vermögen allein, selbstständig zu walten.

Als wir, und ebenso seine Verwandte, besonders Siegmund v. Seckendorf[1] seinen Absichten entgegneten, war er in der hef-

[1] Karl Siegmund von Seckendorf, Sohn des baireuthischen Geheimeraths und Ministers von Seckendorf, geb. in Erlangen den 26. Nov. 1744, weimarischer Kammerherr, dann preußischer Gesandter beim oberrheinischen Kreise, starb am 26. April 1785.

tigsten Erregung. Mit Erbitterung sprach er von dem Druck seiner Lage, von der Verwirrung der Geschäfte, und sowohl ich, als meine Schwester, mußten nach seiner Darstellung einen gefährdeten, bedenklichen Zustand erkennen. In diesen Vermögensbeziehungen war er rastlos, unabläßig in Correspondenzen, von Juristen und Advokaten umringt; und solche angestrengte Sorge erregte oft Mitleid. Vielleicht hatte er dazumal schon manches gewagt, was diese Verhältnisse über zwanzig Jahre in Schwebung erhielt. — Durch die ihm ertheilte Vollmacht über das Allodial, in Hinsicht des ihm entzogenen Credits, mußten wir finden, daß wie im Großen, so auch im Kleinen, der Wahn Wirkungen hervorbringt, die Realitäten gewinnen, daß aber des Credits Entziehung die Realitäten wieder vernichtet, die man errungen hatte. Mein Erbtheil schien mir ein Abgrund, den ich von Stufe zu Stufe mehr ergründen sollte. Was uns durch Schmerz und Thränen geworden, kann einen Werth für uns erhalten. Doch ahnte ich früh den verzehrenden Hauch. Vereinzelt standen wir, ohne Zutrauen, willenlos. — In der Oede folgen wir der Spur des schmalen Pfades, der zum nicht geahnten Ziele führt.

Nicht bedenklicher, als jedes andre Ehebündniß war das meine, die äußere Existenz nach aller Meinung dadurch gesichert. Gegenseitig war es wohl weder Wunsch noch Neigung, — der Gleichmuth des Leidens; aber daß für die Frau das Bündniß so ganz ohne irdischen Vortheil, schien dem Gemüth die Lichtseite zu sein.

In dem Saale, wo einst das Bild herabfiel, war die Trauung,[1] drei Zeugen gegenwärtig. Es schwanden die Tage ohne Einsicht noch Absicht dahin.

Den Fatalismus finden wir nirgends, aber den Determinismus, (welchem weder die Berechnung der Vernunft, noch der Affect der Neigung je entgehen kann,) wird der Nachdenkende am Ende jeder Lebensbahn erkennen.

Im Dezember nach Baireuth. In der Wohnung, die mir bestimmt war, fand ich Alles leer, noch kein Meubel. So daselbst

[1] Mit Heinrich Jul. Alex. von Kalb am 25. Oktober 1783 auf Schloß Dankenfeld.

weilend war es mir ein Vorzeichen; doch solches können wir erst nach der Erfahrung bekennen.

Heinrich v. Kalb hatte einige Wochen vor der Trauung seinen Vater [1] in Thüringen und Verwandte in Weimar besucht. Eine viel düstrere Stimmung war bei seiner Rückkehr an ihm bemerkbar; in Worten hat er nie Harm geäußert, diese Verborgenheit war entweder sein Character, oder schien ihm nöthige Vorsicht. Mehrere Jahre im andern Welttheil, unter Stürmen und Gefahren, wo man den Genuß oft für den letzten hält, dann nach überstandenen Mühen die Rückkehr, — da ist eine sorgliche Berechnung, sowohl der Gefahr als der Freude, nicht gemäß, wenn wir den Boden verlassen, der in Fluthen und Wetterwolken dahinglitt. Auf Ersuchen zeigte er einen Brief seines Vaters, worin dieser mit Herbe über seine Anforderungen sich ausließ; doch war dies wohl nicht der einzige Grund solcher trüben Verschlossenheit, die auf dunkler Bahn nichts zu lichten vermag. So begann das Jahr 1784 zu Baireuth, wir in tiefster Wesenheit geschieden. Eines hatte wenig von der Welt erschaut, der Andre, die Strahlen des Himmels nicht zu deuten vermögend.

Nicht Traum, noch Prophezeihung, auch selbst die Furcht hätte Jeden Lügen gestraft, der das Schreckliche hätte deuten wollen, was binnen zehn Jahren das Geschick untergraben sollte. Weder Unmuth noch Zerstreuung störte dies Stillleben dazumal, ja selbst alles Visitentreiben, was in kleinen Städten so üblich ist, ward möglichst vermieden. Ich verlangte die Aufsicht über wirthliche häusliche Geschäfte, solchen waren einige Stunden gewidmet, die übrigen dem Lesen französischer Memoiren und Hume's Geschichte von England; auch Heinrich v. Kalb waren solche Unterhaltungen gefällig. Doch dies häusliche Stillleben konnte nur von kurzer Dauer sein, denn der französische Offizier konnte nur die Semester-Monate bei der Familie zubringen. In dieser Zeit ersuchte mich auch der Präsident, ein Testament niederzulegen. Es ward wohl mit einigem Affect abgefaßt, der eben sowohl eine Fähigkeit des Gemüths, als die ernste Erwägung des Abscheidens von Allem und

[1] Carl Alexander, Erb- und Gerichtsherr auf Kalbsrieth.

Jedem aussprach. Doch war meine Stimmung gleichmüthig, im Nichts, im All' war ich versenkt, in Einfalt hoffte und fürchtete ich nichts vom nächsten Tag. Den Gesandtschaftsposten konnte wegen der Familien-Geschäfte der Präsident nicht annehmen, sein Schwager Siegmund v. Seckendorf wurde dazu ernannt. Als dieser einige Monate später nach den Rheinstaaten abreisen wollte, hatte er zu Baireuth einen merkwürdigen Traum, welchen die deutsche Monatsschrift, so der Domherr v. Bibra, dazumal in Fulda, herausgab, aufbewahrt hat, und wie er es im Traum vorausgesehen: nicht acht Tage hat er darnach gelebt. [1] Dem Präsidenten schienen Aenderungen nothwendig; viele Consultationen mit Rechtsgelehrten bestimmten ihn zu einer Reise nach Wien, um bei dem Reichs-Hofrath die Geschäfte anhängig zu machen und zu leiten. Meine Schwester folgte ihm. Ich hätte wohl allein auf dem Landgute bleiben können, aber ich wähnte, äußere Umgebung nicht entbehren zu können, welches die täuschende gewöhnliche Ansicht bleiben wird. Die veränderte Meinung beider Brüder hatte aber noch eine andere Beziehung; es schien ihnen angemessener, daß Heinrich v. Kalb sich dem Zweibrückenschen Dienste widmen möchte, und stets rühmte man die Gunst des Herzogs, Prinz Max, nachherigen Königs von Bayern; und in Beziehung hierauf ward beschlossen, daß ich mit nach dem Elsaß reisen sollte. Man sagte, er wäre gesonnen, sich mit® der schönen Wittwe des Herzogs von Meiningen zu vermählen. [2]

Das weibliche Geschlecht steht gegen sich selbst im Wahn, und die Machthaber haben den Glauben, daß es zu allen thätig bürgerlichen Verhältnissen untüchtig sei. Die Frau wird es erkennen müssen, daß sie von Rechten und Gesetzen nichts versteht, in jeder Lage fühlt sie aber, daß Güte, Erhaltung, Wohlthun, Rechtthun ihr ausübend Theil ist. Gesellschaftliche, örtlich-ländliche Verhältnisse bleiben ihr meist unbekannt und solches Wissen, meint sie, sei nur dem männlichen Geschlechte vertraut, und je weiter seine Wege liegen, es sei nach Paris, oder gar nach Amerika, desto mehr

[1] Varnhagen erzählt ihn in seinen Denkwürdigkeiten Bd. IV. Vermischte Schriften Thl. I S. 14. Siehe Anhang 2. [2] Karl August von Sachsen-Meiningen war am 21. Juli 1782 gestorben.

traut sie der Meinung über Menschen und Verhältnisse. Allein in Beziehung auf die Verhältnisse der Frau zu denken, ist jedem Mann zu fremd, ja ich möchte sagen, unmöglich. Die vollendet reelle Erkenntniß wird uns zwar nie werden, doch sollten die beiden Mächte hienieden, Mann und Weib, nicht bezüglich abhängig, besonders das Weib mit dem Muthe, der sich selbst vertraut, genährt sein.

* * *

Den 5. Mai reis'ten wir von Waltershausen, dem Allodial-Gut, bei Schneegestöber und eisiger Kälte nach Würzburg. — Milder wurden die Lüfte, der Pfad ging zwischen grünenden Auen. Die Erstlings-Früchte des Jahres genossen wir in Würzburg, und immer belebter und frischer ward das Gefild umher. Schweigsam nahm ich wahr, und in dem schnellen Wechsel fragen wir: „Eilen wir von euch, oder eilt ihr von uns, ihr lieblichen Bilder?"

So durch schöne Dörfer in das schmale Thal des Spessart. Ein durch den damaligen heftigen Eisgang überströmter Bach hemmte plötzlich die weitere Fahrt. Viele Männer waren daselbst beschäftigt, um einen andern Weg zu bahnen, und bereit, den Reisenden Hülfe zu leisten. Indem wir über einen höheren Pfad wieder nach der Chaussée gehen wollten, wohin der Wagen gebracht war, kam ein Eremit von den Höhen herab, nahte sich uns, grausigen Anblicks; mit klingender Schelle reichte er den Beutel dar, auf welchem Figuren, die aus Flammen die Hände rangen, mit dem Rufe: „flehet, betet um die Erlösung der armen Seelen!" — Die Hülfe leistenden Bauern fielen auf die Kniee nieder, reichten ihr Scherflein und riefen wiederholt: „Joseph, Maria! bitt für uns!" und sagten uns: „der fromme Pater liest täglich Messen für die Erlösung der armen Seelen." — Und lang ertönte das Klingeln, Anrufen, Flehen. Der Eindruck blieb. Ist so nicht der innere Ruf, das ewige Gebet: „Erlösung der armen Seelen!"

* * *

Zu Frankfurt in einer Loge fand ich Bekannte, auch den würdigen Meister, [1] den ich vor wenigen Jahren in Meiningen öfter gesprochen. „Welch' ein Erscheinen, — oft gedachte ich Ihrer, — was lockte Sie aus dem Hirtenthal in das weltliche Treiben?" — Er bezeigte sich mit thätiger Güte gegen uns in diesen Tagen, und gern folgten wir der Einladung, in seinem Garten, an den Ufern des Mains einige Morgenstunden zu verleben.

Am Fluß ein langer Boulingrin, [2] aus dessen Mitte eine Fontaine sich stattlich erhebend ergoß; am Ende des kleinen Parks deckte eine hohe Buchenwand die Fischerhütten. In dem Salon war ein Dejeuner bereit; die, welche daselbst versammelt, hatten das gefällige Betragen, welches den uns nie wiederkehrenden Gestalten bleibenden Eindruck verleiht.

In reicher Natur, in Gegenwart von Gefährten, so die Laune des Augenblicks theilen, erwacht ein schlummernd Gemüth zu sinniger Traulichkeit. Nach heiteren Gesprächen sagte unser Freund: Gerne möchte ich nun auch der Cousine den Aurikelflor zeigen. So führte er mich in die Allee.

„Bin ich mit Ihrer Verwandtschaft geehrt?"

Ich zähle Jahre genug, um zu wissen, wem ich befreundet bin; eines will ich Ihnen auch sagen, ich vermisse heute in Ihnen den Freimuth, der so sicher zu wandeln verhieß. —

„In Wahrheit, so ist es auch, ich fühle mich heimathlos, vermag nicht, mich andern zu verständigen, uns lockt die Hoffnung nicht, uns bindet kein Vertrauen. Schwindet mit der heiteren Einfalt auch ein gläubiger Sinn?" —

Das Gefühl der Heimath schafft, erhält in uns ererbte Gewohnheit; aber die Möglichkeit eines ächten Vertrauens ist der Keim, aus dem sich gemüthliche Würde entfaltet.

---

[1] 1784 lebte Knigge in der Gegend von Frankfurt. — Auf dem großen in Wilhelmsbad bei Hanau 1782 tagenden Maurerconvent errang die von Bode und Knigge geführte aufklärerische Opposition einen entscheidenden Sieg über das System der stricten Observanz, welches von Hund in Meiningen eingeführt hatte. Scherr, Schiller und seine Zeit 2, S. 114. Es ist möglich, daß Charlotte Herrn von Knigge mit dem würdigen Meister meint.

[2] Französisirt aus dem englischen bowling green, Bossel-Platz, Rasenplatz.

„Verstummt ist wohl das ächte Wort, denn ich bin Andern, auch mir fremd geworden."

Ich gedenke jetzt, daß ich Ihnen einst sagte, Sie hätten im Mittelalter leben sollen, um da Heimath für Ihren geistigen Ernst zu finden. Doch bedenken Sie, — die jetzigen Tage sind Vorgänger eines neuen Zeitalters. Die Geschiedenheit der Verhältnisse gestattet noch keine Einheit der Ansicht; so ist das Bedeutende klein geachtet, und das Geringe zur Wichtigkeit erhoben.

„Solche Rüge, Ihre Meinung überrascht mich nicht, doch ich gehöre nicht zu diesem Weltsinn, mir ist Alles gleich geachtet." —

Solch ein Gleichsinn kann nicht von Bestand sein. Gefunden, oder selbst erschaffen, suchen wir uns eine Heimath zu gründen.

„Ich fühle es wohl, Zufriedenheit ist göttliche Gabe, die nicht gesucht und von uns nicht erschaffen werden kann."

Unterscheidende Einsicht wird mir zugetraut, und dennoch, wie oft ist die Wahl so schwer; dann frage ich: was darfst du wollen? — o bleibe dir nur selbst getreu.

Und ich wiederholte es: „bleibe dir selbst getreu! Welch' eine ernste Rede, die ich nicht zu fassen vermag."

Wir naheten dem Aurikelflor. — So bunter Farbenglanz — so zart, so mannigfalt. — Die Blumenreihen in sammtnem Staub, im Schmelz des Lichts — in süßem Weiheduft des Wonnemonds, — wenn es der Hoffnung Athmen wäre?! Doch gedenke ja: es schwindet der Duft, wenn der Staub entflieht. — Treu bewahrt die Phantasie das liebliche Bild der Blumenpracht, die Phantasie, nun mein Auge, denn des Auges Freuden sind dahin.

Mannheim, Landau, Mannheim.

Des andern Tages reisten wir über Darmstadt, und kamen spät nach Mannheim.[1] Reinwald und Frau v. Wolzogen hatten Einiges an Schiller mitgegeben. Als er es empfangen, kam er selbst. — In der Blüthe des Lebens, bezeichnete er des Wesens reiche

[1] 8. Mai 1784. Aufführung von Kabale und Liebe 9. Mai.

Mannigfalt, sein Auge glänzend von der Jugend Muth; feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt. Bedeutsam war ihm so manches, was ich ihm sagen konnte, und die Beachtung bezeigte, wie gern er Gesinnungen mitempfand.

Einige Stunden hatte er geweilt, da nahm er den Hut und sprach: „Ich muß eilends in das Schauspielhaus.“ Später habe ich erfahren, Kabale und Liebe wurde diesen Abend gegeben, und er habe den Schauspieler ersucht, ja nicht den Namen „Kalb“ auszusprechen. — Bald kehrte er wieder, — freudig trat er ein, Willkommenheit sprach aus seinem Blick.

Durch Scheu nicht begränzt, traulich, da gegenseitig mit dem Gefühl des Verstandenseins das Wort gesprochen werden konnte, löste der Gedanke den folgenden Gedanken, ohne Wahl oder Nachsinnen. — Wohl die Rede eines Sehers. — Im Laufe des Gesprächs rasche Heftigkeit, wechselnd mit fast sanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick von hoher Sehnsucht beseelt. — Vollendet ist, was uns verschwunden; allein jene heitere Gelassenheit des Gemüths, — möchte sie immer möglich sein!

Am folgenden Tage sahen wir den reichen Schatz der Antiken, die hier bewahrt und schön geordnet. Was klar der Geist ersonnen, ist Lust dem Aug', ergreift, entzückt des Menschen Herz. Schauer der Sehnsucht bewegten ihn, denn er fühlte wohl: auch ich vermag! Belebt durch solche Genüsse verging der Tag. — O daß ähnlicher werde Leben und Kunst!

Dann besuchten wir die Jesuitenkirche, die nur allzu bunt, wie man denn auch die zahlreichen Bilder daselbst das bunte Evangelium nennt. Hier wurde uns bekannt, daß diese Kirche durch den Zoll der Rheinbrücke, welchen die Jesuiten zwanzig Jahre lang erheben durften, erbaut worden sei. Früher als bei der Abreise, wollten wir über diese Rheinbrücke nach dem nahen Waldheim,[1] dem schönen Hain, der mir geeigneter, gefälliger war, als der prächtige Park Schwetzingen.

[1] Waldheim. So wurde eine Waldung genannt, welche in einiger Entfernung vor dem Brückenkopfe auf dem Terrain lag, welches durch die im Anfange der neunziger Jahre erbaute umfangreiche Rheinschanze begrenzt wurde. Jetzt befindet sich hier die Stadt Ludwigshafen. In Waldheim lag die Villa des Geheimeraths v. Moser. S. unten.

Begünstigt von dem Maientag, noch mehr durch die milde Freiheit der Seele, wähnend, Schöpfer des Lebens zu sein, so verborgene Quellen ahnend, daß einst Denken und Wollen leiblicher, als jetzt der Begeisterung Trauer. Das Wohl des Daseins wähnt, die Kraft, die unter so Viele vertheilt, sei ihr Eigenstes; es ruft die Liebe zu dem All in noch nicht getrennter Fülle der Begeisterung, und blühend ersprießt das Wort, welches die Flamme der Jugend dahin sät. Wer da kennt die Beseligung des Worts, der hat empfunden die Offenbarung des Geistes. Erst spät ergötzen uns der Lyra Fabeln; das Herz versteht nur Worte, die ihm verliehen. [1]

Den letzten Abend im Schauspielhaus. Ein Drama ward aufgeführt, zu Förderung der Tugend, durch Darstellung des Lasters. — So hat diese Kunst das Predigt-Amt vom heil'gen Antonius erfaßt; die da nicht zu weinen vermögen, die Unverbesserlichen, erdulden wenigstens in diesem Tempel die Gefahren der Langenweile. — Die französischen Bühnenstücklein, obgleich witziger, dienen doch auch solcher Schmach, und weben eitle Tücke in manches deutsche Köpfchen.

Den Abend waren wir mit Iffland, der dem Herrn v. Kalb bekannt war, suchten nach Redensarten, — wie leicht begegnet uns da die erniedrigende Affectation.

---

[1] Eine der dunkelsten Stellen, und wahrscheinlich verstümmelt. Der Sinn ist: Begünstigt von dem Maientage, noch mehr durch die milde Freiheit der Seele, wähnten wir, Schöpfer des Lebens zu sein, indem in der Tiefe des Gemüths uns die freudige Ahnung ergriff (so verborgne Quellen ahnend), daß einst die Wirklichkeit dem Denken und Wollen entsprechen werde, während jetzt nur erst wehmüthige Begeisterung diese Verleiblichung des Ideals herbeiwünscht. (Köpke liest „lieblicher" statt „leiblicher".)

Das Daseinsglück, wie es in solchen Höhepunkten des Lebens uns überkommt, wähnt und hofft, daß die geistige Kraft, die unter die Menschen vertheilt ist, ihr ursprüngliches und unverlierbares Eigenthum sei. So erfaßt uns freudiges Vertrauen, Liebe zum All. Wir sehen das Ideal in noch ungetrennter Fülle, wie es die Begeisterung sieht, wir sehen es frei von den Hemmungen der Wirklichkeit. Solche Feierstunden erzeugen Wechselrede, die beglückt und erhebt. Was Schiller bei solchen Unterhaltungen improvisirte, war der Freundin lieber, als in feste Formen gebrachte Dichtung.

* * *

Welch' ein Tag! — o Kälte des Nord's, trübes Gewölk, vom Sturme getrieben! — Der Lüfte schneidende Schärfe, hab' ich euch nur allein gefühlt? — Schauer der Nacht, — o Dunkelheit! — bist du nur in Seele und Gemüth? — Die Sonne stieg am hellen Horizont, die Aue erglüht von ihrem Glanz, doch inneres Gewölk zu erhellen, vermag sie nicht. Das Leben erblühte, heut' ein Erstorbenes.

Am Abend erreichten wir Landau.[1] Persönliches vermochte ich lange nicht zu unterscheiden, doch gewahrte ich gefällige Freundlichkeit, sowohl durch Erziehung gebildet, als durch angewöhntes Mienenspiel. Einiger Erinnerung ist mir geblieben, deren Güte und Gesinnung zu dem Bedeutsamen zu gehören schienen.

Die Gemahlin des Commandanten der Festung besuchte ich. Sie war, was man belle et jolie zu nennen pflegt. So wohlgefällig, so bewundert sah ich die Liebliche einige Tage vor ihrer Abreise nach Straßburg. Kaum 14 Tage, so erging die Kunde ihres Todes. Mit Thränen der Zärtlichkeit einigten sich Freunde um ihren Sarg. Diesen plötzlichen Tod wollte man einer Gewaltsamkeit zurechnen.

Ernster, melancholischer Stimmung schienen die meisten Offiziere, die vor einem Jahre aus Amerika zurückgekommen waren. Früher Gewohntem waren sie entfremdet; wenn auch der Sinn nicht das Wahre, Rechte verfolgte, war doch dem Blick ein weit' Gefild eröffnet, in dem man neue Bahnen erblickte. — So, Gleichgültige, Unzufriedene, Strebende, von sinnendem Eifer erfaßt; und in solcher Erregung waren sie stets in Journale und Zeitungen vertieft, theilten gern das Merkwürdigste der Begebenheiten und der Satire mit über die Ersten in Frankreich. Diese Philippiken verstand ich keineswegs; der Geister Toben hätte den Bedachtsamen schon damals verwundern können.

Eines Kriegsgenossen wiederholte Erzählung der Stunden, welche einige Offiziere in dem Kloster la Trappe bei Brest zubrachten, sei erwähnt: „In einem hügelichten Waldthal, war dieses Kloster aus rohen Steinen erbauet, nur Schutz gegen Ungewitter

[1] Die Garnison des Majors von Kalb befand sich in Landau.

und rauhen Sturm. Schon in dem Vorhofe, wo einzelne Weiden und Tannen standen, knieten Mönche, Andere übten Büßungen, und einige lagen ausgestreckt auf steinernen Kreuzen. In dem Kloster wurden wir mit Zeichen der Demuth empfangen, vor welchen der Muth erbebte. Reichlich, doch einfach bereitet, war die Kost. Der Abt war allein mit uns an der Tafel. Er war nicht der Aelteste, doch ward ihm die Anschauung der Palme des Friedens, die nur in der Entsagung irdischer Ehren, aus der Ueberwindung der Leiden entsprießen kann. Kein Mönch durfte unsere Fragen beantworten, nur der Abt bejahte oder verneinte: „Die Meisten, so Sie hier sehen, waren vormals Chevaliers de St. Louis.“ —

„Was konnte sie zwingen, diese strenge Regel zu erwählen? Hat keiner Sehnen nach Verwandten und Freunden?“ —

„Vergessen ist, was sie zu uns geführt. Sie harren hier durch die Gnade auf das Verlöschen jeder Erinnerung an die Vergangenheit.“

Wir gingen durch die umgebende Wildniß, die mit Leichensteinen und ästigem Gestrüpp bedeckt war. Der Abt und mehrere Mönche geleiteten uns zur Pforte, er stand und segnete mit dem Zeichen des Kreuzes. Die Pforte ward eröffnet; es dröhnte im Sinn, sprach Einer, der daselbst gewesen, als nun der Riegel klirrend vorgestoßen wurde. — Bangen empfanden wir, als hätte Jeder den Aschenkrug seiner Freuden umfaßt. So verließen wir das Thal. — Was ist im Leben, was kann es uns geben, wenn nach den Stürmen der Tage nur solche Leiden Balsam sind?“ —

* * *

An den Folgen seiner Wunden starb ein Offizier von dem Regimente Royal Deux-Ponts. Von den garnisonirenden Regimentern ward er mit militairischen Ehren zu Grabe gebracht; durch das Andenken der jüngst verhängten Gefahr für Alle bedeutsam.

Lebhaft erregt von den klagenden Tönen und dem gedämpften Trommeln ward ich heiß bewegt, als fühlte auch ich den Schmerz

dieses Ziels. Mitleid ist die lebendige Kette des natürlichen Seins,[1] in dem nur Eile zur Befreiung. Denn wieder und wieder, nur schwächer oder schmerzlicher wird dieses Ziel gefunden. — So währt der Leichenzug, den wir das Leben nennen.

Ein älterer Mann mit zwei seiner Neffen aus der Provence war auch allda. Der Oheim verband Pietät mit vorsichtiger Freundlichkeit. Der ältere Neffe war meist schweigend, beachtend. Er schien Widriges bestanden zu haben, und kam nur, wenn er seinen Bruder und Onkel allein bei mir wußte. Der jüngere hatte viel provençalische Gedichte und Sagen gesammelt, die er sowohl gedruckt, als in Manuscripten mittheilte. In dieser Beziehung war er angenehm, und verwundert war er, daß diese Unterhaltung einer Deutschen gefällig.

Die meisten französischen Trauerspiele hatte ich wiederholt gelesen, noch eigens dazu bereichert, war es durch Unterhaltung darüber, oder Vorlesung, und es schien Jenem der Gewinn höchster Anstrengung, was ich auf die leichteste Weise gesammelt hatte. Was wir mit der Zeit verlieren, ist besonders Gedächtniß und Sprachfertigkeit; Blätter und Blüthen sinken nieder, wenn Leid und Trübsal die frischen Keime tödtet und das Leben beugt.

Ein Offizier, welcher mit wenigen Redensarten seine Vorstellungsweise zu bezeigen wußte, die Karten in der Hand oder beim Tricktrack, war gleichsam ein fixirter Schemen. Mit flüsternder Rede theilte er unfehlbare Principien also aus: „C'est moi qui connait l'esprit de corps — surtout c'est mon thême, d'honorer les soi-disant principes, — ne point heurter l'oppinion, — ménager les convénances et sauver les dehors." — Die Metaphysik dieses soi-disant war sonderlich bündig. „Plus ou moins nous sommes des animaux. Celui, que l'on dit homme de mérite, a en outre le point d'honneur."

---

[1] Jedes Wesen, mit dem ich das Leben geführt, ist mir durch die Leiden, die es ertragen, geheiligt worden. (Charlotte an Jean Paul. Förster's Denkw. II. S. 17.)

* * *

Aber nicht vergeblich hatte er sich seiner Einsicht belobt, denn junge Offiziere waren seiner Obhut und Mahnung empfohlen.

Prediger daselbst war das nachmalige Conventsmitglied, Herr Denzel. Lässiger Wohlgestalt, wie meist der Elsasser. Er war als Feldprediger bei dem Regiment Deux-Ponts gewesen. Ein Zug, der ihn in Amerika betroffen, bezeichnet ebensowohl den Leichtsinn als die Gutmüthigkeit der Jugend. Eines Abends wurde er von Leuten überfallen, die er für englische Marodeurs hielt, sie beraubten ihn aller seiner Habe. Am folgenden Tage erhielt er ein Schreiben eines Offiziers, der ihn ersuchte, genau anzugeben, was ihm entwendet worden. Nach Billigkeit hatte er den Werth von Allem bestimmt. Dann eine Medaille auf Dr. Luther: „Von dieser kann ich nicht den Werth bezeichnen, sie ist unschätzbar, mir unersetzlich." Als er nach einigen Tagen in seine Wohnung kam, fand er daselbst ein Mahl bereitet; die jüngeren Offiziere brachten ihm in schönster Ordnung das Geraubte wieder, und bekannten das Stratagem, wie sie mit umgewandten Röcken die Marodeurs agirt. Reichlich wurden Toaste ausgebracht, und in sprudelnder Laune schwanden ihnen die Stunden.

Denzel hat in den Tagen der Revolution den Offizieren und Gemeinen des Regiments auf alle Weise zu helfen und zu rathen gesucht, und in seiner Loyalität war eine Ueberlegenheit, die früher wohl Wenige erkannt hatten.

Der Obrist des Regiments Marquis v. Deux-Ponts, Graf von Forbach, die Gräfin Forbach, dessen Mutter, wohnten nach dem Tode des Herzogs in Paris. Franklin und andre Gelehrte gedenken ihrer ehrend. Der Oberst war persönlich ausgezeichnet; die Abendstunden brachten mehrere Offiziere bei ihm zu, und auch Hr. v. Kalb schmeichelte sich seiner Gewogenheit. Zum Geburtstag des Herzogs [1] geladen, ermuthigt, wünschte Kalb durch dienstpflichtigen Eifer seine Gunst zu gewinnen. Bei seiner Rückkehr sagte er: „Wir wollen künftig in der Pfalz wohnen, ich suche daselbst eine militairische Anstellung."

---

[1] Doch wohl Maximilian Josephs, spätern Herzogs v. Zweibrücken, damals noch Prinzen, geb. 27. Mai 1756.

Es war dazumal nicht Sitte, daß ein Offizier mit seiner Frau in der Garnison wohnte; da man in Frankreich so wechselnden Aufenthalt für Frauen unziemend hielt, und da es Andern befremdend war, erregte es in Heinrich v. Kalb auch Verlegenheit, und er gedachte diesen Zustand zu ändern. So wandte sich Blick und Hoffnung nach Mannheim.

In den letzten Wochen, die ich noch in Landau zubringen sollte, eilte ich gern aus den engen Straßen, den Wällen der Festung; die Auen, wo die vielen Tanzsäle, allgemein besuchte Gärten, vermied ich; aber dahin, wo Meiereien mit Mühlen und schönen Waldungen wechselten, begleitete ich gern meine Hauswirthin und ihre Schwester, die in jener Gegend, ihrer Handlung wegen, Geschäfte hatten. Da sah man die leichte Bewegung schlanker Gestalten in ländlicher Thätigkeit. Die milde Natur bildet den Menschen zu ihrem Schmuck, wenn heiterer Fleiß in ihrem Dienst mit Ruhe abwechseln darf.

Auch Landhäuser zierten diese Auen. Die Frauen zeigten mir eine Villa, welche dem Dr. Antoni gehörte, die von einem dichten Bosquet umgeben war, und ich weilte gern in ihrer Nähe, bis meine Gefährten ihre Geschäfte in der Umgegend beendigt hatten.

Einst fand ich eine Frau daselbst in grauem Gewande, neben ihr ein Strohhut. Den Blick wandte sie lange zu mir, dann stand sie auf, reichte die Hand und sagte: „bleibt bei mir!" Wenngleich noch jugendlich, bezeichnete dennoch ihr Wesen ein schweres Leid. Sie schwieg, und ich vermochte nicht zu reden, denn oft stören wir mit Fragen den fremden Sinn. Ein bunter Schmetterling flog aus dem Blätter-Gewinde und fiel auf ihren Hut. Da sagte sie: „Wie gern hast du nach diesen flatternden Blumen gehascht, — sie gesammelt." Ich war betroffen von der Bewegung, mit welcher sie dies sprach: „O wie glücklich er ist! — er fliegt gen Himmel."

„Jedes Morgenroth lockt das Auge gen Himmel, dann ist uns lieber der Tag, wenn wir der Sonne Aufgang geschaut."

Weinend sagte sie: „Thränen sind mein Morgenthau — ich blicke der Sonne nicht nach."

Nach einigen Tagen sagte mir die Wirthin: „ich habe wieder

in dieser Gegend zu thun," und ich folgte ihr zu dem bekannten Bosquet. Die Frau, welche mir so bedeutsam, fragte, ob ich wieder mitgekommen sei? Da man es bejahte, eilte sie zu mir, setzte ein Kästchen auf einen Tisch: „da ich immer an ihn denke, kann ich auch nur sagen von ihm: mein Gustav sprach, wenn ein Schmetterling aus der Rose sich erhob: ‚Sieh', Mutter, da fliegen die Blumen!' Ich weiß nicht mehr, wie lange er mein war, ob ich schon Jahre um ihn weine, — ein Tag blieb der Erinnerung!"

Man hatte sie beobachtet und rief sie ab. Eine ältere Frau nahete: „kommt sie wieder, so fragen Sie ja nicht, wann und wie er gestorben sei." Sie kam zurück, öffnete das Kästchen: „Sie auch müssen ihn sehen, ach, das Bildniß nur! — So war ein Augenblick seines Lebens." Es war sehr schön — das sinnende Auge nach einer Uhr gerichtet.

„Er sah oft nach dieser Uhr, und wenn sie abgelaufen, eilte er zu mir, mit dem Ruf: ‚Mutter — Mutter — die Uhr lebt nicht mehr!'"

Das Bild war sprechend, auf den Lippen schwebte gleichsam die Frage, den Blick nach der Uhr gerichtet: lebst du noch?

„Der Pater, als er die Leiche segnete, sprach: Der Heiland hat dich gerufen, der so gern unter Kindern weilt. Ich bete für mich und ihn, selig bin ich dann. Es wird nicht untergehen, was Freude, Lieb' und Thränen erschaffen." Sie reichte mir ihre Hand: „Eins ist Gott — Liebe! — Man sagt, Sie reisen in wenigen Tagen ab?"

Die Mutter und des Kindes Bild ist nicht aus meinem Gedächtniß geschwunden. Als wir wieder zur Stadt kehrten, begegneten wir vor dem Thore Antoni: „Ich komme aus Ihrer Villa, und habe viel mit Frau Antoni gesprochen." Er schien erschrocken und grüßte kaum. Mehrere Offiziere waren mit ihm. Als wir vorüber, hörte man sie lebhaft sprechen und lachen.

„Hast du nicht bemerkt, wie Antoni erröthete?" fragte die Schwester meiner Wirthin. „Ich weiß wohl, daß ihm die Villa gehört, aber nach seinem Benehmen heute, bezweifle ich nun, daß sie seine Gemahlin sei." Den folgenden Tag kam er zu mir, sagte: „Sie opfern der médisance, wenn Sie ferner die Person in der

Villa besuchen; car elle n'est plus en titre, et ce qui est plus — elle est folle!" Solche Redensart war mir unverständlich. Nach einigen Stunden kam auch die Wirthin: „Da ich vernommen, daß über Ihren Besuch anzügliche Reden umgehen, bin ich verpflichtet, Ihnen, was ich so eben von der Frau Schicksal durch Antoni erfahren, mitzutheilen: Josephine ist aus einer adligen Familie aus Ungarn, ihr Vater war in kaiserlichen Diensten in den Niederlanden. Die Mutter wohnte mit der Tochter in einer bedeutenden Stadt in jenem Lande, und eine ältere Verwandte ward ihr noch zur Obhut gegeben, denn die Mutter nannte man ‚die Versonnene'. Das Mägdlein stets in einförmiger Thätigkeit, und harmlos die Tage der Jugend. — Nach dem Tode der Mutter verlangte aber der Vater, daß sie mit der älteren Verwandten in seiner Nähe lebe. — Da durch die ausländische Art Josephinens Schönheit noch bemerklicher, ward ihr das Lob einer unvergleichlichen Anmuth und Viele bewarben sich um die Gunst des Vaters in Absicht einer Verbindung mit der Tochter. Der Muhme vertraute er diese Bewerbungen und sie möchte Josephinen sagen, daß Edle ihr zu gefallen wünschten. „Wenn dem so ist, daß ich Manchem gefalle, so kann ich ja wählen; und dann ist es der Offizier, der so oft meinen Vater besucht."

„Ich kann wohl errathen, wen meine Tochter meint; ein deutsches Aug' von Fürstenblut — eine eheliche Verbindung ist ja mit ihm nicht denkbar."

Man sagte ihr dies, doch solche Meinung konnte sie nicht verstehen. Ihre vorige Existenz war fern von allen gesellschaftlichen Verhältnissen gewesen. Der Vater sprach zu ihr, sie müsse diesen Wunsch vergessen und ihrem Stande gemäß wählen.

„O, so lassen Sie mich sogleich abreisen, — zürnen Sie mir nicht, lieber Vater!" —

„Der eheliche Segen kann euch nie verbinden — du bist ihm nicht ebenbürtig."

„Dann habe ich keine Wahl mehr, — Keinem möchte ich eine liebloſe Hand reichen. Nennen Sie mir den Ort, wo ich verborgen sein kann."

Ob der Vater den Seelenzustand seiner Tochter Andern ver-

traut, und die heftige Neigung dadurch dem Prinzen bekannt wurde? — Aber ein zärtlich ehrendes Betragen des Prinzen gegen das Fräulein war nun besonders bemerklich; er bekannte dem Vater den sehnlichen Wunsch einer innigeren Verbindung mit Josephinen, sicherte derselben ein reichliches Eigenthum, und das Versprechen ward durch einen förmlichen Kontract bestätigt.

Sie bewohnte sodann mit einer anständigen Umgebung eine schöne Villa ohnweit der Stadt; und gern weilte der Liebende in dem Hain von Myrthen und Rosen. Am Meeresstrand, im Himmelslicht spiegelte sich ihre Anmuth und Zärtlichkeit; beglückt waren beide der Vater- und Mutterschaft. Ein Knabe ward geboren, Eltern und Großvater wurden nicht satt, das Kind zu bewundern und sich seines Daseins zu erfreuen. Dem Mutterberuf war Josephine ganz hingegeben. Dies hat mir Dr. Antoni mitgetheilt, was aber den Todesfall und die Krankheit betrifft, das will er Ihnen selbst sagen. Er ist sehr bewegt, wenn er davon spricht.

„Diesen Abend bin ich allein, kommen Sie mit ihm."

Ich harrte seiner traulichen Mittheilung; endlich trat Antoni ein, doch befangen und stammelnd begann er:

„Sie haben das Bildniß des Knaben gesehn, dessen Mutter sie war; die mütterliche Liebe und Einfalt ist fest und befreit, sie lebte mit Seele und That diesem Kinde. Alles ward mit seiner Pflege verbunden und verschönt. Als der Knabe fünf Jahre erlebt, ward sie wieder entbunden. In diesem Jahr kam ich zu meinem Vater, welcher Leibarzt des Prinzen war, dem ich nun Gehülfe sein konnte, und wurde durch ihn bei Josephinen eingeführt. Sie gebar ein Mägdlein. Dies Kind war auffallend entwickelt, bedeutsam Jedem durch Blick und Bewegung. Die Mutter war entzückt von so begabter Natur. Aber dieser Zauber war schnell verweht, — kein Zeichen von Krankheit, doch wollte es nach einigen Wochen keine Nahrung annehmen. — Die Wiege stand am Bett der Mutter; eines Abends hörte sie ein Aechzen — sah das Kind im Todeskampf und schnell erbleicht! — Eine Gluth des Schmerzes, die nicht in Thränen sprach, hatte sie erfaßt. Als ich sie einst besuchte, kam Gustav eilend und laut weinend an ihr

Lager: „Mutter — Mama, ich darf nun nicht mehr bei Schwesterchen wachen, sie ist nun weggetragen worden; aber ich will nun auch schlafen und bei Schwesterchen sein.“ — Welch' eine Rede! Zum Zweitenmale war ihr nun das Mägdlein gestorben.

In diesem Jahre pflegte sie auch ihren Vater, der nach einigen Wochen starb. Da dieser an einer Epidemie gestorben, vermied sie die Annäherung des Knaben. Doch nach Tagen in der Meinung, daß sie der Gefahr entgangen sei, nahm sie ihre gewöhnliche Lebensweise mit dem Kinde wieder auf. Aber leider wurde sie bald von der Epidemie befallen und so heftig, daß sie kein Wissen ihres Zustandes, noch Wahrnehmung ihrer Umgebung hatte. Gänzlich bewußtlos lag sie schon in der dritten Woche. Aber auch der Knabe war erkrankt, und diese feine, schöne Natur schnell aufgelöst. Da fürchteten wir fast ihre Genesung. — Als nun der Knabe im Sarg, die Hausgenossen und Träger um ihn, ward die Kranke von dieser ungewöhnlichen Bewegung betroffen; sie sprang auf, die Wärterin vermochte nicht, sie zurück zu halten, sie eilte in die Kammer, wo der Sarg stand. Wir verschweigen, was Andere in diesem Augenblicke gesehen und gehört. Lange vermochte sie keine andern Worte zu lallen als: „Gustav — Sarg!“ — Hoffen konnten wir nicht, ob sie, genesen, des Sinnes reines Walten gewinnen werde. Als wenn sie mit Unsichtbaren Gemeinschaft hegte, so waren ihre Reden, wie Klänge des Verlangens und des Schmerzes, die wir nicht deuten können.

Dem Prinzen, welcher abwesend, ward der Tod seines Sohnes bekannt. Baldmöglichst war er bei der Mutter. Was sie ihm sagte, war bedeutungsvoll, doch ihr Sinn den irdischen Banden entrückt. Von dem Gedanken war sie beseelt: Liebe und Allmacht! — was diese zu schaffen vermag, wird durch jene erhalten. Ein Weib, die nur von dem Frieden der Natur und von inniger Neigung beseligt war, mag leicht äußern Tand und Wechsel verschmähen. Sie ist scheu gegen alles Fremdartige. Sie werden auch bemerkt haben, wie einfach, fast farblos ihr Gewand. Schnell ist sie verblüht, doch gewahrt sie es nicht, im Gefühl der ewigen Liebe wandelt sie.“

Da sagte die Hausfrau: „Ich habe von dieser Mutter viel

gelernt, was über Welt und Leben Licht verbreitet. Liebe des Geliebten, des Kindes, Gottes, ist des Weibes Leben. — Der Pater sagte auch, als er sie besuchte: ‚Unsere Kirche hat die Segnungen der heil'gen Mutter erkannt, ihre Liebe ist der Erde geliehen. Das Weib pflege der Seele zartes Eigenthum, durch die ewige Mutter verliehen.'"

„Vor Allen ist wohl Josephinen dieser selige Friede vertraut; sie lebt in der Zeit, die sie als Ewigkeit denkt, denn Alles ist hienieden Trauer und Schmach, was wir nicht ewig zu denken vermögen."

„Josephine," sprach Antoni, „sagt: die Liebe allein kann von Gott bitten, die Allmacht ist sein Thun; wenn dieser Glaube wahnsinnig, so ist sie es in dem höchsten Denken."

* * *

In den letzten Tagen meines Aufenthalts in Landau kam der Onkel und der Neffe:[1] „Wir werden gedenken, wie unbefangen wir mit Ihnen zu reden vermochten; besonders um meines Neffen Bernard willen betraure ich, daß wir Abschied nehmen sollen. Er ist nur freimüthig und gelassen mit uns; bei Andern ist er schweigend, oder verräth den Ungestüm der Gesinnung."

„Wer möchte nicht die Bosheit der Ineptie zu vernichten wünschen! die meisten sind nur froh in dem Bewußtsein, daß sie noch des Hohnes elende Scherze üben können."

„Du giebst jenem Hohn zu viel Bedeutung, Bernard. Du gleichst denen, die das Erträgliche hingeben, doch vergeblich das Treffliche suchen; — car le mieux est l'ennemi du bien."

„Waren wir hier nicht vereint, um einen schöneren Tag zu begrüßen? — So harren wir der neuen Hoffnung in mächtiger Zuversicht."

„O traure nicht, denn wo ist das Feld der Getreuen?" und seine eignen Worte: Croyez moi, nulle part vous trouvez le

[1] S. 119.

champ des fidèles, où des amis sont nos gardes et des esprits nos juges!'

Mittheilungen aus dem Reiche des Gemüths scheuet wohl der Gedanke und die Erfahrung, da wir schwerlich den Ausdruck finden, welcher der Wahrheit genügt, und wenn auch, so ist es dennoch dem fremden Ohr unverständlich. Manche Erregung zwar hat den Blick in die Vergangenheit geschärft; das Bewußtsein der Seele und die Lockungen der Geisterwelt, Inhalt des Daseins! Deine Bilder verjüngen der Seele Muth — sie sind Wahrheit! Aber ach! auch diesem geheimnißvollen Traum des Lebens wird die Schaale der Lethe schon hienieden gereicht. Von uns nur können wir sagen: es war diese Erscheinung, durch welche Gesinnung und Wahrnehmung Bedeutsamkeit gewonnen; von Andern wissen wir nie das lautere, reine Wort. Wir leben unser Leben in Jugendblüthe, wenn wir das Schöne gefühlt, das Höhere erkannt; wenn wir dies aber wieder missen sollen, — dieser Schmerz wird nie gekühlt, er lebt in uns; doch er ist die Verleihung des flammenden Geistes — und dem Geiste der Liebe gebührt allein das Lob, daß unzerstörbar ist, was er verbindet.

* * *

Das Vorhaben, in Mannheim zu wohnen, ward Ende Juli (1784) ausgeführt. Nach einigen Tagen Aufenthalt daselbst ward König Lear[1] aufgeführt, durch wiederholte Lesung schon bekannt. Von Zuschauern gedrängt voll waren Logen und Parquet, und die stille Erwartung bezeugte, daß man Außerordentlichem entgegensah.

Friedrich Schiller fanden wir in der Loge, und bald nachher trat auch Major Hugo ein; als man Schiller ihm nannte, grüßte er ihn ehrend und sprach: „Erlauben Sie mir einen Vergleich mit dem englischen Dichter und unserm Tragiker. Sein Spottgedicht, durch Rauben[2] veranlaßt, erweckte im Zorn den Eifer des

[1] 19. August. [2] Gemeint Shakespeare's Wilddieberei, in Folge deren er, der Sage nach, aus der Heimath nach London flüchten mußte, und dort wurde er Dichter.

Talents; und Sie, durch die Räuber selbst, haben uns den Beweis gegeben, wie fruchtbar Ihr Genius sei." Wechselnd war die Rede.

„Keine Vorstellung kann mir mehr geben, als ich durch Lesen für die Anschauung gewonnen. Selten kann uns Erscheinung und Stimme befriedigen, wenn sie Phantasien darzustellen sucht. Besonders von Shakespeare's Genius; denn eine mächtig offenbarende Erkenntniß bezeugt uns sein prophetischer Geist."

„Welch' eine Bethätigung des Spruchs, bei den Töchtern: Deine Rede sei: Ja, ja, nein, nein!"

„Wer nur Farben zu reiben versteht, hat freilich nicht Kraft, den Kern der Wesenheit zu erwecken. Durch seinen Meißel nur sprühen lichte Funken."

„Zur Würdigung dieses Gedichtes wäre es auch ein Gewinn, die nackte Sage zu kennen."

„Die reine Gluth, die wir auch hier erkennen, ist gleich bedeutsam. Da uns die alte Sage nicht bekannt, der Zeit entrückt, wirkt es wie eine Mythe, die ihre verschiedene Auslegung findet."

„Kent, ein so holdseliger Jüngling — welch' Feuer der Treue — der Ehrfurcht, — der Liebe für Cordelia." —

Hugo sagte eilend: „Solche Weihung ist nicht getrennt, doch verschieden von der Neigung. Das Erhabene in Jedem ist ein Lichtstrahl der Liebe, in einer Höhe erfaßt, wo das Vergängliche kein Recht mehr hat. Lässest du der Menschheit nur, was die Natur bedarf, dann sprießt kein Lorbeer, noch weniger der Oelzweig des höheren Friedens."

„Wir sollen Alles denken können, — zu dieser Kraft bereitet uns der hohe Dichter."

Das Trio der Narrheit verfolgt mich in tausendfachen Vergleichen, ob nicht die Menschheit in diese drei Arten sich theile: Angemaßte Tollheit, um Schutz zu finden, mit List bewaffnet; dann die von Irrthum Bedrängten, von solchen Banden Gefesselten, und endlich der Narr par excellence, oder die Ironie in der Ueberschauung aller Dinge mit scharfem Gleichsinn, mit den Klingeln des Scherzes, mit der Geißel des Hohnes; nach den Graden des Talents ist die Kappe erhöht."

„Du predigst über der Welt Seele."

„Ich predige dir, ja wohl ist in diesem Sermon ein ganzer Orbis pictus."

„Den Denkenden darf nichts verwundern, noch überraschen, nur so entgeht er dem Wahnsinn, dem eignen Schatten als einem Verräther nachzujagen."

„O Meister alles Schönen, Bewältiger des Entsetzens! Du demüthigest und erhebest; denn aus dem reinen, freien Gemüthe, aus der Phantasie leuchtendem Strome hast du geschöpft. Dieser vermag Schranken zu brechen und Zwang zu lösen, denn was aus dem Geiste geboren, kann auch der Geist nur aufnehmen."

„Lear — Cordelia — Kent! — welch' eine Dreifalt der Verklärung."

Wir genossen die Wonne der Wehmuth, der Begeisterung. Vor Allen hatte Kent gefallen. Das gemüthlich Eigenthümliche, was diesem Kent der Schauspieler Beil verlieh, ward durch dessen Individualität zum sprechenden Bilde.

Der Gewinn einer höheren Anschauung geleitete uns, und da wir uns trennten, schien Hugo sehr bewegt und sagte, das Haupt erhoben zu Friedrich: „Bist du ein Geist? — wann bist du gestorben? Du bist ein sel'ger Geist!" Das ist der schönste Gruß.

Hugo, ein Pfälzer, Colonel in einem französischen Husaren-Regimente, hatte als Freiwilliger dem Feldzuge in Amerika beigewohnt. Mittler Größe, hager, bemerklich war der Züge meist reges Spiel, nur zuweilen eine Starrheit des Blickes, die Scheu erweckte. Mit denen er reden konnte und wollte, ihnen war er bedeutsam, weil er den Gedanken des Augenblicks aussprach, und somit den des andern hervorrief. Theilnehmend an geistiger Richtung, sich auch dem Geringfügigsten mit Neugierde hingebend, war er uns willkommen und gewann unser Zutrauen.

* * *

Die beiden Offiziere kehrten wieder in die Garnison zurück. Monate blieb ich allein, von Dienenden umgeben, die weder Sinn noch Gemüth für mich haben konnten. Sowohl Erinnerungen als Bekanntschaften vermied ich, die ich vielleicht bald verlassen sollte;

so war willenlos, selbst getrennt von Hoffnung und Zuversicht der Zustand, mit dem ich dem Mutterstand entgegensah, doch will ich aufnehmen den Inhalt der Tage, er verjünge der Seele Muth.

Leben, Sterben, Leben — wie nahe berühren sich in einer Stunde diese Zustände. Durch Wandlungen in der Natur und durch stille Anschauungen sind wir gemahnt: das hoffende Gemüth möchte so gern an Auferstehung glauben. Aber könnte man in diesem Leben Auferstehung fühlen, dann wär' es in der Stunde, wo das Auge der Mutter den Erstgebornen segnet. In Schwäche und Freude hat sie sich selbst und die Welt vergessen, im reinsten Frieden, in sanfter Lust empfängt sie der Schlummer, gestärkter fühlt sie am Morgen der Liebe Band zu dem Gebornen; auch die Wehmuth, daß ihre Bestimmung vollbracht. Nun lebt ja durch sie ein Wesen, welches den Aether athmen, das die goldne Sonne wärmen wird.

Dunkel, wie die meinige, ist mir deine Zukunft, doch ich bin dir geweiht und du mir. Mutter und Kind — das schönste Bild, das höchste Gleichniß im Himmel und auf Erden. In der Liebe zum Kinde ist der Neid noch süß. O wenn alles Fremde, Störende entfernt bliebe, allein, mit dir allein in treuer Pflege, — „ich will dich lehren Kränze winden, dir Mährlein erzählen und über goldne Schmetterlinge mit dir lächeln." [1] O wäre das mütterliche Leben also geweiht! Auf so holdem Dienst ruht der Engel Freudenblick.

Den zweiten Tag nach der Geburt des Kindes [2] war der Vater ferne. In der folgenden Nacht rauschten die Vorhänge um mein Lager; in bloßen Armen und Füßen, mit aufgelöstem Haar, war mir entweder eine Nachtwandlerin oder Betrunkene nahe, die ich wohl erkannt hatte, riß an Vorhang und Decke; ich wollte sie anrufen, aber die Sprache versagte. Wie lange ich in Ohnmacht gelegen, ist mir unbekannt. Durch solchen Ungestüm erwachten endlich auch Andere, da eilte man zum Arzt. Krampfhaft hatte mich der Schrecken befangen, nach manchen äußern und innern Mitteln konnte ich erst wieder Laute finden; heftiger Schrecken in

---

[1] Stelle aus König Lear, Act V. 3. Scene. [2] 8. September 1784 wurde Fritz v. Kalb geboren.

diesem Zustand soll öfter die Sprachlosigkeit zur Folge haben. Der von Schmerz Gefesselte fühlt das Nagen des Augenblicks, er zählt die Minuten, die in Geistesqual vergehen, ohne Hülfe zu bringen. Tage vergingen, ehe Genesung mich erlöste. Heinrich war dies Ereigniß, welches Aufsehen und Neugierde erregt hatte, sehr unangenehm. Später erfuhr ich, daß Friedrich Schiller den Hülfe bringenden Arzt herbeigeholt. Nachdem ich genesen, begegnete Kalb dem Freunde und sagte mir: „Jener äußert, es sei unverzeihlich, daß man ihn deine Besserung nicht habe wissen lassen. Ich habe ihn ersucht, mit mir zu kommen, damit er sich überzeuge, daß die Gefahr vorüber ist.“ Er führte ihn ein und sprach: „Erkennen Sie selbst, nun ist alles wieder gut — die jugendliche Natur hat überwunden!“

Erfreut durch dieses unverhoffte Wohl, schien er bewegt. Nach so lang entbehrter Mittheilung vernahm ich gern trauliche Rede und ein sanftes Licht ward dem Gemüth sichtbar. Wie in der Dämmerung mildes Licht wohlig erhellt, so oft erfaßt das Gemüth bei Freundes Nahen noch lebhafter ein lichtreich Bild. Wer hofft nicht, verworrene Zweifel zu lösen? — Da naht' uns hülfreich Einer der Himmlischen und wir sprechen: „Wer bin ich Herr, daß du meiner gedenkst, was bin ich, daß du dich meiner annimmst?“

Wie selten ist Neigung! was göttlich schön, klanglos verstummend, —

Denn die Tage, bang, erschüttert,
Freudzersplittert,
Muthentsunken,
Trübe Wogen
Haben sie hinabgezogen.

In mannigfaltigem Begegnen zogen die Tage vorüber. Zuweilen versammelte auch Heinrich zum vertraulichen Mahl die Freunde, die die Gefahren und Erfahrungen in Amerika mit ihm getheilt, auch Friedrich wurde dazu geladen, und manch' belebter Stunde entsinn ich mich in diesem Kreis, vor allem eines Mittags, wo jeder der Gäste ein Ereigniß seines Lebens mittheilte.

* * *

In der Mittagshelle waren wir auch eines Tags versammelt, Traulichkeit und Scherz waltete bei den Genüssen; da ward durch Fabri das Gespräch unterbrochen; hastig fragte er: „Wollen Sie den Obersten v. Z. sehen? — sprechen? Sie haben die Möglichkeit, er ist hier.“ —

„Hat er Sie ersucht, uns seine Gegenwart anzuzeigen?“ —

„Eigentlich nicht, allein ich meine, Ihnen gefällig zu sein.“

Die beiden Offiziere folgten seiner Mahnung. Da fragte Friedrich: „Wer ist dieser Mann?“ —

„Sollten Sie Fabri, einen pensionirten Offizier, nicht schon gesehen haben? — Er ist ja oft auf Promenaden und im Schauspiel zu finden.“

Friedrich. „Wie erinnert er an den lauschenden Sclaven, den auch Sie im Atelier gesehen, so aufhorchend, so starr die Haltung. Er ist gefällig, minutiös, schlau, um seine Absicht zu erreichen.“

Charlotte. „Wie schnell haben Sie den Gehalt dieses Wesens erfaßt.“

Friedrich. „Dies war wohl leicht, da ich sein Urbild erwogen.“

Charlotte. „Da Sie so leicht erkennen, bin ich wohl verlangend, Ihre Meinung über Personen zu hören, die mir nur namentlich bekannt.“

Ich sammelte auf diese Weise Portraits, und nach späterem Erkennen fand ich sie zu weich gezeichnet. Zu strenger Unterscheidung werden wir ein Leben hindurch erzogen, und oft wird, was der Jugend verträglich, dem Alter zur Widerwärtigkeit. Früher bleibt unklar Tadel wie Preis.

Charlotte. „Wäre es Ihnen nicht entgegen, so zeigen Sie mir von der weiblichen Gallerie einige Bilder.“ —

Friedrich. „Die Witthöft [1] kennen Sie, eine treffliche Künstlerin, aber leider so wenig anmuthig, daß sie nur durch ein reiches Talent Beachtung auf der Bühne erregen kann.“

---

[1] Ludwig Huber an Körner, Mainz, 18. Juli 1788. Ueber die Witthöft stimmt alles überein, daß sie jetzt die erste Künstlerin in Deutschland ist ... Außer einem angenehmen Wuchs kann man übrigens nicht leicht ein größeres Monstrum von Häßlichkeit sehen ... ihre Stimme versöhnt gleich mit ihrem Gesicht, dessen ursprüngliche Züge (es war von Blatternnarben entstellt) auch wirklich schön waren. (Sie wurde 1784 engagirt.)

Charlotte. „Doch wer unter diesen Künstlerinnen hat noch Anmuth neben diesem Talent?"

Friedrich. „Man nennt sie Amalia! Amalia!" [1] — (Wie von einem unwillkürlichen Anruf erröthete er bei diesem Namen.)

Charlotte. „Ein lieblich holdes Wesen, das bis zu Thränen Sie bewegen kann."

Friedrich. „Zu Ihnen kann ich traulich reden, wie der Augenblick schafft; was uns bewegt, was so reizt, es ist der Stimme süßer Zauber, und wer den Blick nicht empfangen, wie kann der von Entzücken sagen? — Wie ist ihr Auge von der dunklen Wimper beschattet. — Ja sie ist schön!"

Charlotte. „Die Macht Ihres Lobes hat auch mich für sie gewonnen, sagen Sie noch mehr von ihr."

Friedrich. „Ihre Frage, ob ich ein anmuthiges Wesen kenne, flammte so schnell mich an, — allein ich vermag nicht auszusprechen, wie ich empfinde und denke; — die Begeisterung, die aus mir spricht, ist wohl nur Laune des Augenblicks. Doch sähe ich sie in einem violetten Tafftgewand (Farben haben auch eine Macht), der Locken Schmuck von einem Schleier umflossen, — o welch' edle Erscheinung!"

Da traten die Offiziere wieder ein. „Ich könnte irrig wähnen," sprach William, „und darf auch wohl nicht wissen, was Sie der Freundin vertraut. Bedenklichen Sinnes scheinen Sie Beide mir, doch vielleicht gelingt es, dies Gewölk zu verscheuchen, und somit will ich eilend sagen, was wir so eben erlebt: Wir fanden den Grafen schon in der Linden-Allee vor dem Pfälzerhof. Wir blickten umher, so manches zierlich schlanke Nymphchen, auch hoch geschminkte Damen waren allda; doch Alle, wie von einem Magnet angezogen, blickten wir nach der Einzigen — konnten nicht Worte genug finden, sie zu preisen: quelle beauté, — à merveille — welch' ein herrliches Oval — unvergleichlich ist sie! — Unsere Lorgnetten

[1] Tagebuch der Mannheimer Schaubühne S. 30. 15. Jan. 1786. „Mademoiselle Baumann als „Amalie" ließ uns die Schmerzen schwärmerischer Liebe und die Folter herrschender Leidenschaften in der That mitfühlen." — Meine theatralische Laufbahn S. 125. „Das Achtungswerthe ihres Charakters interessirt um so mehr für jedes Wort, welches sie herzlich spricht."

waren auf sie gerichtet, da sagte Einer: „welch' ein schönes Auge, — von dunkler Wimper beschattet!" — Da sprach Friedrich leise zu mir: „sie war es — sie nur ist also!"

William[1] sagte weiter: „Fabri nahte mir: Es ist die" . . „Nein, ich will ihren Namen nicht wissen, Elle est belle — cela suffit." Wir wollten dieser Dame unsre Huldigung bezeugen, auch sie stand auf, uns entgegentretend.

Wie hatte sich da unsere Gebieterin verwandelt. Schlendernd, schwankend ist ihr Gang — so ohne Anstand die Haltung, sie weiß nicht, wie schön sie wäre, wenn sie ihr Köpfchen zu tragen wüßte. Fabri reichte ihr die Uhr: „sehen Sie, kaum noch eine halbe Stunde haben Sie Zeit zur Toilette."

Wie, eine Actrice? —

Fabri. „Ja, die erste Liebhaberin."

So war das Abenteuer der letzten Stunde, und wieder habe ich erfahren, die Schönheit hat vor allem über Vernachlässigung zu klagen.

Heinrich. „Es ist 6 Uhr, das Schauspiel wird gefüllt sein, wir müssen eilen, die Räuber werden gegeben."

William. „Frau Charlotte, Sie auch werden wohl in die Loge kommen und von diesem schaudervollen Talent bewegt sein."

Charlotte. „Ich habe es gelesen, und manches wiederholt, aber ich vermag nicht, dies Schauspiel dargestellt zu sehen." — Und so wandelten die Herren eilends in das Theater.

* * *

„Vergeblich habe ich Sie, wie oft, aufgesucht, sagte Friedrich, und auch keine Zeile von Ihnen in diesen Tagen erhalten. Wo waren Sie? wie müssen Sie zerstreut gewesen sein?"

Charlotte. „Besuche von reisenden Verwandten, selbst tagelange Excursionen in der Umgegend, haben mir Zeit und Muße geraubt; auch ich habe verlangt, Sie wieder zu sprechen."

---

[1] Colonel William Hugo. S. unten: das Mahl.

Friedrich. „Wohl mir, daß ich Sie allein finde, denn ich habe Bedeutsames zu sagen. Meine hiesige Lage scheint sich ändern zu müssen, und daß ich vermuthlich das Geschäft beim Theater aufgeben werde, sollen Sie vor allen von mir erfahren.“ [1]

Charlotte. „Aufgeben? — meines Bedünkens war es für Sie ein geringfügiges Geschäft, das Ihnen wenig Zeit raubte. Die Direction kann Sie nicht entbehren. Wer wohl würde es mit Talent und Einsicht behandeln können?“

Friedrich. „Ich kann es nicht ändern. Das Verhältniß könnte noch beschränkter werden, und das darf ich nicht zugeben.“

Charlotte. „Wohl hat ein doppeltes Mißtrauen sowohl gegen die Behörde, als gegen Sie gewirkt; — solche Andeutungen haben verlautet.“

Friedrich. „In diesem Verhältniß ist so Vieles zu schonen, was nicht der Beachtung werth ist.“

Charlotte. „Daß solche Erregungen Ihnen widrig sind, ist mir wohl verständlich, doch ich kann diese Aenderung nicht denken, ein Bewohner des Rheinlandes bleiben Sie dennoch. Welche Hoffnungen sind dahin, wenn Sie diese schönen Gefilde verlassen.“

Friedrich. „Wenn gleich das Herz sich sträubt — geheime Macht zieht uns dahin. Wer vermag den Stern des Lebens zu deuten?“

Charlotte. „Warum aber wollen Sie neue Fesseln suchen, mit reichem Segen sind Sie ja geschmückt; der Dichtung vollen Köcher, ein Herz, zu fühlen, einen Geist, zu denken, und Kraft, zu bilden, was der Geist zu denken vermag. — Seitdem ich Sie kenne, verlange ich mehr, als ich vormals von den Tagen erbeten; nie habe ich bekannt, wie öde die Vergangenheit. Ein solches Loos schien mir unbedingt das der Frauen. — Ist es Täuschung? — Mein Hoffen nach freundlicher Gegenwart schien erfüllt; höherer Natur verbunden, mit des Vertrauens Ernst und Milde fand ich den Muth der Freudigkeit.“

Friedrich. „O wohl, daß ein Gedanke flammend uns beseelt!

[1] Schiller war am 26. Mai 1784 zum letzten Male in der Sitzung des Theaterausschusses erschienen. Im November war seine Stellung bei dem Mannheimer Theater bereits aufgegeben.

Ja, ich war beängstigt, es Ihnen auszusprechen. Das Feuer meiner Seele hat sich in Ihrem reinen Licht entzündet. Muß ich nicht auch eine Zukunft fürchten, auf welcher Trug und Zweifel lastet? Ihre Gegenwart gab mir eine Begeisterung und einen Frieden, den ich früher nicht gekannt."

Chartotte. „Nein, es darf nicht sein, wollen Sie nur."

Friedrich. „O Sie erscheinen mir ja mit eifriger Huld, gleichsam wie Mutter- und Schwesterliebe."

Charlotte. „Wenn dem also, müssen wir verstehen, das Geschick zu wenden. Sind Sie fern, darf ich Gedanke und Gesinnung nicht fürder aussprechen und so mich selbst vergessen."

Friedrich. „Lauterkeit, Vertrauen, leiten uns zur Einheit. — Das Saitenspiel unserer Seelen weiß von einer höheren Harmonie."

Charlottte. „Getrennt bleiben wir nicht, was wir jetzo sind, und wem dürft' ich klagen, sagen von dem Leben, sagen von dem Erlöschen! — Wenn die stille Kerze mir künftig leuchtet, werde ich nicht der Flamme mich erfreuen, es wird dunkel sein um mich. Ja, wenn ich einsam bliebe — aber es ändert sich Alles! — Ich beleidigte Sie und mich, wenn ich in diesem Augenblick an Duldung der Trennung glauben könnte."

Friedrich. „Wie sind Sie erregt! eine solche Stimmung habe ich nie in Ihnen bemerkt, ich beneidete Ihnen die Ruhe, frei von wechselndem Affect." —

Charlotte. „Sie wissen nicht, was dieser Ruhe Stütze war — der Bund der Wahrheit [1] — Sie wollen ihn trennen. Das Leben hat Sie mir gesandt. Nur Momente sind uns im reinen Sein vergönnt, und diese Gabe besserer Stunden, auch sie wäre dahin? O wären Sie von irdischer Sorge frei, nicht so nach Ruhm strebend — des Friedens vertilgendem Feind."

Friedrich. „Vor Allem weiß ich wohl, wir leben nur in der Blüthe der Jugend das Leben — sie, die Verklärung der flammenden Seele! — mein Herz fühlt auch, wie Du nie dieses Sehnen trüben, nie solchen Glanz entweihen kannst."

---

[1] So nennt Charlotte ihn, weil sie mit Schiller im Reiche des Wahren und Schönen, im „reinen Sein" leben darf. Keineswegs will sie, wie einige Ausleger meinen, hiemit ihre Ehe als einen Bund der Unwahrheit bezeichnen.

Charlotte. „Du sagen Sie, — Du sage ich — die Wahrhaftigkeit kennt kein Sie. Die Allseligen sind Ein Du, das Du ist einer ewigen Verbindung Siegel. Es ist dem Geist kein Geheimniß, — doch das Verborgenste! — aber ich will nicht länger diesem Kummer Raum geben. Noch hab' ich Hoffnung zur Erhaltung dieser Gegenwart. Auch Gregor eifert lebhaft dafür."

Friedrich. „In Wahrheit, die Vergeudung des Silbers verarmt nicht so, als Mittheilung gegen gleichgültige, in Zerstreuung befangene Wesen. Dem milden Sinn Ihrer Meinung überlasse ich die Entscheidung. Auch ein Anderer rügt gleich heftig diesen Wechsel; — der talentreiche Gregor hegt für mich Pläne und Wünsche, damit ich hier die Heimath finden möge."

Charlotte. „So darf ich hoffen, die Beredsamkeit der Freundschaft werde Sie gewinnen! — O kehren Sie mit verstärkter Sicherheit zurück."

* * *

In einer Gesellschaft bei dem Grafen D. war Gregor und auch Friedrich zugegen. Dieser sagte: „Wie würde es Sie ergötzen, den launigen Zorn des traulichen G. zu vernehmen, wie er mit Schalksinn über das nördliche Deutschland spricht, denn außer Italien und der Pfalz ist alles ihm Cimbrien. Ich sagte ihm von der Lockung nach Sachsen; da rief er aus: ‚O diese Gascons de l'Allemagne hegen nicht die behagliche Gutmüthigkeit, wie die Provençalen, die mit Einfalt den Witz gegen sich wie gegen andere richten, den Geist dem heitern Sinn, nicht dem Spotte weihen; jene aber pflegen der Uebertreibung mit kaltem Affect.'" Da sagte Gregor: „Sie glauben wohl, für Ihre Kunst noch viel zu gewinnen, o da irren Sie. Schöne Natur, — Unbefangenheit ist die wahre Hypokrene! — Und hier oder dort, — Sie dichten doch nie etwas Besseres, als die Monologen in den Räubern und einige Scenen im Fiesko. Doch eines noch" — und er nahm die Laute — „dichte uns mehr dergleichen," — und sang die Strophe vom Abschied des Hector, — „wer wird künftig deinen Kleinen lehren Speere werfen und die Götter ehren, wenn hinunter dich der Orkus

schlingt." Dann sprach Georg weiter: „wer eine Heimath will, sucht auch bestimmte Gebundenheit. Ich warne dich."

„Und ich suche sie, doch mir bangt, daß die Götter den Knoten nicht schürzen werden."

Es war wohl zu bemerken, daß Friedrich jenem Zweifel erregte, worüber er fast fluchend ausbrach: „Freund, es wird sich rächen, wenn diese Verbindung nicht gelingen sollte!" —

* * *

Einer Bekanntschaft, welche mir durch die Reisenden wurde, will ich hier erwähnen: In Waldheim wurden wir erwartet, wo der Geh. Rath v. Moser [1] eine Villa bewohnte. Dieser Wald über dem Rhein, in dem so manche angenehme Wohnung zerstreut liegt; die Bäume so schön, als hätte man sie aus der ganzen Pfalz ausgelesen, um sie hier zu pflanzen. Zwar schwiegen die Vöglein, aber belebend sprudelten Quellen empor und noch duftete der sammt'ne Rasen. Der Geheimerath, — ein ernster Sinn, Heftigkeit, sprach aus den Falten und Furchen seiner Züge; — das Auge tief und düster, in seinen Aeußerungen eine herbe Gutmüthigkeit. Er hatte durch manche Irrung Widriges erfahren, denn so ist das Geschick. Die Frau war sanft, zart belebt, — Feinheit, auch in der Beschäftigung. Sie zeigte einen Kopf in Haaren gestickt, mit einem Fleiß gebildet, den Künstler achteten. Der Geheimerath Moser war auch Friedrich gewogen, denn Alles, was eine Kraftäußerung zeigte, ward von ihm geehrt; und dieser kam mit G., [2] denn die Künstlerin zeichnete nach dem Rath und dem Beifall dieses Mannes.

„Wir wollen auch künftigen Sommer hier wohnen," sagte G. zu Friedrich.

---

[1] Fr. Karl Freiherr von Moser, auf Befehl des Herzogs Carl Eugen fünf Jahre lang auf dem Hohentwiel eingekerkert; hessischer Minister, abgesetzt, † Ludwigslust 1798. [2] Könnte der Maler Franz Kobell sein, vielleicht in Charlottens Kreisen Gregor genannt. Er war der tägliche Gesellschafter der Familie Dalberg und Groschlag. G. scheint hier Gregor zu sein.

„Ihrer Nähe wollen wir uns erfreuen," sprach Frau v. Moser zu ihm. „Ernster Jugend Feuer erweitert den Horizont des Seins."

„Auch ich wünsche das Gelingen — Scheiden heißt Unterbrechen, ja oft ein Brechen, und wie finden wir uns wieder?" — So schloß Friedrich das kleine Gespräch.

„Wollen Sie diesen Abend mit G. bei mir zubringen?" sagte ich zu Friedrich, „so hören wir mehr von dieser freundlichen Hoffnung."

Vereint, im sinnigen Behagen, verging der späte Abend. „So soll künftig unser Freund der Tage froh werden — so kann ihm willig die Muse begegnen; sind wir um ihre Gunst zu sehr besorgt, so hält sie uns für ihren Sclaven und weigert die Gabe freier Begeisterung.

G. wandte sich zu mir: „die Schwierigkeit ist, daß der würdige Prof. L.[1] nicht erkennt, wie ein Genie in seine Geschäfte Licht bringen kann, denn in doppeltem Sinn würde er ihn Sohn nennen können. Geheime Gegner finden sich auch hier — doch was ich rathe, so wollen es die Götter: und keinen wird es mehr gereuen, als den jetzt so vorsichtigen Vater, wenn unsre Wünsche nicht gelingen, er erfahren muß, daß er in Thorheit sich den Schmerz bereitet."

Und mit scherzender Rede deutete er an, wie so sehr ihm das nördliche Deutschland verhaßt sei.

Friedrich. „Waren Sie in Sachsen?"

G. „Nein, ich habe aber einige des Landes in Frankfurt gesehen, gehört. Buchstaben in Menge, kargen Sinnes nach Gedanken fischend, um diese wieder in Buchstaben zu verwandeln. Nirgends Genügen und mit nagendem Sinn die unvergängliche Habsucht. Hier aber, wo die reiche Flur im Besitz der Freude sich uns darbietet, da kargen wir nicht, denn jeder Tag hat frisches Manna. Von der Anmuth geschirmt, wird der Tiefsinn verklärt."

Friedrich. „Du sorgst muthig, o Freund!"

G. „Muthigen Stolz hegen wir immer mehr für Andere als uns selbst. Doch eins noch muß ich sagen, wie könnt' ich also

[1] Vielleicht Hofrath Lamey? Beziehungen, S. 438.

eifern, wenn ich nicht den Verlust empfände, der mir durch dein Entferntsein werden muß. Dein Mitgefühl — deinen Beifall, wie könnte ich ihn entbehren?"

Friedrich: „Auf deiner Stirn ruht Friede, — ich empfange von dir, ich gebe wieder — so ist der ernste Bund der Sympathie, das heiligste schönste Glück des Daseins.

* * *

Ich begleitete Fr. v. D.[1] zu Anfang December[2] nach Schwetzingen; noch waren die Gefilde mit wechselnden Farben geschmückt.

Eine Verwandte, Fr. v. H., kam ihr daselbst entgegen. Bedeutsam, da ihr dieses Bereich schon bekannt war. Von dieser Frau konnte man lernen, wie man absichtslos den Augenblick zu ehren hat.

„Erlauben Sie meinem Sohn, Ihr Cicerone zu sein!" —

Einen andern jungen Mann stellte sie mit dem Namen Antinous vor.

„Wie so den römischen Namen?"

„Er ist auch Robert getauft, nun aber trägt er Haar und Namen nach der Antike, da man ihn dieser so ähnlich fand."

Gefällig vernahm er das Lob und schien jede Statue zu fragen: „bist du auch so schön wie ich?" —

Indem wir der Avenue nahten, zog der Cicerone seine Schreibtafel hervor: „Sehet, wer uns begrüßt, die uns Willkommen bieten! — Hier Flora und Amorinen, — dort Pan mit seinem wilden Gefolge. Wenn diese Alleen belaubt, dann sind schöner noch die herrlichen Gestalten." — Dann zum Boulingrin, wo ein Satyr Nymphen verfolgt: — „Sehen Sie, welch' ein mächtiger Wasserstrahl durch diese Gruppe spielt und sie scheidet."

Götter, Heroen — waren in diesen Reihen, Titanen thürmten Felsen auf Felsen, zum Porticus für diesen Götterhain. Dann sprach er feierlich: „Welch' Entzücken, welch' ein Schauer erfaßt den forschenden Pilger!"

---

[1] Wahrscheinlich Frau von Dalberg. [2] 1784.

Antinous weilte unter Platanen, da rief er: „Du zeigtest ja nicht, wie Daphne vor Apollo flieht, die unter Allen meist Bewunderte. Hier Platanen, die sich in mächtiger Quelle spiegeln und Lorbeerzweige, die nach Daphne winken. Hier ist meine Weihe! In diesem Raum, beim Wellenschlag ruht für mich der Reiz des Lebens." —

Kaum war ich wieder in meinem Zimmer, so trat auch Friedrich ein: „In Schwetzingen haben Sie den Tag zugebracht, zwar ist es jetzt nicht an der Zeit, in diesem Park zu wandeln. Es ist nur Eins, was durch diese Jahreszeit nicht verliert." [1]

Charlotte. „Ich rathe wohl — es ist der Vogelkranz, der so heftig bewegt, gleichsam neckend und wüthend in Wasserstrahlen Grimm ausspeit — und der mächtige Habicht, der starke Wassersäulen emporschleudert. Wie ist der Name des Künstlers, der auf diesen Vogelkranz so die Blicke fesselt?"

Friedrich. „Wir rathen — deuten — der Name ist dahin — ein weissagendes Bild mag es wohl sein."

Charlotte. „Ergötzlich ist der kecke Flügelschlag, doch bleibt es ein Bild der Tücke und Ohnmacht. Wir eilten durch den breiten Gang der Buchenwände, deren falbes Laub wie Blut geröthet, die hohen Statuen waren vom Abendnebel umschleiert und wie mit Wunden bedeckt durch das falbe Blatt. Dichte Schleier verhüllten die Gestalten, sie kamen mir vor wie Leichen, die ausgeblutet haben. Bei den Felsen weilten wir auf grauem Moos; verwelkt der Bäume und der Blumen Pracht, — und wie Melancholie sich oft auf die Leier stützt, so war das Haupt des Jünglings auf die Syrinx gebeugt, gleichsam fragend, warum so still? — wo weilen die Sänger? — Den Johannistag werden wir dort erleben, Frau v. H. will es also, wohl ähnlich jenem Tag!" —

[1] Schiller war im Juli (Briefe an Schiller, Urlichs S. 14) in Schwetzingen gewesen. Einer Beschreibung des Schwetzinger Parks (von C. C. L. Hirschfeld. Leipzig, bei Weidmann's Erben und Reich, 1785. Bd. V, S. 344) entnehmen wir zu dieser Stelle: Die Wasserkünste zeigen nicht weniger eine seltsame Erfindung. Zwei große Hirsche, im Netz gefangen und von Hunden angegriffen, müssen Wasser werfen, und bei dem Bade sieht man eine der possirlichsten Scenen, indem in dem Bassin eine Eule angebracht ist, auf welche rings umher auf Gitterwerk herum sitzende Hähne, Tauben, Pfauen, Truthühner u. s. w. Wasserstrahlen herabspeien.

Friedrich. „Nie geleite ich Sie dahin! — Bestimmt ist's nun, ich soll der Sonne Gluth, die Sternenschrift soll ich im Rheinstrom nicht mehr schauen. Wir scheiden nicht — der Freunde Sinn ist vom Geist gebundene Allgegenwart."

Charlotte. „Flüchtige Hoffnung! — Entfernung, Scheiden, fast schmerzliche Schärfe, dichter Nebel umhüllt dann zwiefach die Seele. Mit dem Segen der Dichtung scheiden Sie — die Mannigfalt verscheucht das Angedenken."

Friedrich. „Unmöglich, eine Oede dann in dem Gemüth, die kein Anderes ersetzen kann, kein Erbe für der Seele Bund!" —

Charlotte. „Das Leben beginnt in Denken, sich sehnend nach Mittheilung, nach Erkennen eines zweiten geistigen Lebens; — doch jetzt — ein bahnlos Licht! — o wäre ich geborgen! — einsam weilend in innig reicher Anschauung, in Frieden, sanfter Ruhe der freien Seele, o wär es also! — Heil dann, im Friedenthal dem reichen Inhalt goldner Saiten nachzudenken, dann wäre der Tag schön, wie heute, und schöner." —

Friedrich. „Schmerz ist mir die Trennung; doch Sie kennen die Einsamkeit, die gottgeweihte Stille, Ihnen ist offenbar dies selige Geheimniß, was so wenige erfassen können. — Hoffnung — Glaube! — Wir fühlen Beide: wer eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund, der scheidet nie." —

Wir weinten nicht, keine Klage berührte mehr die Lippen. Es fehlt dem Müden selbst zum Klagen der Muth, ein stummer Blick durchirrt die Oede. Jeder zagt, des Andern Wort zu vernehmen. [1]

Nach Schiller's Abreise.

Die Erinnerung hat reine Anklänge, für die die Sprache keine Worte findet. — Heiliges Empfinden, Schwermuth ist mein Genuß, Nacht ist mein Tag. Ich forsche nach dem Inhalt der Plagen. Früh fragt' ich nach Gedanken, nach Erkennen, das zur

[1] Schiller ging um die Mitte des April 1785 nach Leipzig.

Seligkeit uns vorbereitet. Wenn ich so Köstliches sammelte, meinte ich, Andere hätten ähnliches Verlangen; doch die nächsten verstanden nie, was solcher Werth, was dieses Sehnen bedeute. Ich wähnte, das Wohl der Gesellschaft bestände in gleichem Fortschreiten, freundlichen Genüssen und erhöhter Anschauung. Ohne zu wissen, wie sie entstanden, umfaßt Trauer das pilgernde Leben. Wenn auch auf dem Pfad uns Holdes begegnet, der Schein verschwindet, es war kein Segen, denn wo du auch schreitest, ist jedes von Wahn, von Todesstaub umhüllt. — Dies vor Augen zu halten, ist der Schild, der dem Einsamen den Frieden sichert.

Was wir in der Jugend erlebt, findet im Gemüth den reinen Grund, trägt ahnungsvoll den Blick in unbestimmte Ferne. Was im Zeitfluß der Vergangenheit noch leise schimmert, wird nur ein beseeligtes Gemüth erkennen, das Geringste deuten selbst schauerlicher Verworrenheit.

Wenn auch die Andacht des innern Lebens nie aufgehoben war, mußte ich dennoch, wie oft! fragen: wo bin ich? wer sind, die so mir begegnen? —

Und daß ich dazumal von der Gesellschaft zu Mannheim einiges Wissen und Erkennen fände, konnte mir wohl keine Belehrung reichlicher und unbefangener sein, als die Gespräche mit Fr. v. La Roche, die diesen Winter in Mannheim wohnte.[1] Durch ihren Rang in die Gesellschaft aufgenommen, war sie Vielen vertraut und Intimes ihr bekannt. Die Frauen, die ihre belebte Darstellung vorführte, — in diesen schien thätigere Bestimmung, selbst kräftigerer Wille vorzuwalten, als in denen, die ich später im nördlichen Deutschland gekannt. Der katholische Reichsadel hatte

[1] Frau v. La Roche hatte beschlossen, den Winter 1784 auf 85 drei Monate in Mannheim zu verleben. Briefe über Mannheim von Sophie La Roche 1791. S. 3. Sie verkehrte in den angesehensten Familien der Stadt. Das waren vor allem die Familien von Dalberg, von Groschlag. In allen Kreisen fand sie die wohlwollendste Aufnahme. „Dieser Geist des Wohlwollens machte mich auch mit Frau von Kalb, geb. Marschalk, bekannt, einer Dame, welche Scharfsinn — wahre Kenntniß, wahre Güte und edle Feinheit des weiblichen Geistes in sich vereint; ihr Umgang ist einer der angenehmsten, welchen ich kenne, sie besucht mich oft und ich gehe sehr gerne zu ihr, weil ich sicher bin, von allem sprechen zu hören, was den Verstand und das Herz interessiren kann." S. 114.

manche Anwartschaften, durch hohe Würden, eine beschützende Macht, welche auf das geringste Glied der Familie Einfluß hatte. Die Jungfrau'n waren in der Jugend abgesondert von der größeren Gesellschaft oder ganz in Klöstern erzogen, und wußten von dem Weltlichen nur, was sie künftig für Vorrechte darin haben würden. Somit erhielten sie den Muth der Unbefangenheit; durch vorzügliche Sorgfalt persönlich angenehm, mit behaglichem Witz, Fassung in Leid und Freud', also waren viele Frauen, die ihr bekannt.

Mit welcher innigen Sorgfalt muß die Jugend nicht bewahrt, der Reichthum intellektuell befördert werden, wenn Selbstachtung daraus erwachsen soll. Diese Sorgfalt ist mehr, denn Belehrung. Denn was schenkt sie uns, als nur abgerissene Blätter aus dem gewaltigen Reiche der Wissenschaft. So auch wurde mir bekannt, wie so manche, in Widerspruch und Verworrenheit befangen, im natürlichen Muth noch eig'nes Wohl gefunden, keineswegs sentimental oder nach kritischer Erwägung, denn sie waren nicht wie heute durch Novellen tugendlich construirt. Als ich Einige näher kennen lernte, konnte ich nicht umhin, in mir lästigen Schwersinn, trübe Befangenheit zu entdecken. Solche Wahrnehmungen gaben Licht über den Grad der Erkenntniß und die Regionen jener Tage. Da Frau v. La Roche solche Beziehung mit scharfer Unterscheidung aussprach, so bemerkte ich nicht l'embarras langoureux, (den Andere sowohl in ihrer Unterhaltung als in ihren Schriften rügten), Gesinnungen erregend und blumenreich pflegend, eine Manie, die wohl nicht zu bannen ist. Ich sah bei ihr, auch in Speyer, manche Personen, die in der Geschichte des Tages wie in der Literatur erwähnt werden; so war gutes Vernehmen unter uns. — Sie that mir wohl und unvergeßlich achtend gedenke ich der würdigen Frau.

Durch die Anwesenheit meiner Verwandten ward ich mit mehreren Familien bekannt, wo mir aber die Personen nicht so bedeutend waren, als die Portraits, die ich in ihren Zimmern fand. Der einfältige Sinn, der die Oede und den scherzhaften Trug der Gesellschaft nicht zu wägen vermag, wird Hohn erwecken, da ihm unbekannt, was in diesen Kreisen die Sitte belobt oder tadelt. Der Muth wird nie erfrischt; überflüssiger, lässiger Umgang erdrückt.

Die Störung, die Zerstreuung wird tausendfältig empfunden, weil sie stets raubt, nie gewährt. Versöhnende Milde finden wir nur in schweigsamer Stille. Da nur verstehen wir den Geist der Vergangenheit, vernehmen die traulichen Reden der Abgeschiedenen, die von ihrer Treue und ihrem Glauben zeugen.

* * *

Kurz vor der Abreise erschreckte mich noch ein schauerliches Ereigniß:

Mit Klopfen und Stoßen verlangte man das Oeffnen der Pforte, man rief den Rath R., meinen Hausgenossen, um eilend zur Post zu kommen, man müßte vor allen ihm eine traurige Nachricht mittheilen. In der Straße waren Viele schon erwacht, und ein Bekannter eilte zu dem andern, denn schreckliche, doch noch ungewisse Kunde hatte sich verbreitet. Da weilte man in ängstlicher Spannung, bis endlich das wahre Ereigniß bekannt wurde; und wer hätte ahnen können, daß durch das verunglückte Feuerwerk, welches bei dem Feste der Vermählung des Herzogs Maximilian zu Zweibrücken[1] ausgeführt werden sollte, so großes Unglück geschehen. Der Ingenieur-Major und andere Sach- und Kunstverständige waren vom Herzog Carl aufgefordert, dasselbe zu leiten. Der Major war der Schwager des Mannes, den man so eilend zur Post gerufen hatte; es war von der kunstreichen Bildung dieses Feuerwerks viel vorausgesagt und man war begierig, die vollendete Schilderung zu erfahren, denn die Scenerien waren so prachtvoll erwählt und man konnte sich nicht leicht die Möglichkeit einer solchen Darstellung denken. Der Orcus sollte erscheinen — verschwinden — dann der Olymp in möglichster Pracht vor dem sterblichen Auge erstehen. Das Feuerwerk begann. Feurig goldige Säulen umgaben den Orcus. — Pluto und Proserpina im brillantnen Glanz

[1] Die Vermählung des Prinzen Maximilian von Pfalz-Zweibrücken mit einer Darmstädter Prinzessin fand den 30. Sept. 1785 statt. (Hist. geneal. Kal. für 1786, S. 42.)

mit Goldfunken bedeckt, so die Götter des Reichthums und der Nacht auf erzene Throne gelagert. Aus dunklem Gewölk blickten noch Sterne, Blitze schleuderten zuckend umher. Wie Geister schweben, erschienen Gestalten, einige mit Lorbeern, andere mit Kronen geziert. Der aus den Tiefen führt, Hercules, erschien im Orcus, faßte den Arm des Ahnherrn der Welfen, um ihn zum Olymp zu geleiten, und jauchzend riefen die Hohen: „Ja, dieses Bild gleicht unserm Maximilian! — Wer hat dies erdacht — wer es also erfunden?" Heller und heller ward es nun, und die Gestalten schienen durch Sonnenspiegel zu schauen. Mit Preis nannte man den Major Manié. — Seht hin, wie auf den dunklen Locken so lichte Funken niederfallen! O, es ist Franz v. Thurm, er schreitet stolz und unerschrocken durch Flammen wie ein junger Held.

Plötzlich stand Alles in Flammen, und ein gewaltiges Krachen, mit erbebenden Stößen, sandte meilenweit Schrecken in jedes Ohr; ärger aber noch war die Wehklage: „Entsetzliches Unglück!" Flammenströme, Rauch, Dunkelheit erfüllten die Gegend in wenigen Momenten. Eltern und Freunde erfaßten, was ihnen das Liebste war, trugen, zogen sie fort. Noch fragte man nicht: Wen hat diese Gewalt gefaßt — getödtet? — nur auf Rettung war Jedes bedacht, noch mehr, Fürsten und Hohe von diesem Schauplatz des Entsetzens zu entfernen. Mehr denn zwanzig Personen waren getödtet, zerstückt, zerrissen, vom Rauch erstickt; unter diesen am meisten betrauert der Major v. Thurm.

Wohl wußte Herzog Carl,[1] daß jeder kühne Versuch, jede gewagte Pracht auch ihre Opfer fordert; aber gleichgültig konnte er nicht bleiben bei Maniés Tod, den Carl Theodor so werth geachtet. — Noch zuckte Schmerz durch alle Glieder und Einer sah den Andern mit Thränen an. — Unselige Pracht! — Leid — wechselnder Schmerz erschütterte am Abend tief, die am frühen Morgen zur Freude erwacht.

---

[1] Carl August, Herzog von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld, dessen Bruder und Erbe Maximilian Joseph, späterer König von Baiern. Das Feuerwerk wurde zu einer Nachfeier abgebrannt. Am 20. November 1785 wurde dem jungen Paare zu Ehren in Mannheim ein Festspiel von Iffland aufgeführt. Iffland, meine theatralische Laufbahn S. 140. Tagebuch der Mannheimer Schaubühne Bd. I, 1786, S. 15.

In diesen Stunden war ein Courier aus Strelitz angekommen, durch den die Geburt des Herzogs Carl von Mecklenburg [1] und der Tod von dessen Mutter [2] der fürstlichen Familie angezeigt worden.

Vor Monaten schon ging eine Sage, daß bei den Festen der Vermählung der Verstorbenen auf einer Redoute in Darmstadt eine Maske in tiefe Trauer gehüllt derselben erschienen sei; sie habe mit der Prinzessin gesprochen, oder ein Blatt überreicht. Die Neuvermählte, ernster Gesinnung, ward dadurch bewegt, und man sagte, sie habe gegen Andere geäußert, wie sehr diese Erscheinung sie betroffen; es ward der Maske nachgespürt, aber sie war nirgends zu finden, noch zu erfragen. Die vielfältige Wiederholung dieser Erzählung bezeugte wenigstens, daß etwas Unbekanntgeheimes darin verflochten war.

Bis zum späten Abend kreuzten sich Besuche, die Nachrichten brachten, oder erfahren sollten, unter diesen auch Graf Bretzenhain, der den Frauen gefällig Journale mittheilte; diesmal brachte er selbst das neu erschienene Weimar'sche Kunst- und Industrie-Journal, in feuerrother Hülle.

Ich würde mich wohl nicht erinnert haben, wann ich zum ersten Mal den Namen Bertuch gesehen hätte, wenn es nicht an diesem Abend geschehen wäre.

* * *

Der Sohn der Frau von La Roche ersuchte mich einst schriftlich, zu der Mutter Namenstag zu kommen, Alles in Freud' und frischem Glanze zu schauen. Der Groß-Oheim war daselbst, in langem Gewand, blassen Angesichts, mit ungewöhnlich dunklen, feurigen Augen. Ich wagte nicht, ihn anzureden, weil mir zu Muthe war, als dürfe man Gewöhnliches nicht sagen und bewahre er nur Geheimnißvolles. Ihre Tochter war auch gekommen, von zwei Ursulinerinnen begleitet, sie war zart und bedachtsam.

---

[1] Prinz Carl von Mecklenburg-Strelitz, geboren den 30. November 1785.
[2] Charl. Wilhelmine, Schwester der eben vermählten Prinzessin, † 12. Dez. 1785.

Alle Blumen, alle Früchte, die das ganze Jahr uns bringt, waren zum Fest vereinigt. Die Erdbeer' umringte den Pfirsich, die weiße Feige unter dunkelrothen Kirschen, gold'ne Orangen an ihrem Blüthenstengel, das Veilchen und die Rose fehlten nicht und die dunkle Nelke, für mich das köstlichste, verstärkte den balsamischen Duft.

Die Blumen, die Früchte, sagte der Sohn, sind wohl zwanzig Meilen in der Runde gesammelt, der Mutter Namenstag zu verherrlichen. Die schönen Vögel in ihren Häuschen hat die Ursulinerin mitgebracht. „Sehen Sie, sprach diese, das Bauer ist wie das Kloster, jedes Vöglein hat seine Zelle."

Das innere Geräth so schön, zur Lust der lieblichen Sänger. „Wollen Sie auch ein Vöglein? ich werde es Ihnen schicken. Wir haben deren in Menge und verschenken sie gern."

„Nein, ich scheue ein Lebendes zu pflegen, ich höre gern den Gesang, doch ist er freier, wenn wir ihn nicht unser meinen. Aber hätte ich nur so dunkle Nelken, diese wollte ich gern ziehen."

Die Mutter schien weniger mittheilend wie sonst, sie zeigte uns ein Kreuz von Edelstein, worin der Name der Kinder und Anderer bezeichnet war. Wer hätte den Geber nicht errathen, aber Keines wollte ihn nennen. — Nach einigen Tagen war Mariä Himmelfahrt.[1] Dies Fest wird im Südlichen auf sinnige Weise gefeiert. Die Mutter geht mit ihren Kindern in würdigem Schmuck, von Andern ehrend begleitet, in den Dom. Nie war mir Frau v. La Roche so schön erschienen. Mit Juwelen geschmückt kam sie dann aus dem Dom, hatte das Hochamt gehört, das mit der Glorie der Kunst gefeiert wurde. So kam sie zu mir, mit den Kindern und dem alten Oheim. Ich war überrascht, denn in solcher Pracht hatt' ich nie sie gesehen: „Sie hätten auch mit uns gehen sollen." —

„Doch nein, sie konnte dich nicht begleiten, sagte der Alte. Die Abtrünnigen vertrauen nicht der ewigen Huld der heiligen Mutter." —

[1] 15. Aug. 1785, Namenstag der Frau von La Roche, geb. Maria Sophie von Gutermann. Sie war übrigens Protestantin. Ludmilla Assing, Sophie von La Roche, S. 12.

Als ich des andern Morgens in mein Zimmer trat, fand ich den dunklen, dunklen Nelkenstock, weiße Feigen und glührothe Pfirsiche, dabei lag ein Brief, worin Alle mir ein Wort des Andenkens aussprachen. Also ergriffen, bewegt von dem Abschiedsgruß! — in den Zeilen der zarte Nachhall so milder Gesinnungen. Wie oft scheidet das Wohl aus dem Leben! Was die Erinnerung nicht zu bewahren vermag, ist uns ewig verloren.

* * *

Im Spätherbst kam auch der Präsident v. Kalb an, und dieser fand einen längeren Aufenthalt in Mannheim unstatthaft. Die Entfernung aus Mannheim kam wenig in Betracht, aber wohl die Ursache; vermieden wurde Alles, was irgend Aufwand forderte. Was nun das Bedürfniß des äußern Lebens betraf, so war die Ausgabe gegen Sachsen wenigstens um die Hälfte billiger. Eine Wohnung für 60 Thlr., die man für 200 Thlr. nicht in Sachsen hätte haben können. Ich widersprach demnach der Absicht meines Schwagers, wollt' wenigstens noch ein Loos ziehen: Eine Wohnung, wobei ein Garten, hatte ich mir längst ersehen, und wenn diese noch zu haben, so ist es mir bestimmt, zu bleiben; — aber sie war schon von Andern bezogen, und nun schien mir das Geschick unabänderlich. Ist nur erst sieben Mal ein Entschluß bedacht, und wenn er auch unbehaglich, so befestigt er sich, wird schwerlich aufgegeben. — Ueber diesen Zeitpunkt ist nichts zu sagen, ein krystallisirtes Irrsal wird vom Licht geschmolzen. — Werden — Wollen — Irren — Wünschen — Alles ist dem Tag anheim gegeben, und kein Rath, der solches retten könne.

Da Kalb in der Pfalz keine Anstellung erhalten, war auch der Grund seines Bleibens gelöst. Er verließ Mannheim, um in der Garnison über ein Jahr zu bleiben. — Ich blieb noch 5 Monate, ward zuweilen von Frau v. La Roche besucht, so wie öfter nach Speyer eingeladen. Bonstetten und Matthisson wurden mir durch sie bekannt. Ersterer hatte eine leicht fließende Rede und persönliche Anmuth; Matthisson, scheinbar sanftmüthig, doch besorglich

strebend nach Wohlstand. Mit ihnen ging ich nach Heidelberg, wo auch Jung und Mieg sich mit uns vereinten. Ich war von Beiden ersucht, doch einige Wochen dort zu verweilen; — gastfreundlich war ich bei Jung aufgenommen.[1] Eines Tages theilten Mehrere eigene Dichtungen mit. Stets hatte mir die Erzählung „Joseph" von Jung gefallen, ich sagte es ihm und er dichtete auf die Weise eine erhabene Idylle: Moses, und las sie uns diesen Abend vor. Matthisson las das Gedicht „Die Bergruine" und Hartmann eine Ode auf Augustin.

Man forderte mich auf, bei dem nächsten Zusammensein etwas zu dieser Unterhaltung zu bringen; doch da ich noch nie zum Vortrag etwas niedergeschrieben, so vermochte ich keine bestimmte Zusage zu leisten, doch als ich mich fragte: wie sollst du beginnen? fiel mir die dunkle Nelke bei, von der sich die Geschichte entspann und den Zuhörern freundlichen Beifall entlockte, obgleich sie dazumal noch nicht beschlossen war.[2] Nicht gefesselt, nicht zurückblickend, ward die Pfalz verlassen; aber jeder Meilenzeiger sagte mir: immer nur werden die Lüfte rauher, herb' die Früchte, die leichte Behaglichkeit ruht nur in jenen Auen. Südlich und nördlich Leben möchte man so unterscheiden: Unverwandtes Beharren in Mühe fordert dieses; jenes aber spielt mit der Arbeit, verlangt Alles von der Gunst, und was da der Leichtsinn verdirbt, schadet dort die vergebliche Anstrengung.

Erst, wenn die Fesseln abgeworfen, fühlen wir, was uns gehemmt, doch nur zu schnell erfassen uns wieder neue Bande des Lebens! —[3]

---

[1] 1785. Matthisson's lit. Nachlaß, I, 295. Jung Stilling, Professor an der Cameralschule zu Heidelberg. Hartmann, der spätere Königl. Würtemb. wirkl. Geheimerath; früher Professor an der Karlsschule. [2] Erzählung von der dunkeln Nelke. Cornelia, S. 201. [3] Charlotte blieb bis April 1786 in Mannheim.

Kalbsrieth.

Es war der Wunsch meiner Angehörigen, und auch mein Entschluß, auf dem Landgute meines Schwiegervaters, des Präsidenten v. Kalb, zu Kalbsrieth zu wohnen. Er wurde ausgeführt. — Den einen Flügel des Hauses bewohnte ich mit meinem Kinde und zweien mir zugehörigen Personen. Ich suchte weder Unterhaltung noch Umgang, hätte aber auch kein Genügen gefunden. Bekanntschaften werden eher Uebel vermehren, als vermindern. So gingen denn die Tage friedsam still, schweigsam dahin. Der Knabe war gut gesinnt und leicht zu befriedigen. In dieser Beziehung waren die Tage ohne Harm, fast in Lust verlebt. In den Wintertagen war ich mit dem Kleinen von elf bis ein Uhr im Freien, und wenn es ringsum feucht, war doch ein trockener Pfad über den Damm nach Heigendorf. — Da kehrten die Müden bei dem Pastor ein. Meist fand ich, daß er nicht zu wenig eau de vie genossen und die Pastorin in Thränen, weil sie etwas geprügelt worden war. Wenn dies gleich kein Lob, so ward doch später sein Verlust von der Gemeinde betrauert. Er wußte dem Herzen beizukommen, denn in seinen Predigten waren meist zwei Nutzanwendungen, eine für die Wohlhabenden, die andere für die Armen der Gemeine. Durch sein Lob wußte er die Begüterten zum Wohlthun zu bewegen und die Armen dankten ihm mit Thränen für seine Vorbitte. Dies war die Kunst seiner christlichen Lehre.

Bei seinem Alter und dem damals schweren Winter war es dem Schwiegervater unbequem, über den Flur zu kommen. Derselbe blieb Monate lang, gefesselt von Gicht, in seinen Kammern; daher ich auch das frugale, aber gute Mahl, wie eine Einsiedlerin genoß. Mit Recht nennt man diese Gegend die goldne Aue, so üppig und blumenreich der Wiesengrund! Nahe dem Orte nimmt die Unstrut die Helme auf, welche durch den Garten fließt. Dort weilte ich gern unter dem Schatten der Bäume, den rauschenden Wellen zu lauschen. — Ich las in dieser Zeit ein Gedicht: „Burg-

Scheidung in der Aue“ [1] — wie diese Phantasie des Thales geschildert, ist wirklich bis zur Entzückung prächtig. —

Auch ich war in Arcadien geboren — auch hier ist ja ein Paradies! aber wie die Mythe sagt, schon vor 6000 Jahren sind die guten Geister daraus vertrieben — und jetzt können sie sich nicht wieder hin gewöhnen; und jede Seele sehnt sich nach dem Ziel, wohin der Traum die leichten Flügel schwingt, — da schauet sie fern ein Sein, das Allem fremd und unbekannt ist. Es wallt ein unbewegtes Meer darüber hin — der Götterfrieden — ewig klar und mild. Dies ist die Sehnsucht, so die Gedanken trägt.

Eine reiche Büchersammlung gab mir mannigfaltige Unterhaltung. So wurde denn gelesen von Tagesanbruch an, und wieder gelesen, und so bis zur Mitternacht. Die freudige, aber ungestörte Bewegung des Knaben nährte selbst diesen Trieb: Historische Schriften von Voltaire, Robertson. Obgleich ich in der Jugend Rollin lesen müssen, hatte ich doch wenig davon zur Erfassung und Anschauung bringen können. Wie fern ist die strenge Kühnheit der Römer und ihres Bürgerthums von den weichlichen Sitten, mit denen wir tändeln! Historische Chronologie würde ich bei ethischem Unterricht für Frauen sehr anrathen, das Bedeutendste aus jeder Epoche, doch nicht mit den empörendsten Zeichen der Zeit mittheilen; denn weder Forschen, noch Studium der Geschichte ist dem Weibe nöthig, aber sie müssen doch so viel aus der Vergangenheit wissen, daß sie über die Gegenwart weder erstaunen, noch sich verwundern. Der Naivetät kann das Abbruch thun, aber gewiß nie der geistigen Energie. Das Bücherleben, welches die Alten nicht also kannten, hat Blüthen und Blätter an dem Baum des Lebens vermehrt und wird den weiblichen Sinn bereichern. Sie kann muthig zu Unberufenen sagen: „Wie könnt Ihr uns belehren wollen? Wir haben Moses und die Propheten, und jeder gute Geist dient uns und reicht dar Gaben, aus denen wir zu wählen haben.“ Herder's Werke sah ich zum erstenmal, erkannte die geistige Macht seiner offenbarenden Anschauung, das Wetterleuchten

[1] Von Caroline von Kamiensky. (Deutschland, K. Julius Weber, 3. Bd. 2. Aufl. S. 316.)

seines Lichtes über Natur und Völker. Doch bekenne ich: zerstreut nur konnt' ich sammeln; denn dies ist ja der Trug des Lebens, daß wir, vom Geschick geblendet, dem Wahren nicht gänzlich uns weihen.

Herder, der wohlthätigste Genius der Zeit, wird auch die folgenden Geschlechter belehren und nähren. Leicht gewahren wir heftige Orkane; er aber zeigte uns die Blumen des Frühlings, die Früchte des Herbstes, die dadurch reifen. — Seine persönliche Erscheinung entsprach dem Gewicht und der Anmuth seiner literarischen Wesenheit. Beredsamkeit war in seiner Macht, durch schwülstige Rede nie entweiht, und seine Predigten gleich dem Psalter, mächtig glühendes Feuer der Andacht.

In der Umgegend herrschten damals hitzige Epidemieen. Die Frauen, so mich begleitet, des Klima's und der Lebensart nicht gewöhnt, erkrankten Beide. Ein Arzt, der sie täglich besuchte, sagte mir wohl, daß die Krankheit langwierig sein würde, nicht aber, daß wir Schrecken zu befürchten hätten; aber nach wenigen Stunden in tiefer Nacht kam eine der Frauen aus ihrer Kammer in bloßen Füßen, stieß die Thür auf und rief laut: „ich will nicht begraben sein! — der Sarg steht schon vor meinem Bette — darin wollen sie mich binden!" Ich zog die Hausglocke an, worauf mehrere kamen, die sie zu Bette brachten und nun wurde sie bewacht. — In diesen Monaten war ich also mit dem Kinde, der Krankenpflege und Büchern vollauf beschäftigt und in solcher Besorgniß las ich oft bis zu Tagesanbruch.

Kurzsichtigkeit hatte ich oft bemerkt und war mir längst ein Vorwurf. Eines Morgens, als ich wieder das Buch mit Begierde erfaßte, war ein Schatten auf dem Blatt, was ich lesen wollte, die Zeilen verwirrt und ich unfähig der klaren Unterscheidung. Meist sind wir unbedacht und unbekannt mit uns selbst; nun wurde mir klar, daß ich stets nur mit dem linken Auge gesehen und das rechte nur einen Schein des Lichts bewahrt hatte. Dem Bücherleben mußte entsagt sein und ich fürchtete schon damals, in dunkle Nacht gehüllt zu werden. Dennoch ward der Einsamen in der Dämm'rung Licht und Ruhe, im Umgang aber Zwielicht und Verwirrung. — Wie ein flaches Gefilde ohne Unterbrechung verstrichen diese

sieben Monate und sie haben für die Erinnerung den friedsamsten Gehalt von denen, die ich in Thüringen zubrachte.

Man sagte: „Nur Bücher, Briefe und Feder sind Ihnen werth," und das habe ich dazumal erfahren. So erhielt ich Briefe aus Dresden, darin war die Sprache der Unbefangenheit, wie das Gemüth sich nur mittheilen möchte einem Wesen, das auf der Bahn des Lebens wir nie zu verlassen gedenken. In der Nähe wünschte Schiller einige Monate zu sein, um dann in Jena und Weimar für fernere Zukunft zu wirken. Ich konnte — ich durfte nicht dazu rathen, meinte aber, er möchte nach Jena eilen, um Vorlesungen zu hören, oder zu halten. Er war noch unschlüssig, ob er das Studium der Geschichte oder Arznei-Wissenschaft wählen solle. Im Februar schrieb er mir darüber, weilte aber noch in Dresden, wo dann ein leidenschaftlicher Einfluß, der Andern unheimlich schien, ihn erfaßte.

Da die Annäherung zur Blindheit Einigen bekannt wurde, so erfuhr es natürlich auch mein Schwiegervater, der diesen Winter fast stets zu Bette war, und den ich deshalb noch seltner als früher sah. Sein Kammerdiener kam einst: „ich habe es dem Geheimen Rath längst gesagt, wie es mit Ihren Augen steht, und der Herr müsse Sie sprechen." — Als ich zu ihm kam, übergab er mir einen Brief: „Ich habe an Frau v. Uechtritz Ihrer Augenleiden wegen geschrieben und diese läßt Sie einladen, einige Monate bei ihr in Gotha zuzubringen." Vor mehreren Jahren war ich in Franken einige Wochen mit dieser freundlichen Frau und wer hätte dieser gütigen Einladung entsagen mögen? — Auch der genesenden Dienerin konnte diese Aenderung heilsam sein und hatte ich gleich kein Streben dahin, so doch auch keine Abneigung.

Da nun meine Abreise bekannt wurde, kam der Bauern Schäfer, ein einsichtiger Mann, wohl auch schlau zu nennen. Von armen Eltern geboren, erwarb er durch Thätigkeit ein bedeutendes Vermögen, war oft guten Rathes und hegte eine treue Ergebenheit, die er für mich auch in trüben Stunden bewahrte. Er sagte mir: „Sie haben ja noch eine Muhme im Dorfe, sie hat oft nach Ihnen gefragt, bei schöner Witterung hätte ich Sie gebeten, einmal zu ihr zu gehen, aber da Sie nun abreisen, wird es wohl

nicht mehr geschehen können." Es war mir verwunderlich, daß mir die Nähe einer Verwandten hatte unbekannt bleiben können, und ich eilte zu ihr. —

Das alte Fräulein v. Salza war es, deren Geschlecht oft mit denen v. Kalb verbunden. Täglich wurde aus der Küche des Geheimen Raths ihr ein gutes Mahl gesandt, denn sie war sehr arm, aber sie legte Bedeutung auf das Vorrecht, den Namen des Geschlechts zu führen, welches Hermann v. Salza verherrlicht. In keiner gothischen Halle, sondern in freundlich reinlicher Kammer fand ich sie. Einige Tische, — ein Schrein, Lehnstuhl und dergleichen; doch, wenn gleich nur von Lehm, Rohr und Stroh erbauet, so haben doch die Thüringer Bauerwohnungen dichte Bewahrung gegen Nässe und Sturm. Das Fräulein hörte schwer, ja fast nichts mehr, denn sie war den Achtzigern nahe. Genügsamkeit hatte sie gesund erhalten, und sie vertheilte gern unter Andere die Gaben, welche die Gutmüthigkeit ihr reichlich zutheilte. — Sie konnte noch ohne Brille lesen, und ihr Lieblingsgeschäft war: alte Points und Spitzen zu flicken. Da sie schwer hörte, konnte sie mich nicht verstehen; aber dem Schäfer las sie jedes Wort von den Lippen ab. Doch trotz dem konnte die Unterhaltung nur karg sein. Ihr lauschendes Wesen war nicht angenehm, aber bei diesem Alter war eine Reinlichkeit in Kleidung und Umgebung, wie sie nur das schärfste Auge zu pflegen versteht. Und es war wohl gethan, daß ich sie noch besucht hatte, denn als ich wieder zurückkehrte, war sie begraben.

Gotha.

So verließ ich denn im April, wo die Thüringer Auen noch mit Schnee bedeckt waren, dies Landgut, um nach Gotha zu reisen. Willkommen waren wir der uns schützenden Familie, und besonders der schöne Knabe[1] erwarb sich die zärtlichste Güte der Frau

[1] „Vom Köpfchen bis auf die Füße bildschön." Hölderlin an Neufer.

v. Uechtritz. In bedrängtem Sinn, da ich nirgend eine Heimath hatte, ward ich durch den Wechsel erregt, doch nie befriedigt. — Der Pflege, die nicht auf heimischen Beeten wurzelt, kann kein frischer Sproß entkeimen, denn spärlich erquickt uns nur das fremde Element. — In Gotha war weit mehr von dem, was man Kultur, Sitte und Bildung nennt, als anderswo, und im Allgemeinen die Gesellschaft bedeutsamer, als in Weimar.[1] — Gotter besuchte mich in den Vormittagsstunden alltäglich; er war in Gotha als Geschäftsführer und in der literarischen Welt geehrt. Seine Gespräche hatten eine eigne Feile und sein ganzes Wesen war bedeutsam, fein und gewandt.

Mein Schwager war mit meiner Schwester in Wien, um die Geschäfte bei dem Reichshofrath zu betreiben. Daselbst hat er an Spieltischen den Einflußreichen, und Präsente an Untergeordnete, goldnen Samen gestreut, in Hoffnung reichlicher Ernte.

Kam Gotter in späterer Zeit nach Weimar, war er Vielen ein willkommner Gast, und seinem Vortrag, sowohl eigner als fremder Kunstprodukte, huldigte die Gesellschaft. Jeden Vormittag hatte ich etwas Neues zu vernehmen, wobei sein Talent des Vorlesens oft das Vorzüglichste war. Alles was schwülstig, effektvoll oder mystisch, machte er lächerlich. In letzterem ist aber oft ein Feuer, welches die verachten, die es nicht erkennen können. Höhnet solche Flamme nicht, denn wer wird sie später lichtreicher erkennen, wenn sie in der Jugend nicht schon geahnet wird. — Durch ihn erfuhr ich auch, wie in Gotha Frau v. Buchwald im hohen Alter eben so bedeutsam beachtet ward, deren Namen ich von Kindheit auf mit Feier hatte nennen hören, und in diesen Tagen noch in manchen Memoiren preisend erwähnt finde.[2] Gotter wußte gar viel von ihr zu sagen, denn sie war dirigirend in diesem Kreis. — Frau v. Uechtritz führte mich an einem Abend zu ihr, zur Zeit, wo sie gewöhnlich Cour annahm. Wir fanden sie in einem mit

---

[1] Vgl. Weber's Deutschland, 5. Bd. 2. Aufl., 1854, S. 192. Weber motivirt dies Urtheil durch Aufzählung der Namen Thümmel, Gotter, Galetti, Blumenbach, Döll, Schlichtegroll, Ettinger, Becker u. A. [2] Carl Theodor von Dalberg, Madame de Buchwald. Erfurt 1786. F. W. Gotter, zum Andenken der Frau von Buchwald. Gotha 1790.

grünem Damast tapezierten Gemach; alle Meubles mit derselben Farbe bedeckt. An den Seiten auf Consolen die Büsten von Friedrich dem Großen und Voltaire. Frau v. Buchwald in weitem seidnen Gewand, ein kleines Häubchen, darüber ein Spitzenschleier unter dem Kinn gebunden. Ihr Auge war noch lebhaft, die Hand so weiß, daß ich sie für den Handschuh hielt. Mittlere Größe, Anstand und Leichtigkeit in der Bewegung, die man sonst nur in den Jugendjahren findet, ihre Rede überaus anmuthig. Wer vermöchte zu schildern, was man nicht vergleichen, und vielleicht nie wieder ähnlich finden wird. — Sie erlaubte mir, sie öfter zu besuchen und dies befolgte ich gern. Eines Tages ließ sie mich wissen, sie würde allein sein. — Sie war in einen sogenannten Schlafmantel gehüllt mit breiten Streifen, grau und rosenfarb. Es gefiel mir und sie sagte: „Ich habe es wieder zurückschicken wollen, man hat mir aber zur Antwort gegeben: „à soixante dix ans, on reprend le rose.“ — Eine Kammerfrau kam herein, um den Thee zu serviren. Das chinesische Porzellan, das vermeil, und in der goldnen Büchse der Thee war ein Geschenk von Friedrich dem Großen. Dies Alles war mehr denn gut, war köstlich zu nennen. Unvergleichlich durch diesen Blüthenduft und ihre Rede waren diese Stunden. [1]

„Mit Absicht habe ich Sie zu mir bitten lassen, um mit Ihnen von Ihrer Vergangenheit zu reden. Auch darf ich Ihnen sagen, daß mein Bruder, [2] Herr v. B., oft mit herzlichem Begehren von Ihnen gesprochen, und nun, nachdem Sie schon vermählt, eine Verbindung eingegangen ist. Er, der in Meiningen die erste Charge besitzt, und die Anwartschaft hat Ritter-Hauptmann zu werden; die bedeutendste Stellung in dieser Provinz. Warum glaubten Sie, ihn nicht erwählen zu können? zwar hege ich ein günstiges Vorurtheil für Herrn von Kalb, da derselbe sich in Frankreich gebildet, doch liegt mir das Schicksal meines Bruders so nah', und mein ernster Wunsch war diese Verbindung.“

---

[1] H. A. O. Reichard. Selbstbiographie, überarb. und herausgegeben von Uhde. Cotta 1877, S. 25, über die Oberhofmeisterin Frau Juliane Franziska von Buchwald, geb. v. Neuenstein. [2] Bruder, wohl nach der Sitte der Zeit für Schwager, von Buchwald.

„In Schwermuth war sein Sinn befangen, als wenn ihm unvermeidliches Leid bevorstände; solchen Wesen kann man wohl vertrauen, aber eben so heftig scheuen, ihre Empfindlichkeit zu reizen und ihren Trübsinn zu vermehren. Daher konnte, wenn gleich ich Herrn v. B. mehr vertraute als Andern, mein Gleichmuth nicht gelöst werden."

„Von Manchem kann ich sagen, nur nicht vom Ehestand, denn ich ward in einem Jahr Frau und Wittwe. Doch wohl hab' ich erkannt, daß in der Ehe zu leben, wenn nicht genügsame Zufriedenheit beglückt, gegenseitige Verständigung das Leben bereichert, das traurigste Loos der Sterblichen sein muß. Solche Verbindungen gleichen einem feindseligen Taumel, wo jeder Tag die Verwirrung vermehrt. Doch ist mir Ihr jetziges Geschick unerklärlich.

„Auch mir — und manchem also! Dürfen wir von Wahl und Vorzug reden, wer hat des Glückes Loos verdient? — Vielleicht ahnete mir, daß, so verschieden wir die Blätter in dem Buche des Lebens am Schluß immer finden, wohl manches anders, — doch keines besser sei. Mein Schicksal bestimmte der Wunsch der Meinigen, die Verwaltung des Vermögens dadurch zu erleichtern. Es giebt mancherlei Wege, doch das Ziel ist das gleiche."

„So wünsche ich nur, das Geschick möge nicht bedrängt, nicht niederbeugend über Ihnen walten! Ich habe Sie eines jugendlichen Leichtsinns angeklagt, nun aber weiß ich, daß Pietät Sie geleitet, möge der Gedanken Fülle Ihr Lohn sein. So nahe unsrer Trennung, kann ich mir weniger noch die Zeichen Ihres Geschickes erklären. Es demüthiget mich, doch was kann ich noch verstehen, noch errathen wollen. Ihre Seele ist den Menschen klar und doch ein göttlich Geheimniß!" — Mit Innigkeit drückte sie mir die Hand. — „Die gewöhnlich mich besuchen," fuhr sie fort, „sind heute nach Siebeleben gefahren, um mein Grabmal zu sehen, was ich Jahre lang gedacht und woran eben so lang gebaut worden ist. Es war eine Sorgfalt der Alten, und ich kann nicht entscheiden, war es bei mir Eitelkeit oder der Wunsch, in den Gedanken Anderer fortzuleben, was mich ihnen nachahmen ließ. Oede ist nicht die Grabstätte, wenn die Freunde daselbst weilen mögen."

„O gnädige Frau, die Freunde werden stets bei Ihnen weilen, denn wo Sie nicht sind, schweigt auch die Gunst des Vertrauens." —

Noch in dieser Stunde kehrten Mehrere zurück, die das Grabmal gesehen; es war ihnen wohl sonderbar zu Muthe, der Lebenden zu sagen, wie wohlgefällig ihr Monument zu schauen sei. Empfindlich würd' es ihr gewesen sein, hätte man die Nachahmung des römischen Grabes tadeln mögen. Sie hatten daselbst auch nach dem Gebrauch der Alten zur Weihe der Manen Wein, Honig und Kuchen gefunden und sich damit gelabt, was sie preisend erzählten. Doch einige waren tief bewegt, weil die Verehrung dieser Frau zu ihren unvergänglichsten Gefühlen gehörte.

Frau von Buchwald lebte noch einige Jahre; und in den letzten Monaten soll sie gleichsam nur spruchweise ihre Erkenntniß und Gesinnung mitgetheilt haben. [1]

* * *

Nicht also auf natürlichem Wege war das Ende des Herrn v. B. Ich sah ihn ein Jahr später, wo er eben die Ritter-Hauptmann-Stelle annehmen wollte, und konnte ihm nicht bergen, daß sowohl die Geschäfte als der Harm, den sie ihm bereiten würden, wohl allzu schwer für ihn sein müßten. Er hatte sich nicht um diese Stellung beworben, er war erwählt, doch hatte er auch heftige Gegner unter den Rittern des Canton Rhön und Werra. Heut zu Tage ist weder Canton noch Ritter-Hauptmann; daher weder die Vortheile noch die Obliegenheit. Daß diese aber damals bei Vielen Neid und Ehrgeiz erregten, ist leicht zu denken.

Wie Alles mit der Zeit dem Irrthum und der Corruption anheim fällt, so war es auch mit diesen Ritter-Cantonen und man vertraute seinem Eifer, daß er dieser Unbill Ziel und Maß setzen werde. Einige Jahre hatte er dies bedeutende Amt mit Treue und Eifer verwaltet, und wenn gleich nicht von starker Constitu-

[1] Starb am 13. Dezember 1789 zu Gotha im zweiundachtzigsten Jahre ihres Alters.

tion, war er doch immer gesund geblieben; doch plötzlich fühlte er eine sonderbare Ermattung, von der weder Bäder noch ärztliche Mittel ihn befreien konnten. — Vertraut und längst bekannt mit dem berühmten Arzt Weigand, der an seinem Geburtsorte Heilbronn, bereichert durch eine Pension der Kaiserin Catharina lebte, reis'te er zu diesem. Weigand sagte: „sogleich kann ich die Ursache Ihrer Leiden nicht ergründen, ich muß Sie länger beobachten und für Sie und mich ist am bequemsten, wenn Sie bei mir wohnen." So vergingen Wochen in Beobachten und Prüfen und danach mußte der Arzt vermuthen, daß Hr. v. B. Gift bekommen habe. Er reis'te langsam nach M. zurück, ließ sich noch einmal zur Herzogin tragen und schmachtete dann noch Monate hin, bis er von der Qual erlöst wurde. Ein Zeugniß, daß an der Werra Strand in diesem Hirten-Land, nicht Lilien nur, auch giftige Pflanzen blühen. Daß er seine treuen Gesinnungen gegen mich noch in der Agonie bewahrt, erfuhr ich erst später.

Weimar.

So waren einige Monate ruhig, leicht verstrichen, — ich mußte nun fort und fragte bang: „Wirst du Schirm und Friede finden?" Hr. v. Lichtenberg hatte für mich eine Wohnung in Weimar besorgt. Da ich dort nicht bekannt war, mußte ich bei ihm vorfahren, um Straße und Haus zu erfahren, wo ich wohnen sollte. Es war gegen Abend, als ich daselbst anlangte. Frau v. Lichtenberg und Auguste, meine Schwägerin, [1] fand ich zu Hause. Beide sagten: „Wir haben auf Sie gewartet — Sie kommen nun gleich mit uns nach dem Park, die kleine Frau v. Schardt giebt dort einen Thee, und da sind Sie auch willkommen!" — So eilten wir durch den Park. — Es war windig und das Gesträuch einer Laubwand war davon bewegt. „O die Schnecke!" sagte Frau v. Lichtenberg,

[1]) Frau von Seckendorf, geb. v. Kalb, Schwester des Majors von Kalb, Wittwe Siegmunds von Seckendorf.

und beugte sich dabei nieder; ich auch beugte mich und kniete wohl: „Die haben Sie wohl aus dem Ohrring verloren? es wäre schade, wenn sie zertreten würde," und nahm die Lorgnette zur Hand. — Sie rief immer: „O Schnecke!" — In dem Eifer band ich meinen Hut an den Ast und suchte mit Aug' und Hand. Die beiden Damen lachten immer heftiger. — „Aber eilen Sie nur fort zum Theetisch — ich höre schon die Tassen klappern, — wenn wir einmal beim Donnerwetter uns hier verbergen, dann wollen wir wieder nach der Schnecke suchen." Das Verlangen zog auch mich hin, einige Bewohner der Ilm-Stadt kennen zu lernen. — In dem Rosenbosquet waren mehrere Damen versammelt. Die Lichtenberg ergötzte die Neckerei, die sie mit mir getrieben, und dies brachte manchen Scherz in Lauf. Wer Weimar kennt, weiß wohl, mit welcher Schnecke man mich mystificirte.[1] Frau v. Schardt, eine geborne v. Bernsdorf, klein, zierlichen Benehmens, wissenschaftlich gebildet, sprach mehrere Sprachen mit Leichtigkeit. Sie hatte unter Blüthen der Hoffnung des Schmerzes Stachel gefunden; doch dieser hatte die Laune, die Grazie des Schalksinns nicht in ihr zerstört. Tieferen Sinnes, als die Meisten, wußte sie Allen das Possierliche abzulauschen. Das feine, höhnende Lächeln stand ihr gar wohl, und ihr dunkles Auge sprühte Witzfunken, aber stets war sie von irgend einer Passion bewegt. Bei der Fertigkeit, mehrere Sprachen zu reden, ward auch ihre Zuneigung nicht immer den Allemannen zu Theil. Was sehnsüchtiglich zuckt und ringt, nennt oft auch einen Wiedehopf gepriesene Philomele. Bedrängt und gedrängt durch Leidenschaften ward sie selbst leidend; doch fehlte es ihr nie an dem Muth, Leiden zu erdulden und Freunde zu gewinnen. Ihr leidendes Herz warf sich nieder vor der Mutter aller Gnade, und sie ward katholisch. In dem letzten Jahre ihres Lebens sprach ich sie noch. Ihr Siechthum hatte keineswegs die zarte Eigenheit ihres Geistes und Gemüths gemindert. Ja, sie war im Be-

[1] Die Schnecke ist eine laubenartige Parkanlage, von einer Wendeltreppe, die bis zu ihrer Höhe führte, so genannt (Schiller's Leben von Frau v. Wolzogen I, 257,) Beyer spricht in seinem Tagebuche von einem „Gelände" am Welschen Garten, das man gewöhnlich die „Schnecke" nennt.

wußtsein der erneuerten Taufe und Gnade freundlicher denn ehemals.

Nun wieder zum Thee und Butterbrod und zum drolligen Geschwätz, denn besser als zur Schnecke und zum Schnack kam es nicht; wer möchte wiederholen solches Klappern und Flattern — und allen Witz hält man nicht lang aus, man eilt gern wieder in reinere Atmosphäre. Daß in dieser Zeit die Tagebücher mehr gefüllt wurden, man schreiben lernte, nur um Correspondenz zu führen, und was ein Blatt erfüllte, Wetter und Weg — Schleife und Schuhe — Blumen wie Kuchen — Alles das erforderte Dinte und Porto. Da fragte man Frau v. Schardt, ob sie nicht auch einen Brief an Fr. v. Seckendorf nach Mannheim geben möchte? Sie bejahte es, — denn nächstens sollte ein ‚Kreppel' abgeschickt werden (so nannte man ein Couvert, worin mehrere Briefe gesiegelt und geschlossen waren).

Wir drei gingen nun wieder heim und ich in meine unbekannte Wohnung. Fremd, ja fremd — und das bleibt der Mensch, — nicht allein in einer Stadt, sondern auch für's ganze Leben. —

Wieland hatte einen Brief von Frau v. La Roche für mich erhalten und diesen überbrachte mir seine Tochter Reinhold, die in demselben Hause wohnte. Es war dies eine günstige Vermittlung, die mich sowohl mit den Personen als Umgebungen nach ihrer Weise bekannt machte. Sophie Reinhold, im Aeußern lässig, nahm Alles ergötzlich, und leicht erregt, lebte sie in Sinn und Gemüth der Phantasie; ohne schriftlich zu dichten hat sie mir Mährchen erzählt, vor denen manches belobte hätte weichen müssen. Reinhold hatte nicht allein Fleiß, sondern auch Talent, und freundschaftliche Thätigkeit hat er vielfach erwiesen; auch ich hatte dieser seiner Tugend zu danken, und ein sanft heiteres Erkennen waltete stets unter uns. Leider ward er bald nach Jena berufen, doch waren gegenseitige Besuche uns möglich, auch wurde ich durch den Vater Wieland aufgefordert, mit ihm die Parthie dahin zu machen. Eine gleichmüthig stets freundliche Aufnahme fand ich auch bei Wieland und dessen Frau. Wenn ich ihn begleitete, hatte er die Gewohnheit, ein Projekt zu einem philosophischen Roman oder der-

gleichen mitzutheilen, und so fuhren wir von Jena nach Weimar oder von Weimar nach Erfurt in gleichmäßiger Unterhaltung. Für Aufmerksamkeit und Gedächtniß erforderte dies einige Spannung, und konnte solche der berühmte Dichter wahrnehmen, so verschmähte er im nächsten Fall nicht uns're Gegenwart.

Das Augenleiden war gemindert, doch nicht gehoben. Der jetzige Staatsrath Hufeland war vielleicht seit einem Jahr aus Göttingen in seiner Vaterstadt Weimar. Um seinen ärztlichen Beistand ersucht, hat derselbe wohl viele Jahre lang mir das Augenlicht erhalten, durch mannigfaltige, oft heftige Mittel, als Belladonna. Ja, hätte ich täglich fortgesetzt den Gebrauch dieser Mittel anwenden können, so ist zu vermuthen, daß ich heute noch mich des Augenlichts und seiner Genüsse würde erfreuen: doch im Jahr 1804 habe ich solche Pflege aufgeben müssen. Nicht das Entbehren war schwer, aber was es uns rauben mußte, allzu schnöde.

* * *

Noch war mir wohl und behaglich; die Hoheiten und Alles, was zu den ersten Stellen gehörte, war in Bädern oder auf den Landsitzen. Da ich aber eines Tags mit der Frau v. Schardt in den Park ging, sagte sie: „Frau v. Stein ist von Kochberg zurück, wir wollen sie besuchen."

Vor zehn Jahren wohl hatte ich sie in Meiningen gesehen. Sie besuchte daselbst alte Bekannte, und erwarb neue Freunde. Denn es ist ein Seltenes aber Erfreuliches, ein Weib zu erblicken, welches den Jahren nach Matrone genannt werden könnte und noch die sanfte Neigung grünender Gesinnung erregt. O, ich sehe sie noch! bedacht gewählt war ihre Kleidung als ich sie in Meiningen sah. Weißer Tafft; im braunen Haar eine dunkle Rose, vom Blondenschleier fast bedeckt; und also reichlich war auch dies Gewand geziert, und so gedenke ich auch, daß wir uns alle rosenfarbene Schuhe machen ließen, weil sie ihr so wohl gekleidet. Nun fand ich sie zwar verändert, doch bleibt der Schein alles Glückes dem Menschen eigen. Wenngleich auch Vieles mit der Zeit vergeht, war stets ihr äußerer Zustand gesichert. Erwogene Berechnung

bestimmte ihren gewaltsamen Einfluß in manchem Verhältniß; gleichmäßig, ohne Betonung ihre Rede. Bald nach diesem ersten Sehen theilte sie mir schon manches von Goethe mit, was später gedruckt worden, oder auch nicht erschienen ist. Eins nur habe ich im Leben zu betrauern: das vielfältige Vergessen und Verlieren aus der Erinnerung. Hätte ich wie Andere ein Tagebuch geführt, was würde ich nicht haben sagen können. So las ich gierig Manuscripte und auch Briefe wurden mir vertraut, besonders einer merkwürdig. Wer hätte es wohl errathen können? also schrieb Goethe an Wieland (denn in dem ersten Jahre seines Aufenthaltes in Weimar war dieser ihm der Vertrauteste): „Ich kann mir die Bedeutsamkeit, die Macht, die diese Frau über mich hat, anders nicht erklären, als durch die Seelenwanderung. — Ja, wir waren einst Mann und Weib! Nun wissen wir von uns, verhüllt, in Geisterduft. Ich habe keinen Namen für uns: — die Vergangenheit — die Zukunft — das All!" —

Also intensiv war dies, mit bedeutsamem Ausdruck bezeichnet. Blüthen, so er gestreut, was er in keckem Taumel hingeworfen — wie Vieles ist gesammelt! So wahr auch dieser Spruch aus seinem Leben: „der Muth des Lebens ruht im Bewußtsein der ewigen Allheit!" — Dies ist keine Mystik, sondern nur die heilige Wahrheit, die immer mehr verstanden werden soll.

Das Grab der Charlotte v. Stein grünet längst von Blum' und Moos bedeckt. Auch er entschlief und der Pilger sucht ihn schon in seiner Fürstlichen Gruft.

Die Zahl der Bekannten begegnete sich oft unter den Schattengängen des Parks, sie waren einheimisch allda, ich aber blieb ihnen die Fremde. Keines klagte, doch Manche mögen wohl gefühlt haben wie ich: ich gehöre anderen Zeiten; hier ist mir nicht ernstes Wohl noch Friede beschieden.

Die Schwägerin Auguste war von meiner Schwester [1] gebeten worden, mit ihr in Schwarzenberg zu wohnen; ich möchte mit ihr nach Coburg fahren, wo sie dann ihr Bruder abholen würde. Der Präsident hatte die landwirthschaftliche Administration

[1] Eleonore, Präsidentin von Kalb.

dieser Herrschaft überkommen. Wir reisten dahin ab mit meinem Sohn. — Die erste Nacht in Gräfenthal. Vor diesem Ort hatte unser Kutscher einem Handwerker erlaubt, sich auf den Bock zu setzen; eine große starke Figur. Der Kutscher wurde gewarnt, der leichte Wagen würde brechen. Am andern Morgen, als wir ausfuhren, fand sich dieser Geselle wieder ein. Der Weg mir gänzlich unbekannt — wir kamen an den Sattelpaß. Wer diesen Weg vor vierzig Jahren befahren, wird wissen, daß es eine bedeutend steile Anhöhe war und darunter ein tiefer Abgrund. — Ich erbebe noch, wenn ich daran denke, wie die Pferde die steile Höhe hinankeuchten. Der schlechte Bergpfad und der Abgrund — wir Frauen ohne Klage, von der Furcht gefesselt, nun auf der Höhe, auf glattem Grund, noch zwei Schritte — und der Ringnagel zerbrochen. Betroffen von der wunderbaren Rettung, — denn eine Minute früher, so wären wir in den Abgrund gestürzt. — Zwei Stunden ab lag Gukenbach und da hätten wir nun erst einen Ringnagel erhalten können; aber der rüstige Gesell holte sein Felleisen hinten vom Wagen herunter und zog einen Ringnagel draus hervor; auf diese Weise kamen wir ohne Fußwanderung weiter. Mein Aufenthalt in Coburg war unbedeutend, ich kehrte bald wieder zurück, ging aber den gefährlichen Weg wohl bedachtsam zu Fuße herab.

So kam ich nach Rudolstadt, wo ich Fräulein v. Oertel [1] abholte, um sie wieder nach Weimar zu bringen. Diese war zum Besuch bei dem Fräulein v. Lengefeld gewesen. Frau v. Beulwitz hatte ich früher in Meiningen schon gesehen. Gastfreundliche Güte fand ich daselbst in den wenigen Stunden meines Aufenthalts, und Lottchen Lengefeld's jugendliche Natur war holden Anblicks.

Spät Abends, fast um Mitternacht, kam ich in Weimar an. Einige Briefe für mich waren angekommen, aber ich war zu ermüdet und wollte sie an diesem Abend nicht mehr lesen. Des andern Morgens faßte ich eilend danach, aber statt drei fand ich

[1] Im Juli 1787. Sie war die Tochter eines Herrn von Oertel, welcher in Weimar privatisirte. Später heirathete sie einen Herrn von Hagen, bei welchem die Familie Schiller den 2. Mai 1804 in Berlin zu Mittag speiste (Kalender S. 103. Charlotte von Schiller II, 409).

nur zwei. War es ein Traum, daß ich meinte einen Brief aus Dresden erhalten zu haben und daß ich seine Handschrift gesehen? Waren diese Zeichen meiner Seele entstiegen? Wie hätte ich fragen und forschen können? ich bezweifelte mich selbst und lebte trübe Tage hin.

Der Gutsbesitzer von Kalbsrieth [1] war der erste Landstand in Jena, und präsidirte bei deren Zusammenkünften. Bei seiner Rückkehr von einer solchen weilte er in Weimar und besuchte dann von da öfter einen Bekannten in Erfurt, den der Coadjutor v. Dalberg als Verweser aller seiner Privatgeschäfte angenommen. [2] Seinen Namen finde ich nicht mehr in meinem Gedächtniß; — ein gedieg'ner Sinn, dem wenigstens bei dem Mahl, wo ich ihn kennen lernte, da der Schwiegervater mich mit zu ihm genommen, kein Blatt die Lippen verschloß. Er war von anständiger Persönlichkeit, pries seine jetzige Lage, zu deren Beweis wir auch mit einem für diese Gegend ungewöhnlich guten Mahl" regalirt wurden. Von Verhältnissen, die mir unantastbar erschienen, sprach er mit Heftigkeit, und es war mir, als wenn ein Flammenregen niederfiel, denn obwohl ich Anschauungs-Fähigkeit hatte, so unterschied ich doch nicht scharf, was tugendlich oder sündlich zu nennen. Von dem ältesten Sohn [3] seines Gastes sprach er mit besonderer Erregung; vielleicht selbst ein Dämon, erkannte er um so schärfer die Macht eines ähnlichen in andern Geistern.

Tücke, Schalkheit ist wohl permanent, doch hat sie seitdem wohl an Kultur gewonnen. Bei meiner Gleichgültigkeit war mir nichts unerwartet, doch erkannte ich von nun an noch mehr, wie treu- und grundlos die menschlichen Verhältnisse sind. Daß aber der Väter diese Aeußerungen mit der größten Gelassenheit, selbst mit Bejahung hinnahm, darüber erstaunte ich. Doch sei der Präsident v. Kalb nie dem Hohne hingegeben. Er war mit Anstrengung

---

[1] Charlottens Schwiegervater. [2] Dieser Bekannte war nach Beyer's Tagebuch vom 7. Jan. 1788 der Hofrath Rebecker. (Mittheilung des Herrn Majors Seibel, der das genannte Tagebuch jenes mit allen Erfurter Verhältnissen bekannten Mannes schon manchem seiner literarischen Freunde nutzbar gemacht hat. Weitere gütige Mittheilungen des Freiherrn von Beaulieu-Marconney dienen noch zur Bestätigung. [3] Charlottens Schwager, Präsident Joh. August Alexander von Kalb.

thätig, und hat viel gelitten in dem schweren Kampf der Verhältnisse. Ihm selbst brachten seine vielfachen Pläne nie Gelingen, wenn gleich sie in späterer Zeit sich meist als wohl begründet erwiesen und Andern reichen Gewinnst brachten.

Ein schnödes Krämerleben ist so ein Geschäftstreiben, da wird gewogen und erwogen, gerechnet und berechnet, und oft geirrt; nur von Prozeßgewinnen und Kaufgelingen die Rede, bis das Geschick, des ewigen Haders müde, zornmüthig die Waage bricht, und so die letzte Hoffnung zusammenstürzt und wir zerschmettert liegen. An Einsicht fehlte es dem Präsidenten gar nicht, aber er überschätzte immer Mittel und Kräfte und die rücksichtslose Spekulation, die ihm das böse Urtheil zuzog, schien ihm Verstand und Klugheit. Der Geist der spekulativen Intrigue waltete im vorigen Jahrhundert in der verschiedensten, ja selbst in romantischer Gestalt.

Zu mehren Malen besuchte ich Herder's Predigten. Er vermochte das Leben zu erwecken und zu erhellen die ewige Pilgerschaft; denn vor Allen gab e r uns und dem künftigen Geschlechte das Manna zu dieser Wanderschaft. Von seiner flammenden Beredsamkeit bewegt, lauschten wohl Viele begierig, als möchten sie auch solcher Begeisterung Erben sein. Seine Wesenheit: würdige Haltung, der Stimme reiner volltönender Klang in reinem Fluß des Bewußtseins und der Betheurung. Ja, göttliche Liebe, in dem Menschen verliehen! — In seinem Andenken vermag ich dies Wort auszusprechen, seit des Priesters heilige Macht verstummte, — ach! und seine Erinnerung ist uns wie ein fernes Echo, von dem wir das Wort nicht unterscheiden können. Ich muß noch einen Schuld-Verlust bekennen: meine Seele liebte ihn und ich versäumte doch öfter seine Predigten aus Apathie, Dépit gegen mich. Nur der Himmel weiß, was mich immer so in die Dunkelheit scheuchte; und ein solches Versäumen muß ich heute noch bereuen.

Es war bei einer Parthie nach Tiefurt in dem Landhause der verwittweten Herzogin, wo ich ihn und seine Gattin zum ersten Male sah. Ich zagte, als man mir ihn nannte. Herder grüßte mit der Milde, welche aus dem Reichthum des Guten entsprießt, als hätte ich schon längst seine freundlichen Gesinnungen erworben,

und so ward auch mir die innige Rede verliehen, die das Geständniß der Gesinnungen zu lösen vermag. — Herder's besuchten mich, bei ihnen war ich aufgenommen mit Andern, und öfter noch allein. Als ihm wieder ein Knabe geboren wurde, waren die Herzogin Mutter und ich dessen Pathen. — Was ist das Leben? Fängst du an, zu erkennen, schaueſt du Schnödes, — das Treffliche ist nur eine selt'ne Gunst. Beleben möchten wir sein Andenken, denn er lebt ja in Schriften; doch zu solchen Forschungen ist die Zeit uns dahin. Heute verwundere ich mich in Demuth, wie er mich so oft hat dulden wollen. Stets war Herder reich in freundlicher Mittheilung, ich nie schüchtern der eigenthümlichen Meinung. So zählte ich viele — und die schönsten Abende. Auch in Kalbsrieth, wo es ihm behaglich war, in jenen Auen habe ich ihn gesehen. Wie offenbarten sich da die geistigen, herzlichen Gaben, so licht, so leicht, dem Wand'rer eine Zukunft bereitend. Einst sagte er: „ein mächtiger Zug zieht das Auge nach der Sternenwelt, wie nach einer entfernten Geliebten!" — Welche Harmonie im Leben, wenn wir nicht die Kunst, sondern die Wahrheit des Lebens verstehen dürfen. Goethe sagte mir einst: „Sie sind für Herder und überhaupt der Freundschaft fähig, weil Sie persönliche Beziehungen, die Andere nur suchen, zu meiden verstehen."

Herder erscheint mir als das Haupt einer Hierarchie; Anschauung des Geistigen in der Menschheit, gleichsam der Magnet, der Andere anzieht und bewegt, solche Macht wirkt ewig in dem Ideellen die Gestaltung. Gottfried Herder belobte auch Neuerungen [1] nicht, welche die Potenz des Geistes schwächten. Hierarchie ist zwar immer, wenn auch nicht in sichtlichen Graden, in jeder Wissenschaft, und oft regieren da zu gleicher Zeit zwei, auch drei Päpste. Bei ihm konnte es uns wohl einleuchten, wie jene von provinziellen Fesseln und bürgerlicher Noth müsse unbefangen erhalten und befreit sein, denn was ist diese Macht anders, als die Versenkung in das innere Licht, um bei solcher Leuchte Welt und Leben zu erschauen. Ja, dem Geiste gehört die Freiheit, um in den Urquell der Wahrheit sich, von des Lebens Fesseln befreit,

[1] Beschränkung der Lehrfreiheit, wie sie Fichte erfahren sollte.

versenken zu können. — Zwar blühen durch Ihn goldige Immortellen; doch war ihm oft in Schwermuth und nagenden Harm die Feder getaucht. — Ich sah, was ich noch nie erblickt, die Leiden derer, die sich tieferen Forschungen geweiht. Wie nichts dem andern ähnlich, ist es auch kein Schmerz. Für solche Wesen ist es ein Doppelleiden, wenn das Gemüth dem Körper die Leiden giebt, und diese wieder mit schneidender Schärfe auf den Geist wirken. Die erhabenste Anschauung und Freude wäre mir nicht geworden, wenn ich seiner Gegenwart mich nicht erfreut, Ihn nicht vernommen hätte. — Aber welch' eine Ohnmacht! — wie muß noch das Geschlecht sich belehren und stärken, um in geistigen Schätzen Erquickung zu finden! — Im Mittelalter nannte man einen Mystiker „den innigen Menschen", das hätte man von ihm auch sagen mögen; denn Ihm ward schnell klar, selbst empfindlich, fühlte er, was Anderen verborgen geblieben, ja was selbst das Individuum ohne Seine Erkenntniß nicht in sich verstanden haben würde. Seine Wesenheit hat vielfältigen Ausdruck, Zeichnung durch Anderer Feder erhalten; man hat gesagt, was man von Ihm zu verstehen fähig war, so auch ich. Ich will in diesem Sinn durch diese Zeilen meine Gesinnungen vererben und die Empfindungen, so er erweckte, werden der Nachwelt noch seinen seltenen Werth betheuern. Sammlet bei Ihm und ihr werdet unendlich mehr finden als in dem Triebsand der Zeit. Wandellos ist die Fähigkeit zum Licht der Freude; aber dieses Licht ist also subtil, daß ein Hauch es zu verlöschen vermag.

Nach Schiller's Ankunft in Weimar. [1]

Im Buche des Lebens ein Blatt gewendet. —

Wer mehr Genossen findet, ist er darum reicher — zufriedener? — Nein, er ist nur gefesselter, und seine Vollendung verzögert. Ein Drohen hielt mich befangen — mußte es — denn meist sind wir Alle den Todesgöttern geweiht. Die ihnen dienen müssen, wollen auch für sie erndten und dies rächen. Früh übe in Demuth die Selbstverläugnung! aber sie muß oft herbe Unruhe bekämpfen. Das Sehnen nach Vertraulichkeit, das Verborgene in uns zu offenbaren — gebt ihm Namen! Aber es ist meist ein Verrath an der eigenen Seele; denn jeder ist in seiner geistigen Einheit geschaffen und kann von keinem erwerben, keinem unentbehrlich sein; wer weiß wohl, was er im Traum des Lebens zu schonen und zu dulden hat? Ein peinigendes Mitleid für eigenes und fremdes Leid ist das Loos der Meisten hienieden, nichts giebt der Sehnsucht Befriedigung. Dem Weibe vor Allen ist die Einsamkeit noth, da allein findet sie den Frieden in sehnsuchtsloser Gegenwart. „In der Welt habt Ihr Schmach!" dieses Wort ist besonders für das Weib ausgesprochen.

Ein Mensch, ein Wesen, mit dem man leben möchte: dieser Wunsch ist der größte Irrthum, und wird fast stets zum lächerlichen Verbrechen.

Wie oft war ich von dem unheimlichen Gefühle bedrängt, wie schaal, leer und wohl verächtlich die Commune der Gesellschaft; denn wie selten sind die Augenblicke, wo es uns gewährt ist, der Zeit und des Worts in Wechselrede erfreulich zu genießen. Ein melancholischer Ernst, der in mir erwachsen, empfand sich heftiger in so unharmonischem Geräusch. Gewiß ist, daß dem Menschen

---

[1] Schiller kam am 21. Juli 1787 dort an. Mitte November kam Herr v. Kalb nach Kalbsrieth, dann nach Weimar. „Ich weiß nicht, ob die Gegenwart des Mannes mich lassen wird, wie ich bin." Schiller an Körner 8. Dez. 1787. Er war von Rudolstadt 7. Dezember nach Weimar zurückgekehrt, nachdem er dort in Gesellschaft von Wilhelm von Wolzogen das Lengefeld'sche Haus besucht hatte.

eine höhere Richtung innewohnt, die nur zu oft verschüttet wird, und diese Richtung wieder zu finden, verdient allein des Geistes höchstes Streben.

* * *

Es war im Februar (1788), wo der Präsident von Kalb uns einlud, nach Waltershausen zu kommen, um dort eine Vollmacht zu unterschreiben; denn abermals sollte ein Kapital zur Leitung des Prozesses aufgenommen werden, und er wollte uns die ersprießlichen Folgen dieses Opfers mündlich erweisen.

Da weilten wir mit Vertuch länger denn einen Monat. Ich empfand den widrigen Eindruck üppig gieriger Gelehrsamkeit, die nur liest, nicht um zu schauen oder zu empfangen, sondern um industriellen Gewinnstes willen.

Kalt und öde — staubumhüllt vergingen mir die Tage — und Anderen wohl nicht besser. — Bis Gotha begleitete uns der Präsident, wo er mit seiner Schwägerin, der Frau v. Uechtritz, Verabredungen zu treffen hatte. Als wir eben zu einem Mahl fahren wollten, ließ sich Schiller mit Huber[1] melden. Daß ich diesen Besuch nicht annahm, hat mir ersterer verdacht, — doch war es nicht zu ändern; und es war gut, denn unsere Geistesklänge wären wohl sehr verstimmt gewesen. Aehnliches begegnete uns auch in Weimar, denn bei einem krankhaften Anfall mußte ich wieder ihm absagen lassen.

Der Mann sieht die Verhältnisse, wählt daraus und sucht mit Unterscheidung zu sammeln; das Weib hingegen ist einer Gesinnung, hat weder Wahl noch Unterscheidung. Es ist ihr Gesetz und weil sie dies nur faßt, so kann sie die Unterscheidungen in der Gesinnung nicht wahrnehmen, wohl aber die der bürgerlichen Verhältnisse. So forderte er schriftlich oft, ich möchte doch zu

[1] Mittags am 9. April 1788 war Huber in Weimar angekommen, fuhr mit Schiller zusammen am 10. April nach Erfurt. Schiller ritt von da nach Gotha, um, bis Huber nachkäme, dort ein Rendezvous mit Ch. v. K. zu veranstalten. „Sie war just bei einem großen Diner unter zwölf unbekannten steifen Gesichtern, wo sie nicht gleich loskommen konnte." Schiller an Körner Briefe, 2. Aufl., I. 149. Am 25. April war Charlotte mit H. v. Kalb wieder in Weimar. Gegen Ende Mai ging Schiller nach Volkstedt-Rudolstadt und verlebte den Sommer in fast ausschließlichem Umgange mit den Schwestern von Lengefeld.

ihm kommen, er könne nicht ausgehen. Obwohl geneigt, konnte ich doch wissen, daß solches unmöglich, und nur Ungestümes bereiten müsse. Auch dieses Versagen tadelte er. Erfahrung und Verständniß — dies ist ja der schwierigste Theil im Leben. Auch in geistiger Beziehung übernimmt sich ein darbendes Gemüth — sammelt zur Klage, zum Bekennen, zum Hoffen — so harrend der hehren Erscheinung, der Vergeltung nach so langem Verlust; aber sie naht wohl verändert, gewandelt, ein anderes Sein, oft erregend.

* * *

Reinhold war, wie bekannt, ehemals Mönch; mit lebhafter Erinnerung, ja mit Begeisterung sprach er von dem erhöhten Moment jener Lebenszeit. In Deutschland sind diese Hallen fast alle versunken. Wohl war Unmuth und Unnatur in diesen Kreuzgängen; doch jedes sehnt sich, wenn das Auge sich nach reinerem Lichte richten möchte, nach sicherer Einsamkeit. In dem Wort, was der Einsame ausspricht, darin allein ist noch ein Funke des wahren Lebens.

„Ich gebe dir die weite Welt, gieb mir deine Gesinnung!" doch der Herr erfaßte die Ewigkeit. Noch keinen sah man hier friedlich wandeln in diesem Wechseltrug des Lebens. Auch ich möchte in solchen geweihten Hallen wohnen. Bücher und Briefe wäre mir genug in gesicherter Absonderung.

* * *

Als ich Schiller nach längerer Zeit wieder sah, sagte er: „Ich habe Sie nicht gesehen, auch keine Kunde von Ihnen vernommen, denn der Name ist uns heilig, wir mögen ihn nicht aussprechen vor den Gleichgültigen. So ist mir manches verborgen geblieben. Noch habe ich bisher gescheut zu fragen, ob Sie einen Brief, den ich im Juni [1787] aus Dresden abgeschickt, erhalten haben. Eine Antwort darauf habe ich nicht empfangen."

Ich war betroffen, denn jetzt war es mir klar, daß ich an jenem Abend einen dritten Brief erhalten, der mir entrückt worden sei. Dies sagte ich und er sprach:

„Es ist mir leid — denn unmöglich könnte ich wiederholen, was ich dazumal meinte, Ihnen sagen zu müssen."

Er zeigte mir auch das Bildniß des Fräulein von Arnim und es erwies, wie schön sie, wie sehr sie dieses Lobes werth sei. —

„O selten ist Schönheit, und so eilend dahin!" Frau v. Wolzogen sah sie einst im Kloster zu Erfurt, wo sie eine ihrer Schwestern besuchte, die schon längere Zeit daselbst aufgenommen.

Am Bedeutendsten war uns Beiden unter den Frauen die Herzogin Louise. Ich kann den wiederholten Eindruck ihrer Persönlichkeit und die Wahrnehmung ihres Verhaltens in ihrer Zeit nur bezeichnen mit dem Ausdruck: sie war eine plastische Natur! Viele nahten ihr mit ehrfurchtsvollem Zutrauen. Selbsterwählter Haltung, die in sich keinen Wechsel noch Affecte duldete, die selbst die Klage des Schmerzes der Natur verbietet — ein solches Wesen ist auch gerecht in der Beurtheilung Anderer, denn es weiß wohl: würde ich mein Gesetz verletzen, so wäre ich wie sie! Stets ebenmäßig, unbefangen, frei wie die Jungfräulichkeit, unzugänglich jeder kleinlichen Ansicht. In ihrer Nähe zu sein war uns Freude, denn Jedes weilt gern, wo es durch keinen Zwang gefesselt, besonnen sein Scherflein mittheilt und reichen Gewinnst empfängt. In solchem Verein ziehen spielend minder oder mehr die bunten Fäden der Anmuth und Güte, durch gefälligen Sinn bewacht; denn mit schnödem Sinn und kaltem Spähen findest du nie einen heitern Tag.

Behagliche Würdigkeit, dies Wort bezeichnet vor Allen die Herzogin Louise; doch was bedarf es zu dem Glück, einer solchen Persönlichkeit nahe zu sein, die reine Anschauung ihrer Wesenheit zu gewinnen? Das Erkennen einer ächt weiblichen erhabenen Bildung. Rein und hell mußte das Gemüth sein, welches ihren Werth, die Gaben ihres Geistes zu würdigen fähig. Stets gleichmäßigen Sinnes, konnten wir jeden Muth für sie gewinnen, nur nicht den Muth der Freudigkeit. Könnte es mir gegeben sein, die Anschauung dieser Fürstin zu erwecken!

Man hätte ihr vielleicht Indifferenz zugeschrieben, aber wer über Personen und Handlungen selbst mit ihr sprechen konnte, fühlte wohl, daß sie eine klare Anschauung der Zustände und Verhältnisse in sich gebildet hatte. So war sie auch mit Keinem ihrer

Umgebung in Widerstreit, weil ihr die Verschiedenheit der Ansichten bedingt schien. Gern red' ich von dieser Fürstin; denn was Verehrung und Liebe zu denken vermag, flößte sie mir ein. Die Harmonie des Ernstes und der Güte ist der Genius, der uns bei ihrem Andenken beseelt.

Wer denkt, der darf nie klagen; wer erkennt, weiß, daß Unvermeidliches ihn betroffen. Es sind so viele Hüllen des Geistes, daß Jeder nach dem Grad, der ihm zu Theil worden, verstanden werden muß, und daß der Unantastbarkeit für sich behaupten kann; aber bis wir diese Höhe erreichen, schleichen wir durch verworrenen Triebsand. Wie sonderbar, daß meist Personen, die sich nichts sagen können, in Abgeschiedenheit sich gegenüber stehen, sich der Meinung nach Alles gelten sollen! Besser wär' für Beide ein gänzliches Isolirtsein; denn wie oft sagen wir dann unbewußt feindliche Worte. Nichts ist sonderbarer, als so kalter Gleichmuth, weil darin jede Belebtheit lächerlich wird. Es giebt geistige Krankheiten, die wohl da entstehen, wo es der Seele an jeder Theilnahme und Bewegung mangelt; daher wissen wir nicht, ob die verstockte Ruhe oder Unruhe der Teufel der Welt ist.

Oft schadet Unrecht weniger als Bedrängniß der Existenz. Unentschiedenheit vermehrte noch die Last unserer Tage, Unbestimmtheit erschwerte jeden rettenden Entschluß. Ich fühlte oft, daß im practischen Leben und in allem Widrigen die Seele dennoch die Sympathie nähre (wo wir in den Begegnissen nur das Homogene finden), ohne daß das Bewußtsein unser selbst untergeht. Wer aber diesen Punkt nicht findet, muß untergehen; er findet sich selbst und sein Dasein unerträglich.

Ein besonnenes Verständniß war unmöglich, da weder Thätigkeit vorhanden, noch heimathliche Pflege und Sorgfalt, ja solche in diesem Zustand für beider Sinn unmöglich. So ward denn die Entfernung von mehr denn hundert Meilen von Keinem bemitleidet, doch war der Aufwand, den solche Reise erforderte, empfindlich. Beschlossen war also die Geschiedenheit im äußern und innern Leben — doch nie mit Vorwurf; denn dies Loos war das erträglichste.

Einige Monate nach der Abwesenheit des Herrn v. Kalb er-

hielt ich ein Schreiben von Schiller,[1] in welchem er mit scharfem Ausdruck mir darstellte, wie es ein falscher Schritt, dies Verhältniß nicht ganz zu lösen. Mit einem Schmerz sprach er sich darüber aus, den ich wohl mitempfinden konnte: — „Es ist an sich nichts gut — nichts schlecht — aber geistige Anerkennung, ein gleiches Wollen muß sein — und wenn ein Blitz das Leben erhellt, so ist es offenbar geworden, was die Wesenheit sein könnte und diese Erkenntniß unvertilgbar." — Ja, er sprach mit so heftigen Klagen und Vorwürfen, bewußt der schnöden Oede, die damals mich umgab. „Diese Erstarrung der Falschheit solle man nicht dulden. Wir wissen längst von uns, wie von wahrhaftigen Wesen, aber in dieser Region sind wir uns gegenseitig furchtbar wie Sterne, die sich anziehen und ewig wieder abstoßen.

Die vergangenen Wintermonate waren uns eine zerstörende Zersplitterung. — Sie haben über die Verstimmung jener Tage geklagt; sie waren unmöglich: ein Verstehen, ein wechselseitiges Durchdringen der Wesenheit. Dies ist das Ideal, was ich Freundschaft nenne. Es ist ein Wahn, wenn Sie meinen, ohne ein bestimmtes Abbrechen den Frieden wieder zu gewinnen.

Noch in Jugend, ja in unvergänglicher Jugend des Geistes und des Gemüths, bedürfen Sie nur der Trennung von allem Ertödtenden, daß sich Ihre Seele wieder frei entfalten könne, — sonst bleibt ewig Ihr Bewußtsein entstellt und getrübt. Darf ich rathen, soll ich wollen? — so kommen Sie in dies Gebirge, wo auch ich jetzo wohne. Sie finden daselbst Bekannte,[2] die Ihre Freundinnen werden können, und so würde ein schöneres und freieres Leben unter uns walten. Der Ihnen dieses Blatt einhändigt, wird wieder zu Ihnen kommen, um Ihre Antwort abzuholen; ich irre wohl nicht, wenn ich meine, daß nur hier für Sie ein natürliches Wohl sich wieder gewinnen und erhalten könne."

---

[1] Aus Volkstedt-Rudolstadt 1788. [2] Gemeint Caroline von Beulwitz und Charlotte von Lengefeld.

* * *

In diesem Schreiben war die freimüthige Innigkeit, wie ich sie vormals gekannt, und es war mir wie ein Strahl des Himmels, diese hohe Bedeutung der Gesinnung wieder in ihm zu finden, und gelang es uns, die bekannte Bahn mit erhöhtem Frieden zu betreten, — der höchste Lebenszweck war dann erreicht. Aber in Rücksicht auf Form und Bedingniß der Gewohnheit mußten sehr viele Zweifel entstehen. Kein anderer Grund zu dieser Veränderung des Aufenthalts war zu finden, als nur sein Name. Wie hätte dieser Eifer des Sehnens und des Wollens, der aus seinem Briefe sprach, sich immer gleich bleiben können! und ohne sein ernstes, absolutes Wollen wäre jeder Schritt dafür beleidigend auf mich zurückgefallen. Ein solcher ernster, entscheidender Wille mußte durch seine Erscheinung selbst, die mich dazu persönlich aufforderte, bestimmt werden. Wir gaben dann dem Leben eine Bedeutung, die es in der Gesellschaft nicht haben darf und wodurch wir beide aus ihr schieden. Wenn es uns gelang, so hatte ich wenigstens die Sorge der Unvollkommenheit. „O, zu der Zufriedenheit gehört so viel Ruhe — und wie sehr würde diese gestört werden! Ich wünsche viel — aber ich fürchte Alles, ich theile keine Meinung Anderer, auch Sie nicht; aber die Gesellschaft würde sich rächen, wenn wir uns von ihr trennen wollten. — Es ist nicht entscheidend, was ich hier sage. Sind Sie nicht dieses Vorsatzes, so werden Sie nach Weimar kommen, entweder, um mir den Entschluß zu geben, Ihrem Willen zu folgen, oder Ihre Meinung aufzulösen."

Es war ein kleines Heft, was er mir als Brief zugeschickt, und eben ein solches erhielt er wieder; denn meines Lebens Loose waren ja darin enthalten. — Es vergingen Wochen, Monate und ich erhielt keine Antwort. Da schrieb ich, um ihm zu melden, daß ich seinen Brief erhalten und durch denselben Ueberbringer ihn beantwortet hätte. „Haben Sie diesen erhalten, so glaube ich nach der Zögerung kein lichtes Wort mehr von Ihnen zu vernehmen; ist dies aber nicht der Fall, so kann ich, da ich Ihren Brief bewahrt, ihn zum zweiten Mal beantworten."

„Ich habe Ihren Brief erhalten, bin aber auf manche Weise behindert worden, ihn erwägend zu beantworten. In einigen

Tagen reise ich mit Wolzogen nach Franken — vielleicht kommen Sie auch in jene Gegend.'"

Hr. v. Kalb hatte dem jungen Hrn. v. O. versprochen, ihn bei dem Regiment Royal suède zu placiren. In dieser Beziehung gab sowohl der junge Mann als dessen Vater mir zuweilen Briefe zum Einschluß. So vergingen sechs bis acht Monate und Keines erhielt darauf ein Schreiben. Der Vater sandte einen Brief direkt ohne Erfolg. Dieses Schweigen war ich gewohnt, nur das vergebliche Harren des jungen Mannes auf eine Entscheidung war hier unangenehm, und das Schweigen erregte dadurch Verwunderung. — Dieser Sommer war in Weimar öde, die Herzogin Mutter und Herder in Italien, die Herzogin Louise in einem Bade. In Einförmigkeit vergingen die Tage, und war man so unbedacht, sich lebhaft zu äußern, so fiel dies verhärtet, wie alles Unverstandene, wieder auf uns zurück.

Es war im Herbst,[1] als Schiller wieder zurück kam. Frau v. Imhoff, die mich besuchte, sagte, daß er ihr einen Brief von Lottchen überbracht und er recht gefällig von seinem Aufenthalt erzählt habe. — So kam er zu mir und übergab auch mir einen Brief, worin sie um meine Freundschaft bat. Sie war mir stets hold erschienen, aber wie konnte ich für diese zarte Jugend die Hingebung empfinden, die man Freundschaft nennt. Ich sprach zu ihm: „ich kann es nicht aussprechen, wie mich Ihr Entschluß bewegt, mein Segen bleibt Ihnen, — aber verschieden ist unsere Ansicht für unsre Zukunft, und so muß sich ergeben, daß uns gegenseitig ferner Briefe überlästig sind." — Er verneinte es nicht, doch später erkannte ich, es sei ihm empfindlich gewesen.

Wer gar nichts wünschen, gar nichts hoffen könnte, der wäre groß! denn ihm verhüllte nichts im Sinne jene große Welt des Herrn, und er empfinge ihr unendlich Gutes jeden Tag! —

Mein Knabe war nun bald fünf Jahre alt und zeigte sinnige Auffassung. Eine aufmerksame Pflege, eine Benutzung der Zeit ist ja, was wir Erziehung nennen, und es war nicht allein meine Pflicht, sondern auch mein Vergnügen, dafür zu sorgen. Ich erbat

[1] 1788.

mir den Rath des Lehrers des damaligen Erbprinzen, und er war so gefällig, mir einen Gymnasiasten zu empfehlen, der jeden Vormittag zum Unterricht kam und Nachmittags zur Wiederholung mit ihm in's Freie ging. Und so begann in zufried'ner Ruhe die Entfaltung, oder vielmehr die erste Beantwortung der kindlich-fragenden Seele. Das individuelle Naturel ist einer Mutter am bedeutendsten. Was dem Kinde ohne die Berücksichtigung dieses Keims aufgedrungen wird, scheint ihr zerstörend und Widerspruch. Diese Sinnigkeit ist ja das Fassungsvermögen, welches wir mit in's Leben bringen und die Schärfung des Organs, wodurch wir es erhalten. Dieser reale, ruhige Zustand war mir Wohlthat. Der Mutterstand ist für das Weib Concentration der Gesinnung und Hoffnung, und wenn dies uns nicht genügt, so gerathen wir in Trug und Irrung. So wird auch dieser Stand im Evangelium erkannt. Ja, die Kirche nahm eine stete Feier dieses Standes auf, wo er gedacht wird als abgesondert von aller trüglichen Abhängigkeit, geweihet der Freudigkeit, oder vielmehr der Hoffnung der endlichen Versöhnung der Natur des Menschen. Je kräftiger und gesunder ein Kind, um so mehr können wir auf die Einheit seiner Entfaltung hoffen. Hier ist nicht das Außerordentliche zu meinen, wo meist unter glänzenden Effekten sich schaales tiefes Verderben verbirgt. Auch hier ist der Spruch wahr: „Gott hat den Menschen einfältig geschaffen — aber er macht sich viel Künste." Wir sehen es voraus, wie Vieles von diesen Künsteleien die Nothwendigkeit und die Erkenntniß verwerfen wird. Es sind Verhüllungen, Irrungen und Zwang, die meist uns solches zuführen; die Harmonie seelischer Kräfte kommt daher nicht zum Keimen, und ein Leben hindurch nicht zum Bewußtsein; die bessern eigenthümlichen Kräfte verlangt die Menschheit zu entfalten, sie sind in Stückwerk verhüllt, sie verlangen nach Einheit. Der Friede, die Selbstbesinnung — mit diesem Licht von Jugend auf geleitet zu werden ist wohl eine Glückseligkeit, die wir nicht von unsern Weltverhältnissen fordern dürfen. Alle Zeiten und Religionen reden von einem Verlust, und dieser ist wohl damit gemeint.

In nichts ist mehr Poesie, als in den Hoffnungen der Menschen. So ergeht es uns in allen Graden, doch am meisten mit

den Hoffnungen für die Jugend. So Vieles ist voraus bedingt, was wir vielleicht nie verstehn werden. Wenn wir zu arg fürchten, hören wir auf zu wollen, und doch können wir nicht genug fürchten. Was können wir aus der Verwirrung der Welt erlösen, was hilft unser Kümmern? Alles bleibt dem Schicksal der Individualität überlassen, die wohl selten an reine Freiheit denken darf. — Vollendet wird ja nichts im Leben, weder im Einzelnen, noch für die ganze Anschauung.

So war es in dieser Einfalt der Existenz, wo ich mit dem Knaben gute Tage genoß, und sichtbarlich war seine behagliche Heiterkeit. Eine Sorge war mir entnommen, da ich ihn beschäftigt und glücklich sah; denn am Abend kam er froh zu mir zurück, verlangend nach belehrendem Spiel. Ich führte in dieser Stille ein befreiteres Leben: die äußere beschränkte Existenz verlieh mir die Einheit, welche die innere Sehkraft erhöhte; Achtung der Gegenwart, — auch dies ist eine seltne Gunst. — Ich bin die Welt, kann jeder zu sich selbst sagen; aber leider wandeln wir meist in dem aufgeregten Staub der Landstraße und erfassen nicht die Freiheit der Seele.

Diesen Sommer [1788] war Goethe auf einige Monate in Weimar anwesend und während dieser Zeit waren zuweilen Parthien, wo sich die Bekannten vereinigten. Die Unterhaltung war nicht so theilnehmend und lebhaft wie früher; spärlich war die Rede und der Ausdruck erstarrte meist auf den Lippen; es herrschte oft feierliches Schweigen und gleich frostiges Meinen und Sinnen.

Einen Tag verlebten wir bei Frau v. Stein zu einer Collation. Goethe stand am Fenster, hatte eine Glasscheibe in der Hand und einen Bogen, zeigte, wie bei jeder Bewegung des Bogens der Sand auf dem Glase verschiedene Figuren bildete. Das Geringste war ihm bedeutend, was zum Gesetz der Ordnung gehörte, und so interessirte ihn dies wunderbare Spiel lebhaft; und wie unzerstörbar die geheimnißvolle Ordnung der Natur, konnte wohl auch dies Experiment beweisen; die Winde zerstreuen den feinen Sand, doch der leise Strich des Bogens zwingt die Körnchen zu bestimmten schönen Formen. Es beschäftigten uns seine Versuche in lebendig aufgeregter Theilnahme mit ihm. — Diese Sandfiguren haben sich

mir oft als Thema zum Nachdenken dargeboten; könnte die Menschheit doch auch immer mit harmonischem Klang zur Ordnung zurückgerufen werden! — Goethe's prägnanter Ausdruck bezeichnete zuweilen wie vorausschreitend und vorausjagend: es wird sich auch kristallisiren! — O wohl uns, wenn wir einst nur schöne Strahlen darin zu erkennen vermögen. — Gemeinsam gab man seit diesem Tag Collationen in dem Tempelhause;[1] da fanden wir leichter die sonst erloschene Rede. Seine Abreise nach Italien war wieder bestimmt; uns zeigte er, aus Gunst oder auf Bitten, Gemälde und Seltenheiten, die er früher aus dem Südlichen mitgebracht hatte. Wie Weniges von dem Unvergänglichen hat die Menschheit bewahrt! Es fehlte mir nicht an Verehrung, aber an Anweisung und Auge, um die Kunstgegenstände noch würdiger zu erfassen. Durch die bedeutsame Anschauung angeregt, herrschte mehr Sinnigkeit und Scherz und besonders ergötzte der Frau von Schardt launige Anmuth, und so trennte uns die Mitternacht in erfrischter heiterer Stimmung.

Noch kann ich gedenken, daß Goethe, als er von mir Abschied nahm, mir einige Bücher überbrachte, es waren Uebersetzungen von Voß und Stolberg, und auch auf der Reise nicht von ihm vergessen, erhielt ich manches Sonett und Epigramm, was man nachher in seinen Schriften gelesen hat.

* * *

Bei dem Theater zu Weimar war ein Schauspieler, der besonders für den Gesang viel Talent bezeigte. Einige Monate früher war er abgereist. Da nun die Herzogin Amalia nach Rom und Neapel kam, wurde derselbe im Gefolge ihres Hofstaats aufgenommen, durch manches reich, doch nicht reel gebunden. Von den Italienerinnen und dem Schwung ihres Gesanges nun angezogen, veranlaßte dies wohl Entwindung, Störung des Gemüths. In Neapel besonders bemerkte man an ihm eine düstere Stim-

[1] Im oberen Park, zwischen der Stadt und dem römischem Hause.

mung. Die Herzogin mit ihrem Hofstaat war nach Ischia gereist, der Arzt, der Secretair, mit ihm zurückgeblieben, harrten vereint auf ihre Rückkehr. — Der Sänger in den Mantel gehüllt, den Hut tief in die Augen gedrückt, saß in einem Winkel. Ueber Verschiedenes, die Reise betreffend, sprachen die Anderen und riefen ihn nun auf, noch bestimmter zu sagen, wie es gewesen sei. So hatten sie den Blick auf ihn gerichtet und wurden gewahr, daß er erbleicht war, traten ihm näher, sahen ihn erstorben, und rissen ihm den Mantel auf. Er hatte, in der schweigsamsten Stille, sich den Dolch in's Herz gestoßen. Und von Einigen, und viele viele Jahre nachher, wurde mir betheuert, daß man einem dem Verblichenen ähnlichen Schatten oft begegnet sei.

Gleichgültig sprachen sie davon, wollten nicht behaupten — noch weniger aber einen Widerspruch dulden.

So erzählte man: als Kaiser Franz in Innsbruck war, befahl er, man solle ihm das Bild der schönen Welserin in sein Zimmer bringen. Man eilte in die Galerie und erblickte ein Weib in ungewöhnlicher Tracht, man sprach sie an und vernahm den Laut: ich komme! Da man nun das Bild der Welserin abnahm, fand man, daß die Gesichtszüge der Gestalt, der man begegnet, durchaus ähnlich. Sie brachten es herab, aber schon auf den Stufen erscholl der Ruf: „der Kaiser ist todt!“ — Wir läugnen Erscheinungen oder erbeben vor solchen; können wir aber ihr Dasein läugnen? denn welche Gewalt hat der Gedanke, das Wort und der Wille! — können ihre Klagen, ihr Sehnen nicht in die Welt des Geistes und der Geister greifen?

* * *

Wer sinnt nicht willig dem Gebote des Geistes nach! — Nur solches Denken verbindet uns mit höherer Harmonie. Mögliches Wohlsein, eine wirksame Gesinnung, wie denn anders ist es denkbar als in solcher Verbindung? wie sonst göttliche Macht in dem innern Leben gegenwärtig denken? — Aber das Wort „Seele“ ist den Meisten ein Fremdes, Ungehöriges, ein Trug, und dies ist die Scheidung

der Kreaturen. Aus sich selbst sich bewegende, aus innerm Reichthum ergießende Mittheilung, das ist Leben zu nennen, Erscheinung des Daseins; mit dem ersten Athmen strebt sie nach solcher Entfaltung, nach solchem Genuß. Und was ist gegen dieses Anschauen Alles, was wir im Leiblichen denken und meinen? Man muß von den wandelnden Leibern sagen: ihnen fehlt die Seele — der göttliche Athem! Göttliches Leben können wir uns in der Vervollkommnung dieses Seins denken, wenn wir gleichsam die Seelen aufrufen zur Mittheilung; im stummen Harm aber liegt die Ertödtung des Lebens. Im Bewußtsein des Geisteslebens nur sind wir auch empfänglich für das Leben der Natur und für die Erkenntniß der Schrift. So du dir selbst ein Trug bist, wie willst du Wahres erfassen. Zwar in jeder Anschauung finden wir ein Mysterium, nur verschleierte Gebilde der Seele. Wir müssen sie verstehen, sie ehren lernen; es demüthiget sich Reichthum, es belehrt Duldung, gegenseitiges Mitleid, und auf diese Weise erkennen wir des Geistes Wege in seinem geheimnißvollen Walten, das Leid, den Schmerz und die Auflösung des Uebels. — Fühlt man ein lauteres Vertrauen, so bedarf man weder Nachdenken noch Anstrengung des Gesprächs, man fragt auch nicht, wie die Vergangenheit war und was man von der Zukunft erwartet; als sei es eben ein inniges Verständniß, was uns gefesselt, so fließet harmlos die Rede. — Diese Wohlthat ward mir aber nicht in dieser Zeit; mich der Umgebung entfremdet fühlend, äußerte ich meist den Gedanken des Augenblicks, aber diesen mit geschärfterem Ausdruck, damit die Andern mich verstehen möchten; aber es war eine Nachlässigkeit da, welche keine Bestimmtheit aufkommen ließ; die Indifferenz gab in diesem Verkehr keine Bedeutung. Die Wesenheit wächst gar selten, wohl nie durch Andere, wird nur durch sie geschwächt; es giebt eine Schärfe der Wahrnehmung, die weder ein Mitgefühl noch eine Störung dulden mag. Das erstere konnte ich nicht finden, die letztere aber nur allzu reichlich; da verließ ich selten mein Zimmer, möchte ganz neue Worte finden, um auszudrücken, wie widrig mir der ganze Zustand war, und ganz besonders die Einfalt, die es sich in den Sinn kommen ließ, meinen in allem Leid mir erhaltenen Frieden aufzulösen.

Der Winter war vergangen und Herder kam im Frühling zurück. Mit treulicher Weise kam er mir entgegen, weil ich so vielen Antheil an seinem Ergehen, wie an seiner Familie genommen hatte, und er mahnte, ihm auch mit Vertraulichkeit von meinem Ergehen zu sagen.

„Willkommner konnte mir nichts sein, als diese Aufforderung; denn ich klagte nie, aber ich fühlte eine verstummte Trauer; wer vermöchte aber des Andern stilles Leid zu lösen? ein Jedes scheint mir in Verborgenheit von tiefem Schmerz gefesselt zu sein; daher mag der Einzelne nicht klagen, weil er Jeden auf solche Weise befangen meint."

„Es ist aber doch ein Wohl, wenn wir in Freunde, Antheil, Beruhigung, den Strahl der Beseligung finden können; denn wenn der milde Anklang ganz verstummt, werden die Tage immer trüber und verworrener."

„Ich konnte hoffen: es kann — es wird sich das schwache, doch fesselnde Band lösen,[1] und diesen Schimmer gab mir sein langes Schweigen; denn beinah ein Jahr hatte ich keine Zeile von ihm erhalten, da habe ich vor einigen Wochen ihm geschrieben und ihm eine Veränderung angedeutet, die seinem Frieden und unseren pekuniären Verhältnissen wohl vortheilhaft wäre; bestimmt, was ich für mich und zur Erhaltung meines Kindes bedarf, und bat, dessen Zukunft möglichst zu sichern. Seine Reisen aus den nördlichen Gränzen Frankreichs bis hieher haben schon ein Kapital aufgezehrt. Sein Schweigen läßt ein Geheimniß vermuthen, und wohl ist zu meinen, daß er mit mir einverstanden ist; er muß ja auch berechnen, daß, wie die Sachen stehen, wir beide an öden Gestaden scheitern werden, wo wir keine Gerechtsame besitzen. Beharren wir in solchem Zustand, so wird sich alles mehr verdüstern, und ich meine, ich höre schon die Klage der künftigen Tage, wenn sich dies nicht zu lösen vermag. Ein Untergehen und Verstummen alles Lebens und Wollens. Ein regungsloses Erstarren, wie es der gefrorne Nebel ausbreitet."

„Selbst die Pflichten fordern Sie dazu auf — sagte Herder

[1] Im August 1789. Goedeke, Grundriß II, 805. [2] Ihrer Ehe.

— denn Sie sind gänzlich unbekannt mit Allem, was das Eigenthum Ihres Kindes betrifft; aber leider sowohl im Allgemeinen, als im Besonderen halten wir so wenig, was uns begegnen mag, des Nachdenkens, der Sorge würdig. Das Bewußtsein des Vergänglichen trägt wohl bei, solche Apathie zu verstärken."

Herder machte mich in dieser Zeit mit Montaigne vertraut, und ich kann nicht umhin, seine Gedanken, sein innerstes Bewußtsein, den Freundschaftssinn niederzulegen; was im Umgang mit Herder der Seele wohl verständlich wurde. „Wie mit unsichtbarer Gewalt sich bewußt werden, für einander zu sein: diese Freundschaft hat keinen andern Gedanken, als von sich selbst und bezieht sich auf nichts anderes."

„Es ist nicht eine besondere Betrachtung und Nebenerwägung, es ist eine Quintessenz aus Allem gezogen, welche, meinen Willen ergreifend, in den seinigen sich verlor, und mit gleicher Begierde versenkte sein Gefühl sich in mich. Ich sage verlieren, indem wir nichts behielten, was sein und mein zu nennen gewesen wäre.[1] — Einer hält den Zügel der Neigungen des Anderen, nur laßt diesen durch die Zügel der Vernunft lenken, so wie es auch unmöglich ist, ihr außerdem zu fassen. Wenn die Handlungen ihm widersprechen, so sind sie nicht Freunde sich selbst. Es ist nicht in der Macht der Rede, mich von der Gewißheit, welche ich von dem Willen und Urtheil meines Freundes habe, abzuwenden. Keine seiner Handlungen, so wunderlich sie scheinen mögen, könnte mir vorgestellt werden, daß ich nicht sogleich ihren Grund auffinden würde. Unsere Seelen haben sich so innig verbunden, sie haben sich mit einer so brennenden Zuneigung betrachtet, und gleiche Neigungen entdeckt bis in das Innerste unseres Gemüths, daß ich nicht allein seinen Willen kenne wie den meinen, sondern daß ich mich selbst lieber ihm, als mir anvertraue. Bei der sonst so genannten Freundschaft ist nur Vorsicht nöthig; sie ist nicht so geschlossen, daß man ihr nicht mißtrauen könnte. ‚Liebet, als wenn ihr eines Tages hassen müßtet.' Diese Vorschrift, die so verabscheuungswürdig, ist nothwendig in der Gemeinheit; bei welcher man das Wort an-

[1] Montaigne spricht hier von seinem Freunde Stephan de la Boetie.

wenden muß, welches Aristoteles so gewöhnlich war: „O meine Freunde — es giebt keine Freunde!" In jener einzigen Verbindung verdienen Dienste und Wohlthaten, Nährerinnen der anderen Freundschaften, nicht erwähnt zu werden; die vollkommene Einigung ist davon die Ursache. Denn, wie auch die Zuneigung, die ich zu mir selbst hege, nicht durch die Hülfe, die ich mir in der Noth leiste, erhöhet wird (was auch die Stoiker sagen mögen) — und wie ich mir gar keinen Dank für das weiß, was ich mir selbst leiste; desgleichen verschwindet bei der Verbindung solcher Freunde, wenn sie ganz vollkommen ist, das Gefühl solcher Verbindlichkeit, und sie verscheuchen von sich solche Worte der Trennung und der Verschiedenheit, als Wohlthat, Verbindlichkeit, Dankbarkeit, Bitte, Dank und ihresgleichen. Da alles zwischen ihnen gleich geworden ist: Gedanke und Gut, und da ihr Zustand nur eine Seele in zwei Körpern ist, so können sie nach der sehr bezeichnenden Erläuterung des Aristoteles sich nichts leihen und nichts geben. Daher kommt, daß die Gesetzgeber, um die Ehe mit einiger eingebildeten Aehnlichkeit mit göttlicher Verbindung zu ehren, die Donationen zwischen Mann und Frau verbieten, um dadurch zu bezeichnen, daß alles zwischen ihnen gemein sein soll, und daß sie nichts zwischen einander theilen können. Wenn in der Freundschaft, von welcher ich rede, einer dem anderen geben könnte, so wäre es der, welcher die Wohlthat erhielte, der den anderen verbände. Die anderen Freundschaften kann man in Eigenschaften zertheilen; aber jene Freundschaft, welche die Seele besitzt und sie ganz beherrscht, diese kann unmöglich zwiefach sein. Die einzige und wahre Freundschaft löst alle andere Verbindung. Das Geheimniß, das ich geschworen, keinem Andern zu verrathen, kann ich ohne Eidbruch demjenigen anvertrauen, der kein anderer, als mein Selbst ist. Es ist ein großes Wunder, sich zu verdoppeln, und kennen diejenigen nicht seine ganze Größe, die von Verdreifachung sprechen. Nichts ist außerordentlich, was seines Gleichen hat. Und wer voraussetzt, daß ich von Zweien Einen wie den Andern liebe, und daß sie sich untereinander lieben, und mich eben wie sie, der vereinigt in Brüderschaften die seltenste Verbindung, von welcher eine einzige wohl schwer in der Welt zu finden. Menander pries denjenigen

glücklich, der nur den Schatten eines Freundes gefunden. Er hatte Recht, dies zu sagen, auch wenn er nur eine Ahnung eines solchen gehabt hätte. Wenn ich mein Leben vergleiche, obgleich ich es sanft und angenehm verbracht habe, und außer dem Verlust eines solchen Freundes, frei von drückenden Leiden, voll von Geistesruhe, indem ich zur Fristung meiner natürlichen und eigenthümlichen Bequemlichkeiten gewonnen hatte, — wenn ich es vergleiche, wie es war in den vier Jahren, die mir gegeben waren in dem sanften Verein eines solchen Wesens zu verleben, so ist's nun Nebel, nur eine dunkle und langweilige Nacht seit dem Tag, wo ich ihn verlor. Die Freuden selbst, die sich mir darbieten, statt mich zu trösten, vermehren nur den Schmerz seines Verlustes. Ich war schon so gewohnt, nur die Hälfte bei allem zu sein, daß es mir scheint, nur noch halb zu existiren."[1]

* * *

Hab' ich richtig aufgefaßt, so sind die folgenden Gedanken von Herder's Reden bewahrt: „Was ist Glück und Unglück? Im Glück ist das Unglück verborgen; selten wird es von den Menschen in seiner tieferen Bedeutung erkannt. Es ist Nothwendigkeit, wie Alles in der Welt. Den rechten Pfad des Lebens erkennen wir oft schwer; denn er ist schmal, vieles Unkraut windet sich umher, so daß wir keinen Raum finden, den Fuß zu setzen. Wir können das Schicksal nicht bestimmen, und nicht läugnen, daß bei manchem Menschen durch das, was wir Zufall nennen, die Bahnen bestimmt werden. Es giebt Ahnungen, die uns nicht täuschen, daß das Schwerste überwunden, oder auch das scheinbar Leichteste nicht gelingen werde. Ich bin versucht, zu glauben, daß Glück oder Unglück eine subjektive Eigenschaft ist, wie Gesundheit, Körperstärke. Wagen gewinnt, und Kühnheit gehört zum Glück; man muß auch

[1] Essais de Michel de Montaigne. Livre I, Chap. XXVII, de l'amitié. Die Verfasserin scheint einen früher gemachten Auszug fast wörtlich aus dem Gedächtniß diktirt zu haben. Dauerte ihr innigerer Freundschaftsbund mit Schiller doch auch vier Jahre, 1784 bis 1788.

moralischen Muth haben, sprach er. Das Glück ist eine geheimnißvolle Fähigkeit an sich." — Doch er konnte das Glück auch nicht fesseln, sein Geschäft war wie das Wasserschöpfen mit einem Sieb. Der Geistesstrahl, den er ergoß, verlief auch immer wieder, und er fand seiner Müh' wenig Dank. Was ist Genuß ohne Sicherheit, wie kann äußeres Glück helfen, wo das innere Gleichgewicht fehlt? was ausgezeichnete Eigenschaften, wenn man sie nicht recht anzuwenden weiß? — Sie, sagte er einst zu mir, können noch zu keinem festen Entschluß gelangen, weil die Einbildung Sie verhindert, die Wirklichkeit zu sehen, die ewig nur in schwankenden Bildern vor Ihnen steht. Mit Feuer und Geschick beginnen Sie, aber Ihr Blick schaut nicht die Schranken, noch die Untiefen der Lebensbahn. So lassen Sie ein Projekt nach dem andern fallen, doch Wenige haben den Trost beim Verlust, den Sie besitzen, die Elasticität des Gemüths, die nichts ganz vernichten kann; denn die Spenden der Phantasie bleiben unerschöpflich.

„Jede Saat geht auf, wenn gleich nicht für die säende Hand; und was ist der Zweck? — Leben — ewig alt und ewig neu! Was ist, kann nur nothwendig sein, sonst wäre es nicht, es muß geschehen, weil die Kette den Ursachen entspringen muß. — Täuschung ist oft die nöthige Bedingung unsrer Existenz. Das einzig Wahre, der Geist, er bildet sich durch die bunte Scheinfrucht des Lebens aus.

Die Humanität, ein über die ganze Menschheit ausgedehnter Egoismus; Nothwendigkeit und Furcht, die Keime der Gesellschaft. Nächstenliebe, Freundschaft entwickeln sich erst später, mit feinerem, raffinirterem Duft; so wie die Spekulation sich in dem Ideal des Guten zeigt. Der Größte von allen Weisen war eben so praktisch als allgemein verständlich, Christus — unter den möglichst günstigsten Umständen erschienen. Es wird eine Zeit kommen, wo man Religion und Poesie als Schwestern betrachten wird, jede geistige Blüthe zur Ehre des Herrn. — Wenn wir nur klar und deutlich erkennen, was die Kräfte unsres Wesens ursprünglich sind! — daß nur im Element der Freiheit die wahre Ausbildung gedeihen kann! — Die glücklichste Erfindung, die Buchdruckerkunst, sie allein hat es möglich gemacht, die allgemeine Meinung hervor-

zurufen; unter dieser verstehe ich die Meinung der Besten. Freiheit der Presse hat den Begebenheiten einen solchen Schwung gegeben, daß wir in einem Jahrzehnt jetzt mehr erleben, als unsere Vorfahren in einem Jahrhundert, und die Masse der Einsicht nur kann der Menschheit wahrhaft nützen. Langsam folgen die Religionen, selbst die christliche, obgleich in ihrem Ursprung einer der mächtigsten Schritte, die tiefes Denken und gründliches Erkennen des menschlichen Herzens gethan; und welch' wahnwitziger Unsinn verdunkelt fortwährend das helle Licht!"

* * *

Mir ward eine Zeit der Ruhe, eine Stille, die weder nach Andern fragt, noch eine Aenderung wünscht, vollkommene Gesundheit des Lebens; Keines konnte sie verstärken, aber Vieles konnte sie zerstören, und so vermied ich den Umgang, weil auch Theilnahme in solcher Ruhe ungünstig wirkt. In den letzten Tagen des Sommers erhielt ich einen Brief mit der Anmeldung: Körner's würden bald eintreffen. Ich ersuchte, mir den ersten Tag zu vergönnen. Der würdige Mann erschien mit Gattin und Schwester, nebst anderem Gefolge. [1]

* * *

Die Wahrnehmung eines ernst erfaßten Lebens ist für Jeden, der nicht die gleiche Bahn betreten, ein Mysterium, und nach solcher Ansicht ein Irrthum, — dem Denker wie dem Gemeinen.

Die Einsamkeit, wie oft ist sie Rettung in dem zerstörenden Drang des Lebens, wo man so schwer sich wieder findet und in

[1] Montag, den 3. Aug. 1789 hatte sich Schiller, der seit Mai bereits in Jena lebte, in Lauchstädt heimlich mit Charlotte von Lengefeld verlobt. Am 11. Juni hatte er noch an Körner, der einen Besuch in Jena und Weimar in Aussicht gestellt, geschrieben: „ein langer Wunsch der Frau von Kalb wird dadurch auf einmal erfüllt." Körner (19. Juni 89): bei Frau von Kalb fürchte ich eine gespannte Situation und gegenseitige Verlegenheit. (Zusatz der 2. Auflage.) Der Besuch in Weimar muß zwischen dem 11. und 18. August stattgefunden haben.

Irrsal und Leid vergeht. Wie fühlt man den Schmerz als eine Nothwendigkeit, und sich nur selbst als Ursache alles Leids! Alles kann man dann ertragen, nur wir selbst sind uns die Last und die Hemmung. Wir haben dann keinen Willen, jeder Gedanke ist uns ein Geschenk der Gnade, Demuth der einzige Genuß, Dulden das einzige Recht.

Vier Tage in steter Gegenwart verlebt — Alle, die mich umgaben, auf Erden, nur ich außer der Welt. — Mehr als je war in Friedrich eine sinnende Beachtung, — Annäherungen, als wenn man zu vertrauen, zu bekennen hätte, Mittheilungen, die Andern verschwiegen werden sollten. — Noch einmal wurde mein Dasein wie durch einen Lebensstrahl erleuchtet, ich war um so erregter, als ich bedachtsam sein wollte, und wer fühlte nicht, daß nur Begeisterung Leben ist — daß Entzücken in der scheinbar erstorbenen Seele doch auf Augenblicke erglüht? — Ich verlangte die Bande gelöst, die den Geistern so fremd, so schwer! —

Erstarrt hält an im Lauf die Erde,
Im Leichenantlitz blickt der Mond
Durch die entseelte Sternenheerde;
Vom Tode bleibt nichts unverschont.
Von Allem, was da ist gewesen,
Lebst du allein in dieser Nacht,
Vernichtet hab' ich alle Wesen. . . . .

O Morgentraum, mit ewiger Weisheit spielend,[1] bist du immer Trug? — Der letzte Tagesschein, so tief und klar, soll auch verlöschen? — O Leben! noch mir so hell, reich' mir den letzten Labetrunk! — Das Leid war allzu tief, daher verstummt das Wort! —

* * *

Gegen Weihnachten kamen die Brüder v. Kalb. Es ward[2] nicht widersprochen, aber ich sollte mich auch von meinem Sohn trennen. Diese Trennung empfand ich als unüberwindlich. Und es war also; denn sein Auge, das Wort sprach zu mir: Mutter!

[1] Für: schmeichelnd weissagende Hoffnung. [2] Der völligen Trennung.

Tief empfand ich verstummendes Leid, die Schwermuth lastete auf mir und man hielt mich für krank, für sehr krank, ich war meiner Tage wenig bewußt. — Die Stockung, die Betäubung nahm überhand und kein Mittel wollte helfen; sie waren schwach, die Natur forderte Stärke und Wärme. Da sandte mir meine Schwester alten Ungarwein, ich nippte nicht, ich trank wohl die kleine Flasche aus. Da überfiel mich ein Schlaf, der wohl länger, als eine Nacht dauerte. Daß ich dies gethan, wußte mir meine Wärterin. Als es der Arzt erfuhr, sagte er: „Entweder ist eine Lungenentzündung oder ein Frieseln zu fürchten;“ aber die Plage der Starrsucht war nun gemindert, doch andere Gebrechen, sie blieben ungelöst.

So kam ich wieder zu einer veränderten Alltäglichkeit; denn weder ein friedsames Gespräch, noch die Klage war in dieser Hemmung möglich. Wenn gleich kein Frevel geschah, war doch in allem der Geist verstummt oder erstickt, so auch das Beginnen mit dem Kinde aufgelöst. Heimisch war nun das Verhältniß auch mit diesem nicht mehr für mich; man traute meiner Leitung nicht; denn fremdartige Naturen haben kein Wissen von einander, nur ein stetes Mißtrauen. So ward der Knabe, der schon etwas lesen konnte, denen übergeben, die noch die Fibel mit ihm übten. Vorher war seine Zeit geordnet und erfüllt, nun aber die Stunde mit der leeren Fibel und die übrige Zeit des Tages vom Wirbel nichtiger Knabenspiele zerstreut.

Als ich die Herzogin Louise wiedersah, nahete sie freundlich und drückte mir die Hand, — ich fühlte an ihrer Bewegung, daß sie Alles erkannte und wußte, was mich betroffen. Im Frühjahr reiste der Major v. Kalb wieder ab. Sorglich ward Alles für ihn bedacht, denn wohl lange abwesend meinte er jetzt zu bleiben.

Den vergangenen Winter war Schiller mit mehreren Bekannten und Freunden in Weimar. Da ich nur selten die Wohnung verließ und dann nur zu Herder kam, wo er nicht war, so sah ich ihn nie. Ich erbat mir meine Briefe, um solche einmal wieder zu lesen und sie mit den seinigen zu sammeln und zu heften. Da er von Jena nach Erfurt reiste, übergab er sie mir

18. Februar 1790 dicht vor seiner Hochzeit.

eigenhändig; ich bewahrte sie in einem Kästchen, das mit schwarzem Maroquin überzogen war; Frau v. Schardt sah dies und sagte: „o thun Sie doch das Kästchen weg; so eben sah das Särglein aus, worin meine Kinder sind begraben" — es waren todtgeborne Kinder. — Das Wort hat eine Gewalt.

Aus der Pfalz war mir eine Person gefolgt, der ich sehr vertraute, und die auch eine zarte Pflegerin meines Sohnes war. Es war kein Einverständniß der Mittheilung unter uns; denn ich verstand dazumal nicht, mich andern Naturellen zu verständigen; das gelingt nur selten, weil es eine lautere Klarheit erfordert. Ich wollte nun das Heften der gemeinsamen Sammlung dieser Briefe beginnen und ersuchte die Pfälzerin, mir darin behülflich zu sein. Sie hätte sie nicht gelesen, aber jedes sinnige Gemüth hätte sie verstanden, sich ihrer erfreuen können, denn aus jugendlich reichem Gemüth waren wohl helle Funken gestreut; jedes war bewahrt, auch das früheste einfache Billet fand ich wieder, so sammelte ich wechselnd dies Blättergewerk. Der Ausspruch meiner Freundin „der Sarg" hatte die Wehmuth noch stärker genährt, und es war ein inneres Gebot, meine Anliegen zu ordnen. Schriftlich hat ich die Dienerin, meines Kindes und des vielleicht Nächstgebor'nen Wärterin zu bleiben; und sollte ich sterben, dieses Kästchen zu übergeben. So war ich eines Tages mit diesen Briefen beschäftigt und fragte sie, ob sie meinen Brief gelesen und was sie beschlossen habe? — Sie war wie immer stumm und fast betäubt. Da ich sie wiederholt drängte, sprach sie: „Nimmermehr bleib' ich!" — „Wie kannst du denn deinen lieben Fritz verlassen?" — „Das Fritzle nehm' ich mit;" und immer wiederholte sie dies. Sie war wohl oft trüben Sinnes, doch ein so treu Gemüth, daß mich dies nicht gestört hatte, aber die letzte Aeußerung: „das Fritzle nehm' ich mit" beunruhigte, ja erschreckte mich. Anderen war sie immer unheimlich gewesen, und nun behaupteten einige Personen, daß sie auch schon längere Zeit wahnsinnig. Gänzliche Erstarrung gegen mich nahm so heftig zu, daß ich behutsam eilend sorgen mußte, ihre Abreise zu befördern.

Auf dem Lebenspfade eine treue, redliche Umgebung gefunden zu haben, ist wohl das Nothwendigste. Höhere Gunst ist so selten

und meist unverdient; aber sich so von der treuen Gemeinschaft trennen zu müssen, ist eine herbe Sache. Wie soll ich es vergleichen? Wie in einem leeren Gewölbe sind wir dann, von dem jede Stütze und Lage uns entzogen wird. So war es mir und doch mußte ich noch danken, daß sie nun von mir wich.

So scheute ich nun auch, die Zeichen der Vergangenheit zu sammeln, zu bewahren; denn an Unmögliches hatte ich geglaubt. Noch halt' ich diese Blätter, — blieb' ich auch hienieden — der Strahl des Vertrauens kann nimmer mir nun leuchten! — Inniges kann nur von dem Einen verstanden werden, den Anderen verwandelt es sich in Hohn. O welch' ein schnöder Tod, den oft das Leben duldet! — Ich ehre uns, wenn ich sie nun vernichte.

So waren diese Blätter den Flammen — nicht plötzlich — nach und nach geweiht, und die ersteren riefen zu gleicher Opferung die letzten. Kein Zeichen, kein Gedanke — nur Staub und eitler Schatten ist mir nah. Den Weg des Unglücks betrat der irre Fuß, wo find' ich einst die ernste Ruh? — Bin ich ein gleiches Nichts, wie dieser Staub? Und ist es so verstanden, daß auch kein Weh die Todten kränkt? — Mit Wehmuth sah ich weinend nach dieser Opferung, und wie spät habe ich erkannt, daß es nicht mir, daß es Vielen geraubt war. Zur Wahrheit schuf der Wahn das Leid, das immer nun die Seel' erdulden sollte. Wie aus dem klaren Himmel fielen diese Blüthen nieder, — nun regt ihr Staub des Mitleids Töne auf.

Mit Ernst pflegte ich der Stille, und viele Monate lang war mir diese Heimlichkeit unschätzbar. Da kam die Kunde: die Revolution sei ausgebrochen, und mit ihr des Ungestümes wechselnde Qual; an einem Tage war das Regiment Royal Suède aufgelöst. Kalb eilte nach Paris, um den Grafen Fersen [1] zu sprechen, den Obersten des Regiments. Sein Muth hielt die Macht des Königthums für unerschütterlich.

So wäre auch Fersen jeder Zweifel eine Lästerung gewesen. Er sprach zu Kalb: „Bleiben Sie hier, denn bald wird dieser Sturm beschwichtigt sein." Der Major sah die Königliche Familie, der

[1] Graf Axel Fersen, Chef des Regiments Royal suède.

König sprach ein Wort der Huld zu ihm und dadurch wurde ihm Vertrauen und Glauben erhöhet; da aber sein Regiment aufgelöst war, hatte er weder die Geschäfte, noch den Genuß seines Standes; er wußte um Fersen's geheimen Plan, durfte aber nicht bei ihm weilen, sondern mußte nach Thüringen kehren, sich noch lange mit der Meinung nährend, daß ihn nächstens ein Schreiben von Fersen wieder zurückrufen würde; denn jener war noch ein Decennium gefesselt von schmeichelnder Hoffnung.

* * *

So schreckliche Folgen nicht ahnend, widmeten wir die Hälfte des Tages mit Neugier und Antheil den Zeitungen. — Oft waren wir zu der Herzogin Mutter [1] berufen, wo solche in Gesellschaft gelesen wurden. Früher waren mir lächerliche, sarkastische Pamphlete bekannt, denn diese Bewegung hatte schon länger gedauert, und Reisende erzählten Auftritte, die man mit ernster Waltung und Anstand und dem gewöhnlichen Ceremoniell zwar nicht einigen, auch nicht billigen durfte, die aber doch noch nicht greuelhaft genannt werden konnten. Es waren wohl viele Vorahnungen dieser Geschichte der Völker, und nach so langen Erfahrungen können wir sagen: der Streit zwischen Satan und Beelzebub ist noch nicht geendet.

Durch die Anwesenheit der verwittweten Herzogin war Vieles in den äußern Verhältnissen in Weimar geändert, und dies vermehrte mannigfache Mittheilung; mehr, als wir uns zu erfreuen vermochten, hatte sie Sinn und selbst Fähigkeit für die dreifache Kunst, „Olympia", wie sie Wieland und Goethe genannt haben. Mit der freundlichsten Theilnahme war sie gegenwärtig. Bei dem Anblick der Schönheit, bei Vorlesungen, bei der Musik bewiesen oft Thränen ihre Anerkennung. Herder hat wohl diese Regung bemerkt, die auch Andere bewegte und rührte; denn wo Leben, da

[1] Die Herzogin Amalie kam im Frühjahr 1790 aus Italien zurück. Goedeke II, 805.

ist auch Anregung. So war sie oft umringt von Edlen, die das Schönste und Beste ihrer Begeisterung der Fürstin darbrachten. Es waren Tage und Stunden, die nie wiederkehren können, vor Allen die Abende, bei Olympia erlebt! — Jedes kann nur von sich zeugen, doch so war es mir, als hätte die Gegenwart der Unvergeßlichen in freier, leichter Mittheilung sich so anmuthig, beseelend geäußert; wer hätte nicht solcher Gunst Dauer gewünscht!

Wie hätte unter anderen Zeitgenossen ein solches Spiel sich so gestaltet? sie wissen wohl von dem Gewerb, von ihrer Wissenschaft, doch das „Warum" in höherem Sinn bleibt ihnen immer fremd. Diese Feier und Erscheinung war der Menschheit würdig, Humanität in dem Lichte ihrer herrlichsten Wohlthat. In solchem Reich kann auch die Einfalt verstehen und Antwort geben; und, das seltenste im geselligen Verkehr, in diesem Kreise war mehr Lieb' als Bewunderung. Da war kein Schimmern, Funkeln, keine Phrasensucht, kein Bestreiten, es strömte ungehemmt der reiche Quell des Lebens, und wohlgeachtet ward auch das Scherflein der Frauen. Die seltenste Freude ist wohl die Harmonie, welche den Augenblick verschönt, keine Affekte kennt, noch Absicht hegt. Kann ich keinen mehr fragen: „hast du es auch also genossen?" Im Verein wurde auch zuweilen vorgelesen, sowohl aus den Schriften der gegenwärtigen Dichter, als auch Shakespeares und der Alten Verdeutscher, und diese oft unterbrochen durch belebende reiche Erklärung und den frischen Erguß der Begeisterung. Die Rollen wurden mit Bedacht vertheilt, meist den Dichtern, und die so wundersam Begabten hatten auch die Macht, die verschiedensten Individualitäten auszusprechen. Die Iphigenia von Goethe erschaute ich so zum ersten Male. Corona Schröter Iphigenia, — Goethe Orest, — Knebel Pylades, und nie habe ich wieder eine solch' vollkommene Darstellung gesehn.

Daß wir auf das Leben angewiesen, fühlen wir, wenn es uns so reich, so wohlthuend naht, und wenngleich ich des Geschickes Spott empfand, so war dieser Lebensmoment doch Gunst und Glück zu nennen. — Im milden, lichten Bund der Geister erkennen wir die himmlische Liebe, die durch das Verhältniß der Geschlechter für diese Erde modificirt wird. Lerne das reine Gefühl für das

Schöne erkennen, das Ziel der Menschheit in der Macht, das verliehene Licht in verwandte Gemüther überströmen zu lassen. Ewig ist der, der sich in Viele theilend der Einzige bleibt — empfindet die Vielen wie Einen.[1]

Doch so harmloser Genuß konnte in den Stürmen, die von Westen tobten, nicht länger bestehen; in der sich immer vermehrenden Sorge verstummte der Frohsinn der Leichtgesinntesten. — Sinnend, schauend nach den Tiefen unser Herder, Wieland wieder vertrauter mit Juvenal und Lucian, weidete — doch nicht ohne Harm — sich an ihren Scherzen. Doch Einer[2] stand, das Gewirr und Treiben gleichmüthig erschauend, umblickend, ob nicht ein Held erscheine, die brausenden Wellen zu zähmen, von der Natur zu diesem Werk bestimmt, gleich Cäsar und Coriolan, und daß er nicht vergebens harrte, bewährte die Erfahrung; von ihm war der Sieger besungen.

In diesem Jahr 91 reiste auch der Präsident v. Kalb nach Paris, von dem Grafen B. aufgefordert, einen Ankauf in Berg- und Salinen-Wesen zu unternehmen, weil damals viele Domänen verkauft wurden. Vor und nach der Rückkehr, welche nach einem Jahr erfolgte, hatte ich bedeutende Summen zu unterschreiben, welche zu der Acquisition von Saar-Alp verwendet wurden, und es wurde verschrieben und gehofft für die verschiedensten Unternehmungen und für den verwickelten Kampf um unser Allodial-Vermögen; bis alle Erden-Hoffnung ein Ende hatte, und allzu schwerer Kummer den Sterbenden gebeugt.

[1] Ewig wird er euch sein der Eine, der sich in Viele
Theilt, und Einer jedoch, ewig der Einzige bleibt.
Findet in Einem die Vielen, empfindet die Vielen, wie Einen;
Und ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunst.
(Goethe, Weissagungen des Bakis.)

[2] Schiller; der besungene Held: Wallenstein. Die Anfänge reichen bis in's Jahr 1790.

Zu Würzburg

im Jahre 1815 niedergeschrieben.

Peinlich sind mir schneehelle Tage, da ist es mir, als wenn ein Vorhang, mit wundersamen Gestalten bedeckt, sich zwischen meine Seele und des Himmels Anblick drängte. — Hätt' ich einen heimathlichen Winkel finden können, so wären meine Stunden wohl früher erhellt gewesen, aber ich sollte noch mehr Druck und Trübe erfahren, und zu meiner Erkenntniß gehört Entlaubung — Sturm — Frost — Erstarren; — so vergeht manches für immer und mein Bewußtsein ist nicht das gegenwärtige Leben und nicht das Denken der Vergangenheit. Oft dachte ich im Herzen, es wird auch wieder eine Gegenwart mir geschenkt werden. Durch kein Streben, durch kein Sehnen will ich es beschleunigen oder vielleicht verscheuchen.

Der Mensch hat durchaus kein Recht auf Glück des Daseins, — und was kann er Höheres wünschen, als Unbefangenheit, Unschuld und des Gedankens Freiheit! seine Existenz muß er durch Anstrengung, durch Verläugnung erwerben. Der Zwang, durch welchen die Menschheit sich winden muß, ist unaussprechlich; aber die Klage führt am meisten ein Gemüth zu dem andern und gründet Freundschaft und oft dauernden Bund.

Schmerzlich ist die Erkenntniß, daß, wenn uns Wesen entgegen kommen, in denen wir das Herrlichste ahnen und erkennen, mit denen wir Stunden der Weihe erlebt, uns doch ein dämonischer Muthwille trennen kann, — oft verletzt, durch Umgebung gehemmt, mißverstanden. Es ist, als wenn die Harmonie der Geister zu schön wäre für diese Welt, als wenn solch' Sein nur geahnt werden sollte, solche Vollkommenheit noch nicht auf Erden bestehe.

Sind wir vom Sehnen der Erde befangen, so erfaßt uns der Glaube. „Du nur hast die Macht, in mein Gemüth zu schauen, in mein Gemüth zu wirken.“ Vergeblich wär' das Leben ohne dies Empfinden; hier waltet des Geistes Willen. — Rein wird der Einfluß der Geister empfunden — ein selig Empfangen und Geben! mit dem Gefühl der Liebe verbinde das Herz jeden Gedanken, jede Hoffnung — ja, sie besitzt Alles durch sich selbst. Das Denken und Träumen in solcher Innigkeit wird Glaube.

Trachtet nicht nach That — nach Beruf, wie es die Welt nennt, sondern ergebt euch ganz, laßt euch todt sein im Willen; doch erhaltet Fähigkeit und Liebe, das zu thun, was euch Bestimmung; vertraut dem lichten Strom der Seele und folgt in Allem ohne Widerstand der Vorsehung im Schicksal. — Wer sendet die Stimmen, die rufen und lenken? gieb dich hin ihrem leisen Geflüster, daß jeder wehende Zweig, jedes Rauschen der Lüfte dir den Unendlichen verkünde!

Ich kann nicht verlangen, ich kann nicht hoffen. O wollte ein Geist mir gebieten, wohl könnte mir Gehorchen freudig und belebend sein.

Wer sich immer bewußt sein könnte, wo das Handeln aufhören, das Dulden beginnen müsse!

Ich scheue die Vorstellung jedes Wesens und jeder Erinnerung; nicht daß diese an sich unangenehm, sie ist es nur im Vergleich mit der freien Anschauung, mit dem ungefesselten Sein. Nach diesem trachtet die Seele immer mehr, mit unaussprechlichem Verlangen, sie ist die Gewalt, die das beseelte Wesen immer stärker umfaßt, aus ihr erhebt sich die Seele und kann den Staub der Erde verstehen. — Nahe deinem Kinde, heil'ger Geist!

Um seelisch zu sein, bleibe rein von dem bittern Zusammenzieh'n der kalten Vorsicht, sie tödtet gar sehr. — Erlaßt einander jeden Fehl, vergebet einander.

Die Sünde weilt, wo Uebel, und dies durchdringt noch jeden Zustand, wird von Jedem auf seine Weise empfunden; so hoffen wir, Jedem wird auch sein eigen Heil begründet werden. „Du sollst mit mir noch heut im Paradiese sein!" sagt Christus.

Die Beschaulichkeit ist das beste Loos, sowohl der Weisen als des Alters. Der höchste Grad ist Religiosität. Diese demüthige Kühnheit begegnet uns selten; speculiren ist Unding. Religion ist: Gedanke, Hülfe, Rath, Entfaltung, Erhöhung; und das Gebot: „Du sollst nicht tödten" — im sublimsten Sinn erkannt. Das qualvolle Sinnen der Frömmelei ist, wie sinnliche Erregung, und wäre es im schönsten Gedicht, gleich schwächend und erbarmungslose Tödtung. Durch freie, lebhafte Gesinnungen kommen wir zur Scheidung, wie meine heilige Therese. Durch die Befreiung gewinnen wir, indem wir von Allem empfangen.

Man soll sagen von den Kindern der Weisheit: es ist ein Volk, das allein den Gehorsam kennt und die Liebe.

Die Seelen sind nur weniger Dinge fähig, so lange sie als ein Eigenthum sich denken; der Wille Gottes aber ist: daß die Seele dem, sie beschränkenden Sinn absterbe — damit Gott sie bewege, sie verwandle nach seinem Wohlgefallen.

Auch die äußere Welt mit ihren Erscheinungen strahlt in erhabenen Bildern unseres Wesens Höchstes und Innerstes auf uns

zurück. In steter Selbstbetrachtung beginne ich schon hier mein ewiges Leben, nicht sorgend um Das, was kommen wird, nicht weinend um Das, was vergeht; wohl aber sorgend, mich nicht selbst zu verlieren, und dahin zu treiben im Strom der Zeit, ohne den Himmel in mir zu tragen.

Im Jahr 1828.

Das Leben ist ein einsam Wissen; nichts, nichts kann Glück sein, getrennt von innerer Seligkeit. „Das Reich Gottes ist in Euch!“ sagt das Heil.

Der Glaube, in Einsicht verwandelt, ist die Wissenschaft des Göttlichen; aber die höchste, übersinnliche kann doch nie zum Begriff kommen. Die Aufklärung, die wir durch den Verstand erhalten, ja selbst durch das Gewissen, wir fühlen es, wird dennoch nicht die letzte sein. Was wir Gutes dachten, es wird nicht verwehen, in höherer Ordnung wird es eingereiht; wie das Saamenkorn untergeht, um in höherer Potenz zu erwachsen.

Stets war die Befangenheit, die Armuth mein Loos, und wohl mir, daß es in Armuth war; das beste Loos zum Denken und Leiden.

Für den Denkenden ist es keine Schmach, wenn ihm die Hoffnung erlischt, denn sie kann nicht nahen dem himmlischen Reich; so gedachte ich längst, wenn mich Erinnerung nicht trügt. Selten betrübt Ernst und Gleichmuth; wer möchte diesen Tiefsinn, der in dem Still-Leben sein Wesen findet, je lösen wollen! Oft nennt man ein Wesen unglücklich, was doch nur auf solche Weise sein Glück findet.

Wüßten wir, daß, was uns übel und böse dünkt, gerade nothwendig, um größeres Uebel zu verhüten, heilende Wirkungen hervorzubringen in einer Ferne, die unsere Blicke noch nicht erreichen können!

Der frischgeborne Sinn, die absichtslose geistige Sehnsucht schafft, was nie der rohe Mensch begreift; denn die Kreatur verlangt nach der Offenbarung der Kinder Gottes.

Nun bin ich blind und habe nie scharf gesehn; welches Bild, welchen Sinn hätten mir die Eindrücke der Natur sonst gewährt; denn der Einfluß eines Sonnenstrahls, oder die neblige Dämmerung — wie hat Beides auf mich gewirkt!

Aus Briefen 1816.

Ich lege keinen Werth auf meine Seele, als nur um das, was bei allem Jammer doch nicht für mich untergehen konnte, und ich theile gern das Beste meines innern Lebens meinen Kindern mit, wenn sie mir nur gemüthlich Gehör gewähren; von Dir und August bin ich es ohnehin überzeugt, und Du bist gar andächtig zu mir, wenn ich nicht gegenwärtig bin. Es geht mir wie allen Heiligen, die nur nach dem Tode, oder entfernt selig gesprochen werden! — Erlaube mir diesen Scherz, er ist gewiß sehr gut gemeint, und ich habe Dich herzlich lieb.

Man mag nicht mehr aus der Stille, wenn man sie so aufgenommen hat; — aber freilich ist dies nur die letzte Gunst des Erdenlebens. — In Allem, was Du frei zu wählen hast, frage nach der strengsten Billigung der Vernunft, und der strengsten

Billigung der Neigung — oder nach dem gottseligen Leben; — in diesem ist nur allein Vernunft und Neigung vereinigt. Gott und Selig!

Ich bin so eifrig in der Sorge um das irdische Wohl, aber es ist ja für meine drei Bälge, zwei Helden und eine Dame; glaubt mir nur, wenn's nicht für Euch wäre, würde ich mich um nichts kümmern. Ihr werdet wohl über die Mutter lachen, daß sie stets in Planen, Sinnen und Trachten so lebendig und emsig ist; aber so verbleibe ich in dieser Zeitlichkeit; — ich gebe auch leicht wieder auf, dann nimmt etwas Anderes den Raum ein, — hier nun vollends, wo Alles um mich anregt, um mir und meinen Kindern zu helfen, — wenn der Himmel es zuläßt.

1827.

Meinung über Allwill. — Der Name, das Wort des Buches bestimmt den Inhalt und die Cretia; tiefsinnige Streitfragen und Ideen hat Jacobi hier, so zu sagen, dramatisirt, unter die bedeutendsten Wesen die Rollen vertheilt. In Allwill ist Goethe's Wesenheit dargestellt, die Gewinnsucht alles dessen, was des Geistes und Gemüthes ist, spricht sich darin aus. Affect und Feinden entgeht der Starke nicht, und schwerer noch der schwächere Theil.

Gewiß, so ich lebe, lese ich dieses Buch mit Dir, dadurch wird es mir selber noch verständlicher werden, ich habe es nun dreimal gelesen. Die Wittwe S.[1] kann ich mir aber noch nicht recht entziffern. Dies ist das Buch, welches auf einem Jagdschlosse gleichsam zum autodafé getragen und von W. und G. verbrannt worden ist.[2] Man muß die Zeit erlebt und die meisten Personen gekannt haben in dieser Darstellung, um ein so erregtes und Geistbeseeltes Dasein zu verstehen, wie es wirklich unter solchen Personen gewesen ist. Die vorzüglich Begabten haben freilich diese

[1] Sylli, eine Briefstellerin in Allwill's Briefwechsel von Jacobi. [2]) Ist wohl Woldemar gemeint, den Goethe im August 1779 an eine Buche nagelte.

Gesinnung gänzlich der Kunst hingegeben. Von dem schwächeren Theil ist's mit Affectation nachgelallt worden, und dies wird auch noch mehr romantische Mißgeburten zu Tage bringen. Die Hälfte des vergangenen Jahrhunderts hat auf mannigfaltige Weise den Satz vertheidigt, daß die Seele auch durch sittliche Meinung nicht unterdrückt werden kann; doch das Entseelen, wie allgemein ist's in der Gesellschaft.

Mein Leben wird immer stiller, aber ich bin so zufrieden. Trübe Gefühle kommen mir nur aus der Vergangenheit; aber so ist das Dasein; schmerzliche Erfahrungen müssen uns reifen und zur geistigen Fähigkeit würdigen; dadurch wird das Licht in der Dunkelheit unsrer Tage gezündet, und wir fangen dann erst an zu unterscheiden; in diesem Zustand ist der Gleichmuth vor Allem nothwendig, und ohne diese Stimmung übersehen wir Vieles, und werden von andern bedrängt.

Nie habe ich so viel gesehen, um die Natur in ihrer Mannigfalt zu bewundern. Hätte ich es vermocht, würde es auf meine Vorstellung sehr gewirkt, aber nie würde mir diese Anschauung genügt haben. So wird es endlich auch in den Verhältnissen mit Menschen, doch sammeln wir gern ihre Gedanken, und fügen sie in die Einigung des Geistes.

In milder Stille gedenke ich der Einsamen; das ist Jeder, der vom äußern Dasein nicht streng gebunden ist. Wir können dann wahrnehmen; die Betrachtung ist sanfter, als die Sorge. — Bande der Hoffnung und des Vertrauens sind selten, meist nur dunkle, trübe Sorge. Wie oft klagen wir im tiefsten Herzen: o warum will das Licht nicht kommen! — Wir lernen es spät erkennen, daß wir nur Früchte an dem einst endlich vollkommen reifenden Baum der Menschheit sind, und das Verhängniß uns verwandeln, nicht aber beglücken will.

Wenn sich das Band unseres Daseins für den inneren Blick

löst, dann können wir nicht mehr wünschen noch wollen; aber wir erstaunen, wie auch das, dem Anscheine nach, Widrigste zu unsrer Prüfung und Erkenntniß nothwendig. Nur der Einsame entdeckt diese Wahrheit.

Unter fremden Wesen geben wir oft aus, ohne wieder zu empfangen, reden und rathen, ohne verstanden zu werden. Jemehr sich ein Wesen der Absonderung hingiebt, je unverständlicher wird es dem andern; doch es wird von einer höheren Güte erfüllt, die, rein und lichtvoll, empfangen, geben und sorgen möchte; so empfindet die Seele, die einen höheren Grad der Freiheit inne wird.

So wandle denn unter dem höchsten Schirm zur ewigen Freiheit. Jenseit ist Allgegenwart; wir erkennen alle Grade der Verkettung der Schicksale, die hienieden ein schroffer Contrast umschloß; wir empfinden und erkennen schon hier, daß es nur eine Sicherheit, nur einen Trost, nur eine Liebe, als ewig unwandelbar giebt, daß wir unsre Hoffnung nicht setzen können auf Menschen, und ohne Segen, ohne Licht von oben, nie auf uns selbst; daß wir Alle nur einen Vereinigungspunkt haben, in der Urkraft.

Wenn ich in leichter Stimmung bin, sehne ich mich nach Dir, und mich verlangt, die Abendstunden mit Dir zuzubringen, denn wir nahen gewiß beide dem Zustand, wo Gemüther absichtslos und freimüthig sich mittheilen können; wir müssen erst die Schranken und Hemmungen kennen, um sie zu vermeiden.

Erst in meinen alten Tagen kann ich von Freiheit sagen. Denn wenn ich gleich nicht mehr die freie Luft genieße, lebe ich doch in reineren Lüften als je; doch die Einwirkungen der freien Natur sind auch köstlich. Einige Stunden solcher Vergangenheit trage ich noch in meiner Erinnerung. Lasse sie auch ohne Störung auf Dich einwirken, empfinde und schaue, so findet das Gemüth den lautersten, immer neuen Reichthum des sinnigen Lebens.

Das Aeußere ist nur gleich Schattenbildern. Wenn sie unsre Ruhe nicht stören, so ist dies Alles, was wir verlangen können.

Die freie Seele athmet Ruhe, aber leider findet man diese dann erst, wenn man nichts mehr auf Erden zu schaffen und zu wollen hat. Du wirst es vielleicht früher finden und das, was Natur und Ideen gewähren, dann desto unbefangener genießen. Du hast viel heitere Selbstständigkeit; doch habe ich oft bemerkt, daß fast jeder Umgang Dich eher trübt, als Deinen heitern festen Sinn vermehrt; dies ist aber das Loos aller Verhältnisse. Nur die Ehrfurcht für Das, was wir in uns und Andern Geist nennen, ist das Gute und Erhabene im Leben; daher sind die Affecte als Schranken des Guten und des Lichts so quälend; Du bist davon ziemlich frei, um so leichter wird es Dir sein, Hemmungen zu überwinden und gleichgültig zu betrachten, ja selbst durch den guten Geist das Verworrene zu lösen.

1830.

Ja wohl ist das Leben in Paris der Inhalt aller Gedanken; ich bin nicht in der Lage wie Andere, zu beobachten. Varnhagen und die Woltman lassen zuweilen ihre Geistesblitze um mich leuchten. Durch Begeisterung, Weisheit und Glück kann dieser Sturm beschwichtigt werden. In Frankreich fehlen diese Gaben am wenigsten; aber Glück gehört zu Allem, — und das ist Gott, das Unsichtbare.

1831.

In meinem vorigen Brief sagte ich Dir von Achim Arnim, daß er gestorben. Ich habe nicht wieder von der Wittwe gehört und bin selbst zu betrübt über diesen Verlust, als daß ich neugierig darüber fragen sollte.

Saul, wie die Bücher der Chronica sagen, suchte — die Esel. Jetzt, wie die Zeitungen sagen, suchen die Esel den Saul.

Witzwort von Stägemann.

Du weißt, ich liebe die Klöster, unsre Generation ist bongré malgré, zum Klosterstand berufen, in jedem Verhältniß und Zustand, und das wird sich in Zukunft noch sehr vermehren durch die kräftigere Entwickelung und Befreiung der Gemüthes; und auch die Trübsale unserer Tage nöthigen zu selbstständigem, befreitem Zustand.

Die S. hat viel erfahren und wenig erkannt, so ist auch ihre Mittheilung reichlich, doch nicht erhellend. In Aufnahme und Beurtheilung der Menschen muß man ja nicht vergessen, daß man die runde Form anzunehmen hat, denn im geistigen wie im planetarischen Leben ist Alles Rundung und Bewegung.

Wenn ich Orte nennen höre, in denen ich gewohnt, freue ich mich immer, daß ich davon weg bin, und jetzo eine kleine Zelle unter dem Himmel habe. Wenn wir einst nicht mehr in dem Irdischen sind, werden wir uns auch so freuen, es verlassen zu haben, und dies Bewußtsein wird ganz Seligkeit sein.

Wir schaden in den Lebensverhältnissen oft uns und Andern, weil wir die Ruhe des Todes noch nicht haben, und die sichtliche Ruhe des Geistes noch nicht fassen können. Diese Ruhe ist ein stetes Denken, ein stetes Gebet. Wie viel hab' ich unsrer Hoheit zu danken, weil ich durch ihre Gnade einen Ruheplatz gefunden; sprich der theuren Prinzessin meine herzlichste und täglich erneuerte Dankbarkeit aus. Es ist bei mir nicht Manier, so zu sagen, sondern ein wahres lebendiges Wort, eine bestehende Gesinnung, die mich beseeligt.

Gern bin ich aufmerksam und beobachtend, aber ein scharfes, sich auf mich beziehendes Interesse kann ich nicht mehr fassen. So ist das Alter, wir sterben den Neigungen und Hoffnungen ab, das heißt, manchem Wahn, den wir aber früher nicht ablegen konnten.

Ein belebendes Wort zu vernehmen ist selten, und gehört zu den Feierstunden des Lebens. Ich schweige jetzt am liebsten, denn meine Anschauung kann Andere nur drücken. Um sie zu verstehen, müßte man eben so viel Irrthümer erkannt und Leiden erfahren haben; aber durch Trübsal gelangen wir in das Reich des Friedens. Zeugen aus der ewigen Geisterwelt gehen unbeachtet an uns vorüber. Ja wenn wir uns gegenseitig als eine gleiche Geistesart betrachteten und schonten, so wäre das Heil uns allgegenwärtiger, und würde unser Dasein Klarheit und Beseeligung.

An C. v. W.

Ich verlange in diesen Tagen wieder einige Stunden mit Ihnen zu verleben. Viele Bogen liegen fertig, die Sie einsehen sollen; kommen Sie doch ja zuweilen auf ein Stündchen, ich muß eilen, damit mein Leben vor meinem Tode erzählt wird. Auch die Frage, wo der gute Weihrauch zu finden, von dem Sie bei W. umduftet waren; Sie sehen, daß ich nicht leicht das Gute vergessen kann, noch weniger das Treffliche, indem ich Ihrer gedenke.

Der Zustand Polens kommt mir vor wie der Mailands unter Barbarossa.

Im Kleinen wie im Großen fühlt man tief, wie viel es noch bedarf, um Mensch zu werden. Die Creaturen harren auf die Erlösung der Kinder Gottes.

Herr v. Stein war ein beseelter Christ, und es ist heilsam, daß solcher Sinn zunehme, den wir doch nicht anders, als den christlichen nennen können. Wenngleich der gute Geist aller Zeiten ihm ähnlich, so zeugt er doch am lebendigsten von der Kraft und der Seligkeit des innern Lebens; christlicher Sinn mildert und erhebt über das Gesetz.

Das Band des Himmels, das immer neue Licht des Gedanken-Lebens, begleitet uns hienieden, dies ist der allmächtige Reichthum und dieser Macht sollen wir vertrauen.

Nach meiner Erfahrung wird man im Alter nicht schwermüthiger, eher leichter; wohl dadurch, daß man sagen kann: es ist vorüber; auch wirft Gemüth und Sinn manchen Ballast über Bord, und es trägt der Wellenschlag der Tage uns leichter dahin. Was die Zukunft betrifft, verbiete ich mir, selbst an den nächsten Tag zu denken.

Der Ultra und der Liberale ist honorirt worden; nicht mit sechs, aber mit vier Schüsseln haben wir einen Picknick gehabt; Ultra eine Pastete, Liberale Champagner; aber nach Warnung des Arztes ist dieser in Malaga verwandelt worden, der Perlenschaum versagt, denn Ultra und Liberale haben jetzt dieselbe Gefahr zu scheuen: Jedes bedarf der Stärkung des Magens und vermeide die Effrenation der Sinne.

Es giebt einen Kargsinn des Geistes, der oft im Eifer, es möchte brennen, das Licht auslöscht.

Das impetuöse Entzücken über den Reichthum des Alls, wo jedes Sandkorn eine Welt birgt, kann ich nicht nachschnabeln. Denn ich hege die Andacht, daß alles Natürliche dennoch wundersam und unbegreiflich. In der Geschichte selbst spielt nur das Kleinste, der Zufall: die Idee bleibt das verborgene Geheimniß. Das Bessere, das Göttliche wird nur mit der Klage geboren.

Meine Unterhaltung ist jetzt der „Verstorbene" und das „Morgenblatt": Wie ein Wurm nähr' ich mich von Blättern, kann also hoffen, noch ein Schmetterling zu werden.

Wer die Einfalt nicht erfaßt, sich nicht mit ihr begnügen mag, geräth in immer mehr Verhärtung des Gemüthes.

Das Kind erwächst, und die Freundschaft erwächst auch. Diese muß immer lauterer und erkenntnißreicher werden, dann ist und wird sie für uns die schönste Blüthe und Frucht des Daseins.

Sehr oft sind wir für Andere nur eine Schmarotzerpflanze, oder sind von Anderen nur dafür erachtet. Es ist gar zu was Trübseliges, das Wesen und Thun, was wir von Außen erhalten; doch genug von diesem Thema, auf das ich immer zurückkomme, und nur sagen kann: Eins ist Noth — nur Eins ist Noth.

Die Kunst muß man besonders mit friedlicher Andacht erwägen. Es ist eine seltene Gabe, doch weniges ist göttlich.

1834.

Die Sentimens und Affecte sind die Influenz unheilsamer Gesellschaften, und alle Verbindungen, die diese vermehren, sind schädlich und irreligiös. Darüber kann ich freilich gut reden, da ich weder sehe noch höre. Doch befinde ich mich wohl dabei, bloß von dem Aether und der Güte des guten Geistes zu wissen.

Frl. L. hat mir einige Blätter aus der Ruhe der Heiligen vorgelesen. In der Ruhe suche ich zu verharren, ohne mich der Heiligung zu rühmen. Alle Anstrengung ist uns vergeblich, und was nicht in Ruhe und Friede gesagt und gethan werden kann, verderblich.

1835.

Bettine hat zuweilen eine sonderbare Indifferenz, und ein gleich wunderliches Interesse, in beiden ist ihre Laune nicht zu berechnen.

Die Vernunft, im heiteren Sonnenlicht geboren, kennt den Stachel des Todes nicht.

Ueber den Punkt, ob die Noth oder das Glück zur Einsicht führt, ist schon zu entscheiden; — der Eine erlangt sie durch den Schmerz, der Andere durch das Licht.

1836.

Wer das Leben erwägt, hat am Ende nur Erfahrungen gesammelt, und jede ist für uns fast gleichbedeutend; die freudigen beglücken ein Stückchen Zeit, gegen die schmerzlichen uns zu schützen ist nicht möglich, und somit kommt das Amen, — die letzte Stunde; und ihrer harrend, Friede, unsere irdische Seligkeit. Wir bedürfen keines Wunsches, als diesen zu erhalten, er ist uns Andacht und Weihe! — Der Segen der unsichtbaren Güte sei mit Dir.

Es gehört unendlich viel Ernst und Bildung dazu, um auch nur eines Wesens froh zu werden.

Kein Frühling macht uns wieder jung, aber durch die Traube vergessen wir das Alter.

Hufeland ist nicht mehr, er hat sehr gelitten, doch mit großer Ergebung; der König hat ihm die besten Trauben geschickt, die man hat finden können. Von Friedrich Wilhelm kann man sagen: Er hat ein Königliches Herz.

Ein wenig Denken und Sterben ist alles was wir vermögen.

1840.

Kein Embarras, nur Gleichmuth; — auch müssen wir stets die Form achten, nicht als ein Bestehendes, aber als ein Nothwendiges.

Bettine besucht mich nun wieder, hat neulich Schoten mit mir ausgepahlt und Weltkunde mitgetheilt.

Ich schlafe gut, doch bin ich zu tadeln, daß ich mich so wohl befinde, denn in der Todtenliste ist Alles jünger denn ich. —

Man fühlt sich oft der Jugend, der Kindheit so nahe, daß man recht empfindet, wie das Leben nur wie ein Tag ist. — Dessen bin ich mir meist bewußt, denn ich bedenke nicht das Warum und Wozu, gleich einem Kinde.

Der erste Theil der Günderode folgt auch mit diesem Brief. Das Unvergleichliche muß mit Bedacht gelesen werden; denn an

Schalkheit, Laune, angebor'nem Reichthum und Leichtsinn thut es ihr Keiner gleich. Bettina ist weder zu kritisiren noch zu korrigiren, daher können wir uns an ihr freuen, aber sie nicht zergliedern. Fragen thu' ich sie um nichts, denn sonst erfahr' ich gewiß eine Erdichtung.

Nie hat mir der Zusammenhang dieses oder jenes Lebens klarer vor Sinn und Augen gestanden; es ist ein Strahl des Lebens, der uns von dem ersten Lebenstag durch alle Ewigkeiten trägt. Er geht aus von Gott und führt zu Gott.

1841.

Ja wohl ist alles zufällig und dennoch bedingt; der Gleichmuth führt uns allein aus dem Charivari des Erdenlebens in das Still-Leben, da erkennen wir erst die Geisterhand, die bindet und löst. Es geht mir so, daß ich Zustände verwerfe oder vernichte, die ich Jahre lang mit mir geschleppt.

Man muß behutsam sein und sich nicht von broncirten Stirnen befangen lassen, nicht glauben, von ihnen belehrt oder bekehrt werden zu müssen. Was man nicht selbst denkt, ist nicht für uns, denn unbegreiflich bleibt, was wir nicht selbst ersonnen und erfunden.

1842.

Die wunderliche Bettine ist und bleibt ein Stückchen Offenbarung.

Ein geheimnißvoller Bund ist im Leben der Seelen, ein anderer ist nicht vorhanden. —

Das Ostermahl ist das Symbol der reinsten Gemeinschaft der Wesenheit. Wir erfassen den Kelch der Leiden, er wird uns Leben. —

Es giebt auch eine Einbildungskraft der Freundschaft, die gleich einer Gewitterwolke, gewaltig nahend, doch leicht vorüberzieht.

Ich habe für nichts mehr weder Hoffnung noch Anspruch, der Verfolg meines Lebens nur Traurigkeit; dahin gehört Alles, was ich erfahren habe. Dies hat mir die Feder in die Hand gegeben, und ist eigentlich meine Begeisterung. — Trauer und Demuth ist mein Lied. In der Einheit allein, wie im Geist; daher eine Leiche, nur nicht für Dich.

Aus den Mannheimer Tagen.

Dichterische Nachklänge.

Maya—Fimanté.[1]

Maya. „Ist dies der Abschiedskuß, Fimanté?"

Fimanté. „Ich muß dahin, du bleibst mir immer gegenwärtig! Du erfüllest den Gedanken, seine liebende Seele!"

Maya. „Und du entfliehst?"

Fimanté. „So ist mein Loos gefallen, die Welt fordert meinen Geist, ich ihre Wissenschaft und ihre Gunst."

Maya. „Dann wirst du die Liebe nicht mehr verstehen, der Freundin nicht mehr gedenken!"

Fimanté. „Warum diese schmerzenden Worte! Du kennst nicht meine Trauer um dich. Aber was kannst du verlieren? Du bist so selbstbestimmt, — so dachte ich mir das Weib nicht. Anders erscheint mir nun die Natur und voll Bedeutung ist mir das wandelnde Geschlecht der Menschen."

Maya. „Doch begann mein Leben erst in dir."

Fimanté. „O hätt' ich noch eine Seele, um dieser Liebe zu pflegen."

Maya. „Du hast meine Seele, dir diese Liebe zu bewahren."

Fimanté. „O kühnes Vertrauen! in dir blüht mir die Hoffnung des Lebens, die Ruhe der Liebe. Allzu früh mit Irrthum und Kummer bekannt, war mein Gedanke verhüllt, mein Gemüth

[1] Wahrscheinlich Charlotte—Schiller (S. 142).

erbittert. Da fand mein Genius deine Töne, sie sprachen meine Gedanken aus. Wie der Strom, wie das Feuer, so waren unsre Seelen eins! Ich liebte die Begeisterte und immer wär' ich dein, hätt' ich den Muth für diese Liebe. — Nein, ruhig sei meine Seele, unabhängig von dieser Macht, die mich gleich ängstiget und entzückt. Nur der freie Mann beugt die Natur unter sein Gesetz."

Maya. „Der Stolz hat kein Vertrauen und keine Ruhe; kennst du die Trauer der Welt? — O bleibe bei den Gleichgesinnten; nichts rächt sich schrecklicher, als das Leben, welches man, ohne das Herz zu achten, unternimmt."

Fimanté. „O wäre es ein einziges unvermeidliches Loos, unser liebendes Leben, aber auch du bist nicht von dieser Liebe ganz erfüllt. Oft erblasse ich über ein Lob, was du nur einem Gemälde ertheilst; ich zitt're bei jedem Gegenstand, ja selbst dein Mitleid beneide ich; ach! ich will nur deine Freundschaft!" —

Maya. „Ich sehe Thränen in deinem Auge zittern."

Fimanté. „Schweig — und liebe mich."

Maya. „Du gießest Qual und Seligkeit in Strömen aus! Du liebst wie ich, nur zitterst du, das Heilige dem Sterblichen zu weihen. — O Demuth der Liebe! opfere willig Verlangen und Hoffnung."

Fimanté. „Zünde die Lampe, Maya, daß ich dein Auge noch ein Mal schauen kann."

Maya. „Wenn du nicht weilst, bedarf ich fürder kein Licht, das dumpfe Leben wird in der Finsterniß am wenigsten empfunden. Gute Nacht, Fimanté. In sanftem Schlummer kamen zur Geisterstunde sonst die lieblichsten Gebilde an mein Lager. — Aber ach! so ziehen sie dir nach, sie dienen dir, sie sind in deines Zaubers Gewalt, — es sind Gedanken deiner Seele, sie besuchen Keines, was dir nicht angehört; verlierst du es, giebst du es auf, so sind sie auch verschwunden."

Fimanté. „In Wehmuth aufgelöst, hör' ich wie Geistertöne deine Worte, — die Vergangenheit schwindet. — Nur du bist wie meine Seele mein, ein allgeliebtes Wesen mir nahe; um mich wehen die Lüfte des Paradieses! — zum Letztenmal!"

Das Mahl.

Nach Monaten kehrte der Major [1] wieder. Sogleich zeigte er seine Anwesenheit an, und am folgenden Tag besuchte er uns. Nachdem er Manches von Bekannten und Unbekannten erzählt, sagte er: „Nur kurze Zeit kann ich diesmal hier verweilen; lassen Sie uns in diesen Tagen gute Stunden erleben. Frau Charlotte wird ein Mahl bereiten lassen und auch mir erlauben, einige Gaben darzubringen."

Die gastliche Feier ward bestimmt. Wolkenlos, rein der Himmel; es wehte Fried' und Wonne über des Rheines Gauen; gold'ner Lichtstrahl segnete den Tag. Vier Genossen waren es, welche nach Bedeutung des Festes und ihrer eig'nen Gesinnung nach Theil zu nehmen berechtigt waren: Heinrich, [2] Friedrich, [3] William, Charlotte. — Versammelt waren die Freunde in einem Gemach, dessen Wände mit rothem Stoff bedeckt; — im Kamin loderten hell aufwogende spielende Flammen.

William. „Ein schöner Tag! Wohlgerüche, gleich unsichtbaren Schmeichlern."

Friedrich. „Die Muse auch liebt den Weiheduft."

Heinrich. „Möge die einfache Gabe genügen."

William. „Mit Freunden wird mir das Brod zu Manna, zum Nektar im hohen Glase der Wein, so ist's ein Liebesmahl!

---

[1] Colonel William Hugo. [2] Von Kalb. [3] Schiller (S. 131).

— Bouillon restaurant, und siehe, Beafsteak! Gedenkst du noch, Heinrich, wie wir zu Schiff der neuen Welt zusegelten, und ich, der ich so gute Bissen dem Koch zum Verbrennen nicht überlassen wollte, den Rost selbst überwachte, und gern geschäftig war, den Gaumen der Kameraden zu laben? Doch solch' Assaisonnement, wie ich hier finde, habe ich unter dem Wellenschlag des atlantischen Meeres nicht auftreiben können."

Friedrich. „Rhein und Bourgogne! Ihr Mächte preiswürdigen Geistes! Geschiedenes wird durch mildes Feuer versöhnt."

In einem schmalen silbernen Trog, wie es am Rhein üblich, ward dann die Neckar-Forelle servirt; kein andrer Strom bringt solche Gabe, so rosig mild, silbern glänzend, mit goldigen Flossen.

William. „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder. Doch jetzo sei der ewigen Jugend des Dichters der Toast geweiht!"

Friedrich. „Mein Herz empfängt so freundliche Verheißung .... o wohl ist mir werth das Lob der Genossen."

William. „Auch ich wünsche mich dessen zu erfreuen und bitte, meine Reisegüter behaglich zu finden." —

Sogleich stand, noch verhüllt, ein pâté de perdrix auf der Tafel und Champagner ward kredenzt. —

William. „Schlürft eilend perlenden Schaum! es erblühe trauliches Kosen zur Feier des Tages, und vergönnt den Wunsch: daß Jeder von uns ein erdichtetes, oder erfahrenes Liebesabenteuer mittheile."

Heinrich. „Nur keine Klage, die sich mit zarten Thränen schmückt, den heitern Geistern verdrießlich."

William. „Dem sinnigen Gemüth sei wehmüthige Erinnerung gestattet, auch Thränen und Seufzer, nur kein Ehekontrakt, denn ich kann ihn nicht betheuern. Ich rufe dich zuerst auf, Kamerad!"

Nach einigem Besinnen sprach Heinrich: So werde ich denn erzählen, was mir vor Jahren mit einem Offizier begegnet. Als ich nach abgelaufenem Semester, den wir in St. zugebracht, ihn aufforderte, gemeinsam mit mir zum Regiment zurückzukehren, fand ich ihn in heftiger Unruhe und fragte: was bewegt dich also?

„Der Tag unsrer Abreise ist so nahe."

Mir ist er willkommen, ich verlange nach milderem Klima, nach gewohnter Thätigkeit.

„Ganz anders ist mir zu Sinn. Diese Gegend kann ich nicht verlassen, ich will — ich darf nicht scheiden, mich nicht von Melinda trennen, ich würd' es Unglück nennen. Reise vorauf, sage Jedem, ich sei krank — schriftlich bitte ich um längeren Urlaub."

In dieser Stimmung verließ ich ihn. — Geschäfte hielten mich noch einige Tage in Fr. zurück. Eines Morgens, als ich eben abreisen wollte, trat jener Offizier in mein Zimmer und sprach: „Rastlos bin ich geeilt, um dich noch hier zu finden." — Auf meine dringende Frage, was ihn so bewegte, bat er: „Jetzt laß mich ruhen, auf der Reise ist Zeit genug, dir meine Erfahrungen mitzutheilen."

Am nächsten Tag, als wir die Stadt verlassen, sagte er: „Den Abend, nachdem wir uns getrennt, brachte ich bei Melinda zu. Mit hinreißender Anmuth sagte sie mir: ‚Deine Anwesenheit erfreut mich sehr. Du wirst mich noch in einer neuen Rolle sehen; wie lieb ist es mir, dich noch hier zu wissen, denn das Lob der Menge kann mir deinen Beifall nicht ersetzen, ich fühlte nur Freude in deiner Zufriedenheit.' In höchster Erwartung eilte ich am folgenden Abend in das Theater. In der gedrängten Zahl herrschte jene Stille, die Sinn und Gedanken der Kunsterscheinung weihet: — Emilia Galotti — Wen sah ich? — was hörte ich? — O ich hätte aufschreien mögen: Melinda! Ich sprach dem Prinzen jede Sylbe nach, denn es war ja meiner Liebe Bekenntniß; ich war es ja, der solche Wünsche, dieses Sehnen empfand. Melinda erschien wieder, sie sprach mit einem Ausdruck, von dem ich früher keine Ahnung hatte. Und was sagte sie? ‚Mein guter Appiani könnte mich für eitel halten.' Mit jedem Worte, das sie sprach, erschien sie mir fremder; ich lauschte, verlangte mit allen Herzenstrieben, immer heftiger bewegt nach der Geliebten, die frei von Affekten so unbefangen. Nun sah ich vor mir, ich schauderte, Emilia Galotti! — Orsina's Fluch hatte mit Ingrimm mich erfaßt. Unmuth, Schmerz und Verwirrung stöhnte ich in lauten Klagen aus. Jede Bewegung, selbst der Ton ihrer Sprache war eine stete Verneinung. Immer heftiger tobten Schmach und Zorn

mir in der Brust. Keine Aehnlichkeit zu finden mit ihr! gestern und heute! Entweihung der Vergangenheit! Ha! welch' eine Larve, welch' einen Schatten hab' ich verfolgt, geliebt! Auch ich griff nach dem Dolch, denn auch dein Bild, Melinda, ist mir erblichen.

Ich wollte entfliehen, es war unmöglich. Die mir nahe, hielten mich zurück: ‚Bleiben Sie, bewundern Sie auch, sie ist einzig!' — Ich konnte, durfte nicht weichen, mußte harren, bis der Vorhang fiel. Ungestüm ward sie hervorgerufen. Die Erblichene erschien, lächelnd dankte sie. In dem Gedränge entkam ich, von dem Jauchzen der Bewunderung wie von Dämonen verfolgt. So gelangte ich in mein Zimmer und blieb in dumpfer Betäubung. Noch spät erhielt ich von ihr folgende Zeilen: ‚Nicht wahr, die Rolle ist mir gelungen? Aber beglückter bin ich nur durch deine Gegenwart! Eile zu mir, wie verlange ich, Beifall auch in deinen Augen zu lesen, von deinen Lippen zu vernehmen. Melinda.'

Ich schrieb sogleich unter diese Zeilen: ‚Ein fremdes Wesen erschienst du mir heut. Dein Bild ist meiner Phantasie entwichen. Die Schatten kann ich nicht erfassen, nicht versöhnen. Melinda — Emilia! ich fliehe euch Beide!'

Schnell ward die Abreise ausgeführt, ich eilte, um dich, Heinrich, noch zu erreichen."

William's Späherauge blickte umher: „Erfunden ist es nicht, was Heinrich uns erzählte, empfunden war es, und, wie ich glaube, kein Zufall, der den Bethörten von solchem Wahn befreit. Verletzt von Melinda's Verstellungskunst ward diese ihm zum Talisman." Zu Friedrich gewandt sagte er: „Selbstbekenntnisse erwarten wir nicht von Ihnen, denn wie man von dem Soldaten zu sagen pflegt: in jedem Städtchen ein ander Mädchen, so auch von dem Dichter: zu jedem Gedicht eine andre Laura."

Friedrich. „In vino veritas! darum schenkt dem Dichter jetzo Glauben; wisset, daß ich Wahrheit rede. Ein Gedenkbuch bezeugt es noch:

Von der Karlschule ist so Manches von mir und meinen Freunden bekannt. Mutter und Tochter Wolzogen, die an der Werra zu Haus, kamen zum Besuch nach Stuttgart, wo ihre Söhne und Brüder meine Schulgenossen. Mit Achtung und Vertrauen

war ich ihnen zugethan, und gern besuchte ich mit den Brüdern die Frauen. Der Schwester war ein selbstbestimmtes Betragen eigen; was irgend im Benehmen einer Uebertreibung, nichtigem Affekt ähnlich war, wurde von ihr scherzhaft verspottet; ihre Gegenwart zügelte oft das Ueberschwengliche unsrer Rede. Noch ein Akademiker wünschte [1] der Dame vorgestellt zu sein: Winkler. Er war schlanker Gestalt, dunkel umlockt das Haupt, sein Naturell bedeutsam. Als die blonde Dorothea ihn sah, war sie betroffen. Sonst so gefällig, schien sie nun die Wünsche der Brüder nicht zu vernehmen, nahte aber der Mutter in sanfter Erregung. Schweigsames Geständniß in ihren Zügen und Erröthen. Einst sagte sie: ‚Meine Brüder verstehen gar nicht zu loben, sonst hätten sie ganz anders von Winkler reden können, seine Erscheinung hätte mich nicht also bewegt. Jetzt ist mir bange, da wir bald scheiden werden.‘ Als wir über Dora zu Winkler sprachen, erwiderte er: ‚Sie ist ähnlich ihren Brüdern. Daß auch sie mich achtet, ist mir werth.‘ Der Frauen Abreise war bestimmt, Dora weinte beim Abschied und ich wähnte, es gälten auch mir ihre Thränen.

Es ist wohl bekannt, wie ich dem Verlangen, die Räuber in Mannheim auf der Bühne zu sehen, nicht widerstand; auch wie ich dann in Drang und arger Widerwart am Werraufer eine Zeitlang verborgen lebte. Den Freunden war ich willkommen; stets von treuer Sorgfalt geschützt, aber verfolgt von Irrung und Drohen suchte ich das Incognito. Friedrich Ritter war mein Name. Doch diese Larve gab keine Verborgenheit, hatte nur die Feder mit Sonderlichem beflügelt; denn was man schrecklich in Argsinn der Leidenschaft geschaffen wähnte, war ja meist in dieser Epoche gedichtet. Zur Bildung sollten Erfahrung und Schmerz mir dienen. Carl Moor giebt jedem die Weisung, daß er aus dem dunklen Schacht roher Elemente erstanden ist.“

William. „Mir ist es deine eigenste Schöpfung, es hat deine Wesenheit begründet. Moor spricht es prophetisch aus: ‚Wär' ich im Weltkreis allein — in einsamer Nacht — die ewige Wüste

[1] Die wirklichen Namen sind: Winkelmann, Charlotte von Wolzogen. Schiller's Leben und Werke I, 372.

meine Aussicht, ich würde die schweigende Oede mit meinen Phantasieen bevölkern, und hätte die Ewigkeit zur Muße, das verworrene Bild des allgemeinen Elends zu zergliedern.'"

Friedrich. „Wohl Alle sind erfahren in Dulden, Leiden, — müssen gefesselt sein. Wer es auszusprechen vermag, den nennen wir Dichter. Allda an der Werra Ufer, an Bach und Wiese, im schönen waldigen Thal, war Phantasie und Feder mir leicht gefällig. Auch die Natur, weder erhaben schreckend, noch in langweiliger Fläche verbreitet, gab mannigfaltigen Stoff der erregten Phantasie. In moosigem Grund, auf den Hügeln umher, weideten Schafe und Ziegen, und auch ich war ein Hirt; denn Sänger weiden ihre eigen geschaffene Heerde. Befangen im Zauber der Jugend konnte ich denken, daß in so weiblicher Umgebung, in so friedsamer Sinnigkeit mir die Muse günstig sein, Sehnen und Streben lohnen würde. Der Mutter sagte ich von diesem Hoffen, freudigen Genügen, und natürlich war es, daß ich's mit den Gesinnungen für Dorothea aussprach. Sie erwiderte: ‚Meiner Tochter Gedenkbuch werden Sie einsehn, es wird Dora's Gemüthszustand erklären.' Sie übergab mir die Blätter. Versichert ward ich dann, wie über Sorg' und Harm zwanglose Reinheit der fühlenden Seele eigen war. —

Schon längst, Frau Charlotte, habe ich versprochen diese Bekenntnisse Ihnen mitzutheilen, und überreiche sie." —

William auch verlangte zu vernehmen, Friedrich gab den Bitten nach und las Folgendes aus dem Gedenkbuch:

„‚Was zitterst du in meiner Hand? darf ich nicht seinen Namen schreiben? — seine Stimme, sein Bild mir zurückrufen? — Er ist es, der von Wohl, von Glück mir sagen könnte. Mir war so leicht bei seiner gleichmüthigen Freundlichkeit. Ich weinte in der Stunde des Abschieds, trauerte, denn Scheiden heißt Brechen. Wie finden wir uns wieder? — Doch sagte er: im nächsten Jahr, Dorothea, werde ich Sie wiedersehn, ich bin dann im Gefolge eines Gesandten nach dem Norden. Was ich vormals gutmüthig, edel wähnte, ist wohl Stolz zu nennen; allein ich fühle, dieser gebührt ihm, denn ich selbst bin stolz auf sein Angedenken. Doch der Gleichmüthige, wird er sich meiner erinnern? Ströme und

Waldesstrecken, Länder und Städte haben uns Jahre hindurch geschieden; dennoch sind Sinn und Gemüth stets mit ihm. Vergeblich ist die Mühe, seine Tage mir zu gestalten, fern von mir durchlebt; doch der Seele ist er immer nah. Gedenke oft: bist du's wohl werth, daß ein Wesen dir Sehnen, Liebe weiht? Ich kann nicht mehr hoffen, jeder Wunsch ist flüchtig Traumgebild! — In hellerem Sinn lebe ich; die Stunde, wo ich ihn erblickte, sein Bild ist mir geheiligt. Ich lebe, ohne in mir zu leben, ist der fromme Ausspruch der heiligen Therese.

Endlich hat mein Bruder einige Zeilen von ihm erhalten, er wird auf seiner Reise in der Residenz unsers Herzogs verweilen. Wie ist mir nun so zaghaft bange; dennoch bin ich im Einklange mit dem Ruf der Freude. —

Winkler ist angelangt! nicht geändert, nur noch gewandter und heit'rer ist er, zuvorkommend, freundlich gegen Jeden, allein mir gewährt er keinen Blick, kein Wort. — Wäre es Rüge, ja nur Scherz gewesen, so wüßte ich: sein hoher Sinn hat meiner gedacht. Ich begegnete ihm wieder, leichte Begrüßung, gewandte Eile, — wie ein Pfeil vorüber. — Er fand kein friedlich Weilen, dennoch bin ich bereichert durch sein Wiedersehn. Ich sehe, wie der Stern mir entflieht, — ich kehre in meine Heimath, die Einsamkeit; da allein ist sie für mich!

Mächtiger Geist, vernimm mein Flehen! denn auch ich bin Erbe des heil'gen Lebens. Laß mich beharren in diesem Glauben, daß Sehnsucht das Ziel erreiche.'

* * *

Die innigste Bewunderung bezeugte ich der Mutter, diese Bekenntnisse erhöhten meine Verehrung, denn vollkommen liebenswerth war mir nun Dorothea, und in sinniger Thätigkeit vergingen noch einige Wochen. In dieser Zeit erhielt ich den Ruf als Theater-Dichter; ich sollte, ich mußte abreisen, doch mit dem Vorsatz, hier einst meine Heimath zu finden, that ich's."

William. „Du spiegelst in des Lichts Azur der Erde schönste

Blüthe. In der Liebe finden wir Seele und Wahrheit, wenn wir sie ewig denken. — Die einzig herrliche Mythe! das Feuer des Prometheus, aus dem Olymp entwandt, wollen wir Liebe nennen, sie ist das Licht des Herzens."

Heinrich. „Weder Hoffnung noch Phantasie dürfen leiten. Wie das Schicksal lenkt, bleibt stets unsichtbar, unbekannt; wir müssen folgen, das dunkle Gebot erfüllen."

William. „Deine Rede ist zu herb, bedeutsam, schmerzvoll; laß uns den Nektar kosten, wir können weilen in ruhigem Genuß. Mir ist das letzte Loos gefallen, nun der Ruf an Sie, Frau Charlotte."

Charlotte. „Ein Manuscript fand ich unter dem Nachlaß einer Verwandten, in welchem von einem Wesen gesagt ist, das nicht in verengter Sphäre, sondern in freisinnigem Streben Freud' und Trauer fand. Wir Alle dürsten nach dem Strahl der Ahnung. Sie gebietet, wo kein gewohntes Recht uns Licht zu geben wagt:

Auf einem Landgut nahe einer kleinen Residenz war ich in Obhut zweier Frauen. Die Aeltere nannte ich Mutter und gedachte, die einzige Tochter der Frau v. Wilknitz zu sein. — Die Jüngere, Frau v. Nordstern, war Mutter eines schönen Kindes, Rosalia genannt. Der freundliche Bund dieser Frauen bedingte gemüthliche Thätigkeit. Das holde Kind erkor ich mir zur Anweisung und gefälligem Spiel. Hülfreich im häuslichen Kreise, strebten wir, freiere reichliche Thätigkeit zu gewinnen; durch sinnige Mühwaltung ward die Heimath geschmückt."

Friedrich. „Der Frauen zarter Beruf ist, zu erhalten, zu verschönern; sie wissen, wie sehr wir Alle der Milde und Güte bedürfen."

Charlotte. „Durch Ordnung und Sorgfalt war dieses Landgut eine Stätte heiterer Behaglichkeit. Fremde kamen im Frühjahr, uns zu besuchen, und ein Edelmann, mit dem die Frauen zu berathen pflegten, kehrte auch wieder bei uns ein. In diesen Tagen wohnten wir einem Gastmahl in der Stadt bei; ein Kavalier war dort zugegen, dessen Vermögen und gutes Betragen man rühmte. Der Vormund sagte mir, die Eltern des Barons Ludolph wünschen eine eheliche Verbindung, und fügte hinzu, daß meine Gespräche

ihm gefallen. Angenehme Unterhaltung? wie wäre das möglich? Die Karte zur Mariage, welche er mir anbot, wollte ich nicht spielen. Da zeigte ich ihm Bilderchen vor, die ich oder Rosalie gefärbt hatten. Ludolph bat, diese ihm zu überlassen, er wollte in seinem Schloß ein Kabinet damit schmücken, es würde eine schöne Zierde sein. Rosalie sagte: das wird den Bilderchen viel Ehre und uns Vergnügen sein, und wir: „O des allzu bescheidenen Mannes!“ Die Vorstellungen und das Zureden der Verwandten ließen nicht ab; mir aber war, als würde ich von Argsinn gebunden. Doch die Thränen der Mutter und die Besorgniß des Vormundes, daß ich nun bald ohne Heimath und Sicherheit sein würde, erschütterten mich, und ich dachte mit Bangen, daß ich mich von dem unvermeidlichen Loos der Frauen nicht befreien dürfe. Wie verwandelt schien mir in diesen Tagen das Gefild, die Bläue des Himmels gewitterhaft. — Am schmerzlichsten empfand ich diesen Zustand, wenn ich im Park war, dessen Umgegend ich vor Allem gern besuchte. Ging ich mit der Mutter und Baron Ludolph in der Abendkühle in den Alleen und reichlich blühenden Bosquets, da war der Rosen Pracht mir verwelkt, der würzig grünen Matten Duft mir Modergeruch! sonst so lebensfroh geathmet, — jetzt so schaurig, Verwesung witternd.

Nach einigen Tagen ward im Pavillon dieses Parks ein Fest der Familie Ludolph zu Ehren gefeiert. Vor dem Beginn ging ich mit der Mutter durch die Alleen. Schon ertönte Musik in dem Salon, als der Maler Darvin nahte und Frau v. Wilknitz ein Schreiben überreichte. Ludolph führte mich durch die Avenue in den Saal. Die weich hinziehenden Töne bewirkten, was kein Gedanke, kein Bangen vermocht hätte: die Trauer brach in Thränen aus. Der Tanz sollte beginnen, heftig weinend kam ich in den Saal. Als Ludolph meine Hand fassen wollte, drängte sich ein Offizier hervor, der Onkel Rosaliens, und sprach zu dem Baron: „Hier sehen Sie frohgesinnte Fräulein, die der Tanz erfreuen wird; Fräulein Sophie aber führ' ich aus den heitern Reihen, Kindes-Thränen ziemen nicht diesem Feste.“ So geleitete er mich aus dem Saal. — „Längst habe ich den Harm Ihres Gemüths gewahrt, sagte er, wer könnte Sie solchem Trübsinn überlassen.“

Er führte mich zur Mutter, die noch mit Darvin sprach: „Gnädige Frau, Ihre Sophie ist nicht durch ein starres Verhängniß gebunden, auch meine ich, ihre Gesinnungen errathen zu haben; daher habe ich mich unterfangen, sie aus dem Tanzsaal zu Ihnen zu geleiten.“ Ich wollte ihm meinen Dank aussprechen, der Edle aber erwiderte: „Reden Sie nicht aus, mein Fräulein, ich weiß, wie wahrhaft ich Sie verstanden.“ — Nach diesem eilte er wieder in den Saal.

Die Mutter schien sehr betroffen; denn nach solchem Vorgang mußte sie ihre Meinung aufgeben.

Ich fühlte die sanft eindringende Milde des hellen Tages. Segnend neigten sich blühende Zweige über mich nieder, die Trauer verwehend; ich fand Schatten und Frieden. Der Blüthen Duft kos'te wie Freude zu mir; was noch das Haupt beschwerte, sank wie Nachtgewölk.

Die Mutter aber sagte: „Ich darf leider nicht bergen, wie ich fürchte, dies Ereigniß wird in der Gesellschaft Tadel und gehässige Deutung erfahren.“ „Ihre Besorgniß, gnädige Frau, sprach Darvin, kann ich leicht beseitigen, ich werde die Phantasie des Baron Ludolph auf manches hübsche Köpfchen richten, und gern betheuern, daß ein Gesichtchen, so ihm gefällt, auch das schönste sei. Er wird mir Dank wissen, daß ich so gefällig ihn aus dem Labyrinth geführt.“ Nach einigen Monaten ward Ludoph's Verlöbniß mit dem schönen Fräulein Mannstein bekannt.

Oefter theilte Darvin der Mutter vertraulich Briefe mit, die er aus Wien erhielt, und ich bemerkte, daß ich der Gegenstand ihrer besondern Beachtung war. Demnach war ich vorbereitet, Bedeutsames zu vernehmen, als einst Frau v. Wilknitz zu mir äußerte: „Ich darf nicht länger zögern, liebe Sophie, dir von deinen Familien-Verhältnissen zu sagen. Deine Mutter war die Tochter eines Patriciers in Augsburg. Sie wurde einem Venetianer verehelicht und beide gelobten einander: die älteste Tochter solle in Venedig klösterlich erzogen werden; die zweite hingegen nach deutscher Sitte und Lehrweise. Sie gebar Zwillinge, für diese ward also das Versprechen bedingt. Noch zartes Kind übergab dich mir deine Mutter, du warst mir durch unsere Freund-

schaft nahe verwandt, demnach mein Kind und Erbe. Vor Jahren schon habe ich deine Eltern betrauert, und nun Darwin ersucht, mir nähere Kunde über das Schicksal deiner Schwester Julia durch einen Ordensgeistlichen in Wien zu verschaffen, der ihm persönlich vertraut ist." —

Da ich meiner Eltern mich nicht erinnerte, so war es, als sagte man von einer längst vergangenen Zeit; allein von meiner Schwester wünschte ich sehnlichst zu vernehmen. Nach einigen Wochen kam Darvin wieder zu uns: „So eben habe ich ein Schreiben des Priors erhalten; in geheimnißvoller Weise spricht er von Julia. Ich kann danach nicht bestimmen, ob sie ein Kloster aufgenommen. Angelegentlichst empfiehlt er, beifolgendes Kistchen an Sie, Fräulein Sophie, zu übergeben. Der Inhalt ist Ihnen von der Schwester zugedacht; der Geistliche sagt in seinem Schreiben: „Wenn Sie den Empfang berichten, unterlassen Sie nicht, der Persönlichkeit Sophiens, Julia's Schwester, zu erwähnen, und ob ihre Bildung dem Adel ihres Geschlechts entspreche; sowohl ich als auch Andere, fügte er hinzu, legen auf diese Mittheilung besondern Werth."

Solche Worte gaben mir die Hoffnung, daß Julia lebe. In Verlangen und Erwartung, was in dem Kistchen sei, eröffnete ich es schleunigst und fand darin drei Gewande: ein grünes, ein graues und ein schwarzes, dicht, weich und glänzend, der schönste seid'ne Stoff. Ich eilte sogleich, das graue anzulegen, es kleidete vollkommen und an jedem guten Tag sollte es mich schmücken. — Auch noch ein anderes Kästchen übergab Darvin, worin venetianische Kettlein, und in schöner Fassung reichlicher Schmuck. Zu noch größerer Freude fand ich das Bildniß meiner Schwester Julia. Sie war in grauem Gewand; ein buntes, mit Gold durchwirktes Netz umwand die Locken. — Einen so schönen Bund wünschte ich auch, um diesem Bilde ganz ähnlich zu sein. Der gefällige Darvin verhalf mir hiezu, und ich war nun der Schwester vollkommen gleich. Nun war mir klar, warum ich vorzüglich im Italienischen Anweisung erhalten, welches ich nun mit Eifer übte. Bewegt, ergötzt, las ich Reden und Gesänge, denkend, sinnend, nachempfindend.

In Erwartungen und Gedanken gingen Herbst, Winter und Frühling rasch vorüber. Durch geistige Gunst erblühte neues Leben. Der Sommer in aller Pracht schmückte das hohe Gefild, mannigfalt, herrlich.

In diesen Tagen sollte auf dem herzoglichen Schlosse die Ankunft einer fremden fürstlichen Familie festlich begangen werden. Die Fürstin mit ihrem Sohn und zwei Prinzessinnen wurden erwartet. Bei diesem Empfange wollte Jedes Zeuge des feierlichen Einzuges sein. Die Zugänge waren gedrängt voll, die Vorhöfe gefüllt. Durch Alleen, Ehrenpforten, prangend von dem Schmuck des Jahres, geleitet, gelangten die hohen Gäste zum Schloß, wo sie auf's Freudigste bewillkommnet wurden.

Das Landhaus, welches wir bewohnten, war nahe dem herzoglichen Schlosse. Rosalie hatte keine Rast, äußerte mit Ungestüm ihren Wunsch, an dem Anblick der Prinzessinnen sich zu weiden. Zwei Portale führten aus dem Park in das weite Gebäude. So kamen wir in den Vorsaal, sahen die Hoheiten. Rosalie, entzückt von dem Anblick der Prinzessinnen, bewunderte die Gewandtheit des Erbprinzen, sagte: Wenn ich die Hoheiten nicht gesehen, wüßte ich ja gar nicht, was jetzo Putz oder Mode sei. Ach! wie schön sind sie in diesem Schmuck! — ich kann nur schauen und loben.

Wir mußten im Schlosse harren; es war unmöglich, durch das Volksgedränge wieder in unsre Wohnung zu gelangen.

Der Herzog war einige Stunden später angekommen, um dem Ceremoniell des Empfanges zu entgehen. Des Fürsten hohe edle Persönlichkeit war bemerkenswerth. Nächst ihm zog eine ähnliche Gestalt Aller Blicke auf sich. Darvin besonders war von dieser Erscheinung betroffen: „Wie wäre es möglich, Graf Howarth hier?" Es ist Baron Albin, der unserm Fürsten längst bekannt, gab man ihm zur Antwort. — „Ich würde sagen, entgegnete Darvin, es sei Graf Howarth, den ich vor Jahren in Wien gesehn; doch wäre dieser wohl noch nicht so gealtert; zwar der Leiden Gepräge bezeichnet oft also, — welche Aehnlichkeit in jeder Bewegung! nur ein Wort von ihm, und ich weiß, ob ich geirrt, oder ob er es selbst ist."

Mir war zu Sinn, als sähe ich in einen lichten Raum.

Wir weilten noch, als schon Einige von der Audienz kamen, so auch Baron Albin. Darvin nahte ihm, der Graf reichte ihm die Hand, zum Zeichen, daß auch er ihn erkannt habe. Er mußte an uns vorüber gehn, wandte sich, um die Frauen zu begrüßen, erblickte auch mich, erbebte. Julia! Julia! rief er. „Nicht Julia ist sie, es ist Sophie, meine Pflegetochter." — „Der Name ändert hier nichts; das Geheimniß ist gelöst: sie ist es dennoch! Niemand kann dies Bild mir rauben, so sah ich sie stets! Und jetzt bist du mir in aller Wahrheit nahe. O sprich, Julia! nur einen Laut!" — Da sagte Frau v. Wilknitz: „Julia ist es nicht, — doch wir wollen uns entfernen."

Erlauben Sie, sprach Darvin zu dem erstaunten Grafen, daß ich Sie auf Ihr Zimmer begleiten darf, wo ich Ihnen Aufschluß zu geben vermag. O lassen Sie mich nicht länger in bangem Zweifel! rief der Graf. Es ist Julia! so vollkommen ähnlich kann ein Wesen dem andern nicht sein. Darvin sagte ihm von dem natürlichen Bande, vertraute, was er durch den Prior vernommen und wie Sophie selbst ihr Familienverhältniß nur kaum erfahren habe. Der Graf vernahm mit Erstaunen den Aufschluß über die Aehnlichkeit Julia's mit ihrer Zwillingsschwester und war nur um so verlangender, letztere wieder zu sehn.

Oft kam er zu uns; seine Mittheilungen waren für uns ein reicher beseelender Born von Güte und inniger Traulichkeit; doch erregten die düstern Flammen seines Auges mir Bangigkeit. In seiner Rede waren Erd' und Himmel verherrlicht, und ich wähnte, Isidor — so nannten wir in unserm Kreise den Grafen — werde auch mich verstehn und die Meinung meines Herzens genehmigen; ein Glaube, der nie erlöschen wird. —

William. „Das ist gegen die Bedingung, denn wohl wird Sophie bräutlich geschmückt erscheinen."

Friedrich. „Also deute ich es nicht. Julia fühlte der Liebe Macht. Der Flamme Licht erhellte noch den Abend so verwandter Seelen."

Charlotte. Den langen Tag war Isidor mit uns, und stets freier, inniger seine Rede. Wie von Geistern erheitert fühl ich mich, sprach er, Freude am Dasein erblüht mir wieder!

Thränen erglänzten in seinem Auge, sie waren mitempfunden. Bedeutsam sprach er: Sophie nur allein kann mit Julia mich versöhnen, von Aengsten befrei'n; denn schmerzhaft tödtlich ward Julia beleidigt. Von ihr ewig geschieden zu sein, ist meines Lebens heftiges Leid.

Ich sagte: der Glaube lebt, so darf das Leid nicht siegen.

Julia! Sophie! rief er, meine Hand ergreifend, kannst du mir vergeben — mir das höchste Wort betheuern?

„Zu empfinden, zu denken vermag ich's, doch nicht zu betheuern."

* * *

In der folgenden Nacht war ein heftiges Gewitter. Bei feurigen Blitzen, gewaltigen Donnerschlägen brachten wir schaurige Stunden zu. Schloßen hatten Fenster und Gitter zerschmettert, der Sturm Bäume ausgerissen, von Fluthen war der See geschwellt. Wenn die Elemente sich wieder versöhnen, wie hold ist dann der Schlaf! Gern mag der erschreckte Sinn sich im Schlummer erholen. Da träumte ich: Aus den Wellen des Sees hebe eine Blume sich hervor, immer höher und höher. Und auf der Lilie Blättern sah ich in lichten Zügen die Namen Isidor, Julia, Sophia! Im Schlummer war dies Bild mir verliehen, immerdar seh' ich's im Geiste nun.

In der Stadt hatte sich das Gerücht verbreitet, der Blitz habe unser Gehöft getroffen. Darvin kam: „Es war eine bange Nacht, mir doppelt schwer, denn während des Gewitters sprach der Graf in höchster Aufregung von Julia und der Bitte an Sophie.

Ihnen ist es gegeben, Sophie, seiner Seele Schmerz zu lindern; ich fürchte für ihn. Wir können von ihm sagen: Wo willst du hinfliehen, das Phantom lebt in deinem Herzen! O begegnen Sie ihm ja mit sanfter Freundlichkeit."

„So wie wir Alle, bin auch ich ihm freundlich gesinnt; aber bedenken Sie wohl, Darvin: was in Isidor ein Phantom ist, dürfte es mir Wahrheit sein? Gott, Liebe! Das sind die Worte, deren

Mißbrauch schrecklich! O Darvin, das Bewußtsein wird immer lebhafter, daß Julia segnend uns umgiebt."

Wir sahen den Grafen bleich, gebeugt nahen, er sprach: Meine Seele verlangt, mit dir Sophie zu sein, in deinen Augen geht ein Hoffnungsstrahl mir auf, aber wie soll es werden, wenn du das Wort der Versöhung mir versagst?

Gott, die Liebe ist mit uns! — Auch mir wohnt Wehmuth im Herzen, — was können wir uns weihen, denn Mitleid.

„Mitleid, ein trauriges Trostwort für Sehnen der Liebe — für den Schmerz, mit dem ich von Julia — Sophie, Verzeihung erflehe." Schweigend, mit verdoppelter Trauer hört' ich ihn. — Wir haben an die Welt keine Forderung, warum denn himmlischen Beistand für die Zeit erbitten?

„Wohl sprichst du wahr, Sophie, der Traum meines Lebens ist vollbracht — der ewigen Ruhe will ich mich weihen!"

* * *

Es war herbstlich, schon rauschte das Laub unter dem Fuße des Wand'rers.

Manch' schönes Erinnrungsblatt hatte uns Isidor mit kunstgeübter Hand gezeichnet; heute ein allegorisches Bild. Frau v. Wilknitz wollte hierüber Erklärung haben.

Ist es auch nach Ihrem Sinn aufgefaßt, Sophie? fragte Isidor.

Da übersah ich das Bild. — Ja, es ist gelungen! Die Hoffnung giebt, was wir ihr leihen, der Glaube ist mein Selbst. Liebe! wir sehen, wie Alle sich nach ihr drängen, entgegen eilen, Kindlein ihre Knie umfassen. Erdichtet ist es nicht, daß Alle nach ihr verlangen, sich nach ihr sehnen; allein Keines vermag zu sagen: ich kann sie nennen, sie bekennen. Wir schauen sie auch hier auf diesem Bilde verschleiert. Keiner kennt die Liebe, — wer hat Gott geschaut!

Isidor faßte meine Hand, sah mit scharfem Blick mich an: du hast versagt, mir das höchste Wort zu betheuern! — Gewähre es nie, — kein sterbliches Ohr vernehme von dir „Liebe!"

Tiefe Stille — Dämmerung — Dunkelheit! — Es rollte ein Wagen vor, von Fackeln umgeben, von ihrem Schein war das Zimmer erhellt. Ich sah sein bleiches Antlitz, seine Thränen — weinte mit ihm. — Isidor sagte nochmals: Von deinen Lippen werde nie das heiligste Wort bekannt.

„Isidor, Liebe ist aller Gesinnungen Einheit!"

Sophie sah ihn nie wieder; — und nun lege ich das Manuscript bei Seite.

William. „Das dürfen Sie nicht, wir haben wohl kaum die Hälfte gehört."

Charlotte. „So will ich flüchtig suchen, was noch zu sagen wäre."

Isidor schrieb: Ich bin nicht geschieden, habe Zuversicht gewonnen. Allgegenwärtig wie das Licht, ist mir dein Angedenken. Den Glauben hab' ich errungen. Wie dunkel und schwer war mir das Dasein, als ich die erlösende Liebe nicht fühlte. In Andacht lebe ich und diese Beseeligung erkennt wieder den Werth des Daseins, der Schmerz ist von mir gewichen, ich nähre, ich pflege friedliche Gesinnung.

Auch Frau v. Nordstern war abgereist, die Erbschaft eines Gutes im Böhmerwalde hatte ihre Gegenwart daselbst erfordert. So verging ein Jahr und länger in traulicher Mittheilung mit den Entfernten.

William. „Julia ist noch für uns verborgen, begraben, wann wird sie erwachen? Ich will sie sehen, sie hören, die allein das Leid zu lösen vermag."

Friedrich. „Das Ohr ist willig der Klage geweiht. — Reichlich schwellen solche Töne, fließend durch der Tage Zahl, — dennoch selbst verklärte Klänge sühnen nie die Macht des Leids."

Charlotte. Sophie verlangte, von des Grafen Jugend und Schicksal zu vernehmen. Nur Darvin konnte darüber Zeugniß geben. Dieser erzählte:

Während der Gewitternacht, die uns geweckt und erschreckt hatte, war ich mit dem Grafen Howarth allein. Ich bat ihn, mir von seiner Vergangenheit, von seinem Aufenthalt in Venedig zu sagen, da es mir nicht verständlich sei, wen er daselbst gesehn.

Er erwiederte: So schwer auch Erinnerung auf meinem Herzen lastet, will ich darüber Aufschluß geben. Wen hat das Irrsal nicht erfaßt, gebeugt! Ich fühl' es tiefer, da ich von der Seele Trauer reden muß. Dem Kaltsinn, weiß ich wohl, ist solches Leid Thorheit. Es ist bekannt, Darvin, daß ich in Vermögens-Angelegenheiten nach Venedig reiste. Mit Betrübniß sah ich in jedem Palast Zeichen des Ruins; Kunstwerke wurden veräußert und das Schönste nach fernen Landen gesandt. Künstler sagten mir, in dem Palast Valori befänden sich die vorzüglichsten Gemälde, welche jedoch die Erbin zu bewahren wünsche. Ich erhielt die Erlaubniß, diese Bilder sehen zu dürfen, ward in einen Salon geführt, wo mich eine Dame bewillkommnete, die ich vor Jahren in Wien gesehen. Mehrere waren beschäftigt, die Bilder zu kopiren, auch Julie Valori, die Nichte der Dame; ein Wesen in zarter Jugend, in Unbefangenheit erblüht — das Antlitz lebendiger Glanz! In diesem Moment gewann meine Seele lichtvolle Anschauung; des Lebens Gluth durchdrang mich. Julie hatte wohl schon manch' gleichgültig Lob vernommen, allein sie erblickte mich, der von ihrer Wesenheit so ganz eingenommen, gleichsam besiegt war. Es war dies ein Raub, den ich gegen meinen Willen an ihrer glücklichen Unbefangenheit, an ihrer bewußtlosen Schönheit beging. Wie kann ich es Euch verständigen: das Leben hatte mir seinen Lichtglanz enthüllt; ich fühlte, es sei ein ewiges Leid, nicht für, nicht mit Julia zu sein.

In anmuthiger Begegnung schwanden Wochen und Tage dahin. So vertraulich auch unsre Gespräche waren, blieben dennoch die Familienverhältnisse unerwähnt. Julia war, wie alle vornehmen Venetianerinnen, in einem Kloster erzogen, Conservatorio genannt, in welchem Musik und hauptsächlich bildende Kunst geübt wurden. Für die letztere war Julia besonders befähigt. Um sich ungestört der Kunst widmen zu können, war in ihr schon früh der Wunsch rege, als Klosterfrau aufgenommen zu werden; allein ihr Vater hatte die Einkleidung nicht zulassen wollen. Gleich abgeschieden wohnte sie dann im Palast, wie in der Zelle. Dadurch ward ihr Einheit des Sinnes und Geistes bewahrt. Ein so bewachtes Gemüth wird inniger empfinden, wenn es von der Freude Strahl berührt wird.

Geheimnißvollen Mächten war ich von nun an geweiht; diese Gewalt hat mich auch zu Sophia geleitet. Als ich Julia zum Erstenmale sah, malte sie an dem Bilde des heiligen Johannes, des Jüngers, welchen der Herr lieb hatte. O welche Begeisterung, welcher Zauber tiefer Anschauung war in diesem Bildniß ausgedrückt! Wir glauben, daß der Geist Gedanken erschaffen kann; so auch giebt es eine bildliche Offenbarung, die beseelt und erleuchtet. Wie werth mir dieses Bild, wußte sie wohl, sie versprach, mir diese Schöpfung ihres Herzens und ihrer Kunst zu übersenden.

Am Tag meiner Abreise sagte ich: Julia, ich fürchte, wir werden uns nie wiedersehen.

„O zweifle nicht, der Prior, mein Oheim, hat schon längst eine Villa ohnweit Wien für mich gekauft, in einigen Monaten werde ich mit meiner Tante da wohnen."

Als sie das Bild mir sandte, schrieb sie:

„Siehe in Giovanni, wie in ewiger Jugend, durch den Geist geboren, die Treue lebt; ernste Wonne, selige Zuversicht! Der tief beschattete Blick deutet die Begeisterung in seliger Anschauung. Scheiden mußt du von mir, Isidor, doch sehnend folgen dir die Gedanken. Lieblich ist mir die Erinnerung vergangener Tage, ich verlange nach den Auen der neuen Heimath. In banger Besorgniß der Zukunft, fühlte ich mich von Zweifel gebeugt, erschreckt. Dies gestand ich dem Beichtvater. Denn es ist mir Sünde, an deiner Huld zu zweifeln. Gedenke, wie uns verheißen: dein Herz will ich nähren mit dem Brode der Engel, aus der Quelle tränken, die im Paradiese fließt, dann wird die Sonne des Friedens dir leuchten. Allmächtiges Erkennen ist mir die Huld, die nie versiegende Freude. In Demuth gehüllt ist mein Gebet: Friede — Liebe — Ewigkeit!" Juliens Abreise nach Wien, erzählte der Graf weiter, ward bestimmt. Ich hatte versprochen, entgegen zu kommen, um sie durch das ihr unbekannte Land zu führen. Allein dies Vorhaben ward gestört durch einen Auftrag, der meine Gegenwart in Ungarn erforderte. Ich meldete dies Julia, und sie hoffte, durch Beschleunigung ihrer Reise mich noch in Wien zu finden. Aber ich auch beschleunigte meine Abreise, um desto früher ihr Beschützer zu sein. Julia und ihre Tante hatten Beistand durch einen Ordens-

geistlichen, den sie vertrauend ehrten und der sie nach Wien geleitete. Nach ihrer Ankunft wollte Julia die Bildergallerie in meiner Wohnung sehen. Sie kam dahin mit der Tante und dem geistlichen Herrn, fand nicht in dem Saal ihr Bildniß des St. Johannes, was ihr den Beweis, daß sie wirklich bei mir sei, bestätigen sollte. Der Aufseher der Gallerie äußerte: Das Gemälde, was Sie zu sehen wünschen, ist wahrscheinlich im Kabinet des Grafen Howarth, und führte Julia in den Salon. Da nahte die Gräfin: „Sie wünschen, meinen Gemahl zu sprechen? doch gestern ist er abgereist." Die Tante, Julia's Erbeben bemerkend, entgegnete schnell: Nur das Gemälde möchten wir sehen, welches dem Grafen aus Venedig übersendet worden. „So folgen Sie mir zu seinem Kabinet." Julie weilte vor diesem Bilde, sprach dann leise: unmöglich — dennoch! dann kein Zeichen, kein Wort, schweigend, erbleicht ward sie hinabgeführt, von der Tante und dem Priester in den Wagen gehoben.

Bei meiner Heimkehr wurde von ihrer Erscheinung, ihrem Betragen mit Hohn, argsinnigem Tadel gesprochen, und dadurch jeder Unmuth in mir verstärkt.

Julia war mir auf immer entschwunden, jede Nachforschung blieb vergebens. Alles war mir unheimisch, Widerspruch, Widerstand. Ich fühlte, unbekannt, lästig, fern war ich Allen; demnach ward mit meiner Bewilligung mein Sohn in dem Collège des Adels aufgenommen; die Tochter wußte ich bei der sorglichen Mutter, und ich entfernte mich aus Wien. Ein Landgut in Böhmen, dessen Namen ich führe, wurde meine Heimath.

Nun werden Sie wohl verstehen, Darvin, wie sehr mich der Anblick Sophiens anziehen, erschüttern mußte.

* * *

William. „In dieser Sage waltet innige Mystik." —

Heinrich. „Wem dies behagt, beharre in seinen Träumen."

William. „Mehr oder minder bleibt immer das Leben ein schwindender Traum."

Charlotte. Frau v. Wilknitz, so schreibt Sophie, sollte das Karlsbad gebrauchen. Verpflichtet und besorgt für ihre Pflege, war ich mit ihr. Ein Kurort löst von Gewohnheiten und lästigen Bedingungen. Hier sucht Jedes Pflege und Schonung; nur was den heitern Sinn verletzt, gilt für Beleidigung. Wir fanden behagliche Geselligkeit in der schönen Umgebung. Frau v. Wilknitz hatte einen Edelmann kennen lernen, dessen Persönlichkeit ihr besonders genehm war: Baron Eduard v. Erthal, er gefiel Jedem und war vorzüglich geehrt. Er ward uns bald vertrauter und Frau v. Wilknitz erhielt die Zeilen: „Nur mit Sophie werde ich ein Familienglück gewinnen, sie nur kann mein Schutzgeist sein. Geben Sie Ihre Einwilligung, gnädige Frau, dann werde ich an Sophie schreiben, und ihr sowohl die Wünsche meiner nächsten Anverwandten, als auch meine innige Verehrung aussprechen. Gewißlich, nur durch Sophie wird mein Glück begründet sein."

Erthal besuchte uns, wir gingen in das Thal der rauschenden Topel. Die Umgebung so reich und mächtig. Eduard sagte wiederholt: Ich glaube an das Glück, das mir Huld und Güte bereitet. Und ich konnte nur erwiedern: wer noch hofft, glaubt also. Die Vergangenheit, das Andenken an Isidor war belebt dem Gemüth, und wohl war mir bewußt, wenngleich nur in dem Nachhall verklungener Tage: Isidor hat mein Gelübde. Nur wer frei ist, kann zweifeln, wählen und irren. — Ich wollte an Erthal schreiben: „ein ergeb'ner Sinn überläßt willig das Loos der Weisheit Lenkung." So ernste Gesinnung wollte ich ihm bekennen. Versunken in eine Stille, die selbst den Gedanken scheut, war ich allein. Die Nacht brach ein; da hörte ich fern Bewegung, nahes Geläut, schauerlichen Gesang sich nähern — — ein Leichenzug! Von Priestern und Chorknaben geleitet, mit brennenden Kerzen umgeben, ruhte unter meinen Fenstern der Sarg. Von den lichten Flammen waren die Kammern erhellt. In Gebet und Thränen folgten Viele dem Leichenzug. Da harrte ich, um zu fragen, wen man zu Grabe trage. Betrübt war ich und weinte über den Todten. Ich fragte: wer soll begraben werden? Da vernahm ich: Isidor Albin, der gottselige Johanniter!

Ich schwankte, bebte. Wie von Geisterhauch umweht, vernahm ich

die Bitte des Freundes in der Abschiedsstunde. Das Symbol des Erkennens und der ewigen Einheit war mir in Klarheit wieder erschienen. Ich ward wehmüthig, schweigsam, als gehör' ich den Tagen nicht mehr.

Eduard, diese Stimmung gewahrend, sprach: Erhörung darf ich nicht hoffen, nicht das Gelingen meiner Wünsche hegen. Ich fühle: Sophiens Wesenheit gehört uns nicht. — Dies vernahm ich und erwiederte: meine Heimath ist, wo Julia lebt.

Noch vor unsrer Abreise aus Carlsbad wollte Frau v. Nordstern einige Tage mit uns sein. Ich war freudig erstaunt bei Rosaliens Anblick, sie war durch Schönheit verherrlicht, gern weilte ich mit ihr. Jugendlich lebhaft, konnte sie von Freud' und Wohl uns sagen. Wer sie erblickte, rief: o wie schön, wie schön ist sie!

Um das Namensfest der Frau v. Wilknitz zu feiern, war Rosalie in rosa Taffet gekleidet, ihr dunkles Haar um das ovale Köpfchen gewunden. Man umringte sie in Bewunderung: Hebe, Hebe, — dies Götterkind hat ihr Anmuth verliehen! Sie sagte: „so ward ich nie gerufen, nie genannt." — Ja, es bezeugt die Freude bei Deinem Anblick. — „Ich will keinen andern Namen als Rosalie."

Erthal war von Erstaunen bewegt, blickte nur auf sie, und zu mir gewandt, sprach er: Fräulein Sophie, viel Lobenswerthes haben Sie von Rosalie gesagt, aber wie find' ich sie!

„Es freut mich, Eduard, daß auch Sie voll Bewunderung; es ist der Schönheit Recht, der Liebe Preis zu gewinnen!"

Sophie erhielt Briefe von Julia, hiedurch bewogen reiste sie zu der Schwester nach Florenz. Beide haben ihr Leben in thätigem Sinn der Jugend gewidmet. Um Irrthum und Zweifel zu mindern, muß der Geist sich höheren Anschauungen ergeben; der Gedanke allein versöhnt, schafft Liebe, Heiligung.

* * *

William. „Ist, was wir vernommen, erfahren, erlebt? oder Gebild der Phantasie?"

Friedrich. „Sie nährt, sie schmückt sich immer durch Erinnerung. Wir rühmen uns reichen Gewinnstes, verstehn aber nicht, manchen Verlust zu erwägen. Heil'ges Verständniß ist Wenigen offenbart. Bei den heutigen Neuerungen haben die Frauen nicht gewonnen. Arges Verderbniß war zwar in den Klöstern, doch können wir bedenken: Erhabenheit kann sinken, Flachheit sich nie erheben."

William. „Die Alten, wohl jedes hehre Volk hat diesen Geist erfaßt; nur dem Schwachsinnigen, dem Frivolen ist es unbegreiflich."

Heinrich. „Ich mein' es auch, das Weib hat dadurch, daß ihr die Waltung des Profanen überlassen, nicht gewonnen. Doch zu dir William! frischer Perlenschaum sei deinem Bekenntniß geweiht!"

William. „Sollte ich auch durch meine Beichte der Mystik des Herzens mich verdächtig machen, will ich auf diese Gefahr hin mit flücht'ger Rede mein Versprechen lösen und aus vergangenen Tagen mittheilen. Daß ich als Jüngling in dem Jesuiter-Kollegium Aufnahme fand, ist euch bekannt. Die Lehre, Anweisung, konnte ich leicht erfassen, und war durch Vorbereitung empfänglich für Wissenschaft. Mein jugendlicher Eifer gewann der Oberen Beifall, und sie waren geneigt, mich für ihren Orden zu gewinnen. Aber von meinem Vater längst zum Militär bestimmt, sollte ich diesem Beruf mich widmen. In demselben Collège war auch der Sohn eines berühmten Bildhauers. Ich vor Allen war traulich mit Carlo, und als wir entlassen, besuchten wir öfter noch gemeinsam die Bibliothek!"

Heinrich. „Du bist dem klösterlichen Sinn geneigt, William, und stets war dein stiller Fleiß von uns geachtet."

William. „Ja, ich möchte klösterliche Absonderung für selbsterwählten Ostracismus erklären. Ein starker Geist konnte zu solchem Entschluß kommen, doch auch die Schwäche fand da ein Asyl gegen Tücke und Verfolgung.

Da wir Beide nur noch einige Monate in dieser Stadt weilen konnten, ich dann zum Regiment abging, und Carlo als Künstler nach Italien reiste, besuchten wir einander in der elterlichen Woh-

nung. Ich verweilte gern in dem Antiken-Saal, kannte die Zahl und Bedeutung aller Statuen, deren Betrachtung mir anziehend. Eines Tages, wo ich Carlo besucht hatte, ging ich abermals durch den Saal, war betroffen, in einer bisher leeren Nische eine Statue in vestalischem Gewand zu erblicken, ihr nahe den Künstler mit einer Zeichnung beschäftigt. Unübertrefflich schön! rief ich aus, denn noch nie hatte ich so edle Gewandung in Marmor ausgeführt gesehen. — Näher tretend gewahrte ich, daß es eine lebende Gestalt sei. Der Künstler reichte ihr die Hand, leise trat sie auf und entwich. Als ich Carlo am folgenden Tag von dieser Begegnung sagte, vertraute er mir, daß es seine Schwester, die ich als Vestalin gesehn. Wie verlange ich, das hehre Bild selbst zu sehen! führe mich zu ihr, mein Carlo, einer Vestalin darf man des Herzens Geheimniß bekennen.

Vergönnt war mir, in traulicher Gemeinschaft mit Clara und dem Bruder zu sein. Welch' ein Reich von nie geahnter Freude ging mir auf! Der Stürme Winterschauer, des Frühlings Blüthenmilde waren mir früher gleichgültig, allein wie fühlt' ich nun! Wie Blumen, am frischen Quell entsprossen, waren freudenreich die Tage, mit Clara erlebt; das Glück konnt' ich mein eigen nennen. Doch still von jenen Tagen. Ich darf den Zauber nicht mit Worten nennen, damit er nicht schwinde. Unvergeßlich aber, unvergänglich, bleiben mir die in Grünthal verlebten Stunden. Noch hör' ich die Quelle rauschen im schattigen Buchenhain.

Friedrich. „Ja, gerne weil' auch ich in diesem schönen Hain, du nennst ihn, und Sehnsucht zieht mich dahin. Es fließt ein Bach durch der Wiesen Schmuck, — ich ruhe dann, lausche dem Wohlklang quellender Töne, träume unter Waldesschatten, — die Blüthen der Phantasie fallen leise auf mich herab."

William. „Mächtige Wipfel spiegelten sich in des Rheines Fluth; blühende Zweige wehten Segen und Lust hernieder, beschattend Clara's holdes Antlitz."

Friedrich. „Und die wohnlichen Räume daselbst, die Villa mit dem Säulengang, mit bunten Fliesen die Kammern bedeckt, so rein, so einladend."

William. „So kennst du ja den freundlichen Park, die Villa,

— an jedem Abend wanderten wir dahin. Clara's Vater war mir wohl geneigt, und wenn ein Tag im schönen Hain erlebt werden sollte, ward auch ich dahin beschieden. O möchte wieder das Wunder jener Tage walten, das Glück meiner Heimath! Heil, Heil, wo noch kein Geständniß die Lippen entweiht! wer gedenkt dann der Zukunft! Wenn das schwindende Licht uns die Auen verschleierte, ward der nächste Tag noch herrlicher geschmückt. So gingen Monate und Tage in frohem Sein dahin. Carlo's Abreise ward bestimmt, auch ich wurde dazu gedrängt. Wir konnten, wollten nicht Abschied nehmen. Ich begleitete Carlo einige Meilen; da sagte er: Clara will für dich beten und heilige Messen halten lassen. Der Beichtvater habe geäußert, die Schwester dürfe nicht um dein Wiedersehn, nicht um dein Andenken flehen; allein für deine Seligkeit beten."

Clara kennt nicht ihre Macht, und wenn ich im Sturm der Wellen erliege, wird der Gedanke an sie mein letzter sein. Wenn wir Freiheit denken, den Willen befestigen, und der liebste Gedanke zum herrschenden wird, dann erfassen wir die Uransicht des Lebens, wo wie durch Bande der Natur vereint Wissen, That und Religion waltet."

Heinrich. „Deine heitere Laune, William, läßt so tiefe Anschauung nicht vermuthen."

William. „Es schwillt die Seele in Ihrem Angedenken, somit ist auch der Schmerz gehoben. Ist dir noch erinnerlich, Heinrich, als du mich in der Kajüte so ruhig fandest, Smith und Benno von dem heftigen Sturme sagten, und man des Schiffes Untergang befürchtete. Da fragten sie: wie erging es dir, William, bei dem heftigen Sturm?

„Ich hab' ihn nicht gewahrt." — Smith: Wäre dies denkbar, glaublich? — Und Benno rief: c'est le fruit — c'est par la force des Mathématiques — Science sublime — qui vous a calmé pendant l'orage! — Ja wohl sublime! — ich hatte nur an Clara gedacht, sie gesehen, wie sie das Kreuz mir reichte, Clara gebot dem Sturm der Wellen.

Nach der Abreise des Bruders zagte ich, ja ich scheute, seine Schwester wieder zu sehen, weil es ein Scheidegruß sei. In Ge-

schäften und Bangen ward ich umhergetrieben, durcheilte rastlos die Straßen. Von Wehmuth gedrängt ging ich in Kirchen, da meiner Trauer das Gebet am nächsten war. So kam ich in den Dom, ein Hochamt ward gehalten. — Ich nahete dem Altar, warf mich nieder, dann mich aufrichtend erblickte ich Clara knieend neben mir, ihr Haupt geneigt. Clara! Clara! sprach ich. Sie erblickte mich: „William!" flammender Anblick! Ich faßte ihre Hand, alle Scheu war verschwunden. Sie sprach: William, dies Hochamt ist mein Gebet für dich; so gedenken wir deiner Seligkeit.

Hand in Hand durchschritten wir den Dom. Clara, bat ich, gieb mir ein Zeichen dieser Stunde! Festen Blickes sah sie mich an, wandte sich, löf'te ein Kreuz, von dieser Stunde mein eigen. Sehet, auch heut mein Schmuck!

An jenem Morgen hatte ich zum ersten Mal einen Ring, Erbtheil meiner Mutter, an meiner Hand, den ich an Clara's Hand fügte. Wir gingen den Säulengang hindurch, das Herz durch heil'ge Macht, von lichtem Strahl gesegnet. Zögernd, leise, gingen wir dann die Stufen des Domes hinab; lächelnd weinte Clara. O seel'ge Einfalt, fromme Demuth, dich bet' ich an. Nahe der Halle, wo ich sie zum ersten Mal erblickt, entwand sie ihre Hand.

Nun, nachdem ich sechs Jahre entfernt, an demselben Ort, was konnt' ich beginnen? Ihrer Wohnung ging ich vorüber. Die Pforte fand ich verschlossen, kein menschlich Regen gewahrte ich. Ohne Kunde, in Unsicherheit verlebte ich die Tage. Dann endlich von Carlo Antwort aus Rom. Der Schwester erwähnt er nicht, verschwiegen ist Clara's Name in seinem Schreiben. Seh' ich sie einst, werd' ich ihr sagen, daß sie in Gefahr und Kampf mir Hoffnung war. Wählt sie mich, will Clara der Tage Wechsel mit mir theilen? Der wahre Muth ist ja der Muth der Liebe!

Alle. „So flammt der Wunsch in unsren Herzen. Auf Euer Wohl — auf Euer Wiedersehn — Clara! — William!"

William. „Lebet — lebet! Denen man Freud' und Leid bekennen darf! — Genehmiget noch aus dem südlichen Frankreich bewahrte Früchte, und symbolisch bezeichnete Kästchen. Die Zahlen

von 1—9, mit einem Lorbeerkranz umgeben an Friedrich, der da sagte: Welche Verheißung?

William. „Leicht wird die Erfüllung sein!"

Für Heinrich war ein Schuh gezeichnet.

Heinrich. „Was soll mir das?"

William. „Es ist der Schuh, den du bei der Eroberung von Charlestown verloren, wie du der Erste in der Festung warst, der Britte dem Einschuhigen den Degen übergab, und im Moment von unserm Corps: Charles down! gerufen wurde.

Heinrich. „Dank — Dank! — du gedachtest, du erinnerst an einen schönen Tag meines Lebens!"

Für Charlotte ein Buch, Feder und Brief.

Friedrich. „Sie finden nie hienieden, was Ihnen lieber wäre!"

Für sich einen Pfeil und eine Kanone: Wen Amors Pfeil nicht tödtet, bleibt in Ares Gewalt! treu dem Dämon, der in höchster Gefahr in dem Auge noch lebt.

Die Uhr schlug an — Mitternacht! — Kein Augenblick sei dem nächsten Tage geweiht!

* * *

Eines Abends ward leise die Thür geöffnet; Heinrich ging dahin, kehrte sogleich zurück und ihm folgten William und Friedrich. Ohne ein Zeichen des Grußes nahten sie dem Kamin, William in einen Mantel gehüllt, mit dem Hute die Augen bedeckt, sein ganzes Wesen schmerzlich erfaßt. Er sprach leise:

Ich scheide nun; doch muß ich sagen, wen ich erblickt, wie ich gelitten. Ach — was ist ein Tag! der nächste, uns so fern. — Ich wollte meine Schwester sehen, die Clarissin hier im Kloster ist; ging dahin, fand das Portal verschlossen, zog die Glocke, wieder und wieder. — Nun gedachte ich, daß man durch die Kirche zum Chor gelangen könne, auch zur Gallerie, wo meine Schwester wohnte. So kam ich in die Kirche, ging die Stufen zum Chor hinan, erbebte vor — der Vestalin, — Clara! dieselbe, nur nicht sie, nicht lebend! — O sehet diese Hand, sie hat den Ring bewahrt, den

sie von mir empfangen. Bebend sank ich nieder, rief ihren Namen aus. Die in der Kirche Weilenden eilten herauf, unter diesen ein Franciscaner, den ich schon früher gekannt. Er sprach: warum kniest du allhier, bist bleich wie ein Sterbender, und führte mich in die Gallerie, zur Zelle meiner Schwester. Da erblickte mich die Aebtissin und sagte: sehet hier wieder Einen, der vor Entsetzen nicht sprechen kann. Von dem Chor muß die Gestalt auf ihr Grabmal gesetzt werden, daß nicht Andre noch dem Schreck erliegen. Das Denkmal ist nebst einer Stiftung unserm Kloster vermacht.

„Ich will die Stiftung verdoppeln, laßt Clara mein Eigenthum sein!" — Auf ihrer Grabesstätte fand ich Jahr und Tag des Todes bezeichnet. —

Wie rastlos nun mir Tag und Nächte! — ich vernahm ihre Stimme, leise, leise: „in die Heimath mit dir!" — „Sie ist mein, wird mir folgen, mit mir in einer Zelle wohnen, mit ihr will ich verbannt sein!" So träumte ich, und nannte die Verklärte, mit deren Gedanken ich dann leben wollte. Das Fest des Geistes, den Frohnleichnam wollte ich immerdar feiern.

Der Aebtissin bekannte ich mein Verlangen, sie sprach: Ich darf es nicht bewilligen, selbst auf ihr Grab, sagt der Prior, soll die hehre Gestalt nicht gebracht werden. Dem Chor sei sie geweiht, da wird sie heil'gen Schauer erwecken, von jungfräulichem Sinn gefeiert sein.

Abermals ging ich zum Chor, zu Clara, zum Scheiden, Sterben.

Friedrich. „Du bist mit dem Tode versöhnt. Die Unsterblichen lieben die Jugend der Seelen."

William. „Den Herzensschlag fühl' ich schwinden, das eigenste Mein ist nun dahin. Keines erfaßt den Schmerz, den ich empfinde. Nur Clara, von Engeln umgeben, schafft die Glorie der Einsamkeit. Von Euch muß ich scheiden, — verhüllt in verschwieg'ne Trauer finde ich der Seele Worte nicht mehr."

Heinrich. „Wie werth, wie theuer bist du uns, o raube nicht uns deine Gegenwart. Der edelste Geist scheidet mit dir."

William. „Den Lebenden nicht, den Todten gehör' ich an!

Wisset, die Scheu aller Erscheinungen, die schmerzvolle Todeslust hat ihr Verlust geschaffen. Allein auf dem Schlachtfeld ist mein Walten, der Preis unsrer Ehre, Gemeinschaft des Todes!"

Friedrich. „Gedenke William, als wir den Lear gesehn, und bewegt unter dem Sternenhimmel davon zeugten, mit Thränen der Entzückung sagten: Er, der ihn gedichtet, ist der Einzige, der so die Welt erkannt, empfunden, Gehalt und Möglichkeit der Menschheit offenbart. Des Geistes schaffender, richtender Gedanke ist seiner Werke Inhalt! — Da blicktest du empor, und ich sollte die Worte vernehmen: Clara! Clara! Du bist ein sel'ger Geist — wo weilest du? Mir war in jener Nacht dein Schicksal entschieden; ich sah den Engel hienieden von dir weichen. William, wir haben durch dich nicht Todes-Leid allein erkannt; wie sel'ges Leben sei, hast du uns offenbart!"

Anhang.

I.

Bejahende Stimmen.

Wir kehren noch einmal zu den letzten Blättern der biographischen Aufzeichnungen zurück. Kaum hat die Verfasserin den leidenschaftlich schmerzvollen Vorgang geschildert, in welchem sich die Trennung von dem geliebten Manne so jäh und unerwartet vollzog, so ruft sie ihm noch unter den Thränen des Grams ein Wort der tiefsten Liebe nach. Sie kann nicht anders. Das liegt in ihrer Natur. Sie zeichnet dicht vor dem Abschluß ihrer Erzählung (S. 195) noch rasch mit wenigen Worten ein Bild geistiger Hoheit und großartiger Ueberschau, in dem man sofort den Dichter des Wallenstein erkennt.

Ihre Liebe hatte den natürlichen Wunsch gehegt, das ihr angelobte Herz ihr eigen nennen zu können, aber ihre Liebe überdauert jeden Verlust, jede getäuschte Hoffnung. Diese Charakterschönheit hat Julius Düboc in ihrem Verhältniß zu Jean Paul treffend hervorgehoben. Sie, die durch die Art der Trennung tief gekränkte Frau, bietet Schiller die Hand zur Versöhnung. (Auch dies hat man ihr als Aufdringlichkeit ausgelegt). Und sie bietet diese Hand mit dem Feingefühl, daß sie auch dem Freunde mit diesem Schritt eine innere Wohlthat erweisen, dem damals schon schwer Krankenden eine Arznei reichen muß. Offenbar war ihr Schiller für Vieles tief verpflichtet. Sonst wären die wiederholten Ausdrücke seiner „Dankbarkeit" geradezu abgeschmackt.

Sie sucht ihm also das Gefühl der Undankbarkeit abzunehmen, indem sie ihn bittet, ihr einen Dienst zu leisten, den sie um so wichtiger

macht, je mehr sie ihm Dank schuldig sein und ihn von jeder Verpflichtung befreien will. Sie kommt als Mutter ihres Fritz zu dem auch einst von ihr bei seinem Vornamen gerufenen Freunde. Schiller soll für den Knaben einen Erzieher ausfindig machen. Schiller antwortet Jena, den 8. Mai 93.

„Eine sehr angenehme Ueberraschung war mir der unerwartete Beweis Ihres gütigen Andenkens, Ihres Vertrauens, Ihrer Theilnahme an mir." . . . .

„Bloß meine üble Gesundheit ist Schuld, daß Sie mir in der Versicherung des ersten zuvorgekommen sind. Aber glauben Sie mir, daß es keiner Erinnerung bedurfte, das Bild meiner Freundin in meiner Seele lebendig zu erhalten." . . .

„Was Sie mir in Beziehung auf den lieben Fritz auftragen werden, wird eine sehr nahe Angelegenheit für mich seyn, und ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie sehr ich Ihnen für dieses Zeichen Ihres Vertrauens verpflichtet bin. Darum bitte ich Sie, lassen Sie meinen Antheil an dieser Sache so groß seyn als immer möglich ist. Es könnte mir nicht leicht etwas angenehmeres begegnen, als in dieser Sache zu Ihrer Zufriedenheit beyzutragen, und Ihnen hierinn einen Beweis meiner Dankbarkeit zu geben, die nur mit meinem Leben endigen wird." . . . .

In einem zweiten Briefe vom 29. Juli 93 heißt es dann wieder: „Seyn Sie versichert, daß ich, ich mag sein, wo ich will, alles, was Sie und die Ihrigen betrifft, in einem getreuen und dankbaren Herzen trage."

Nachdem sich die Verhandlungen mit v. Adlerskron, welchen Schiller in Vorschlag gebracht, zerschlagen hatten, kamen Hölderlin und Hegel in Frage. Letztrer lehnte zu Gunsten Hölderlins den Antrag ab und ging als Hofmeister nach Bern zu Herrn Steiger von Tschugg. Hölderlin nahm die Stelle im Kalb'schen Hause an. Haym hat in seiner lebensvollen Charakteristik Hölderlins auf's beste anerkannt, welchen Halt derselbe in diesem Hause und im Umgange der geistvollen Frau haben konnte. Hölderlin selbst spricht das auch in einem Briefe an Hegel aus, welcher aus dem Nachlaß des letzteren in den Besitz der Frau von Kalb gelangte. Sie hat dem folgenden Brieffragment eine Stelle in ihren Gedenkblättern eingeräumt und dieses ihr offenbar durch seine Absichtslosigkeit werthvolle Lob aus der Feder Hölderlins darf auch hier nicht fehlen.

„Deine Seen und Alpen möcht' ich wohl zuweilen um mich haben;

die große Natur veredelt und stärkt uns doch unwiderstehlich. Dagegen leb' ich im Kreise eines seltenen, nach Umfang und Tiefe, Kühnheit und Gewandtheit ungewöhnlichen Geistes. Eine Frau v. Kalb wirst Du schwerlich in Deinem Bern finden. Es müßte Dir sehr wohl thun, an diesem Strahl Dich zu sonnen. Wäre unsre Freundschaft nicht, Du müßtest ein wenig ärgerlich sein, daß Du Dein gutes Schicksal mir abtratest. Auch sie muß beinah denken, daß sie verloren habe bei meinem blinden Glücke nach allem, was ich ihr sagte von Dir. Sie hat mich schon sehr oft gemahnt, an Dich zu schreiben; auch jetzt wieder."

Auch an Hölderlins Mutter schreibt die „Majorin", überall vermittelnd, wohlthuend, ausgleichend. So übernimmt sie später die schwierige Aufgabe, Schiller und Jean Paul zu befreunden. In der fast gleich großen Empfänglichkeit für diese beiden Gestaltungsformen des deutschen Volksgeistes liegt eine merkwürdige Unbefangenheit und ein seltner Weitblick des Urtheils. Sie läßt sich weder durch Jean Paul von den Classikern der Form abdrängen, noch durch diese von Jenem oder von ihrem Herder. Sie nimmt gar keine Parthei weder für noch gegen Persönlichkeiten. Ihre Briefe sind fast die einzigen aus jener Zeit, die von Klatsch frei sind. Goethe kann ihr über seine Dichtungen, über Fichte, aber auch über sein Söhnchen, sein Gustel schreiben. Sie nimmt an Allem theil und hat für Alle ein belebendes, befeuerndes Wort.

„Hier ist das Buch zurück, ich hoffe es in Ruhe hier, auch als eine Gabe von Ihnen zu genießen, wie ich Ihren Brief oft wiederlese in stillen Stunden. Es verfliegt so viel in der Luft, warum sollen auch solche Worte im Feuer aufgehen. Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich ihn zu kurz fand und daß ich immer so fort gelesen hätte und nun immer wieder von vorn anfange. Sie irren sich nicht so ganz, wenn Sie mir schreiben. Leben Sie recht wohl.

D. 1 May 96. G[oethe]."

„Meine eigne Absicht trifft mit Ihren Wünschen, wertheste Freundin, recht gut überein. Zu Ende dieser Woche wollte ich so von hier abreisen und ich werde meine Abfahrt beschleunigen, um durch diese kleine Aufmerksamkeit zu zeigen, wie sehr ich Ihnen und Ihrer würdigen Frau Tante gefällig zu sein wünsche."

„Leben Sie recht wohl. Ich hoffe Sie bald wieder zu sehen und werde dem Schloßvoigt anzeigen daß er sich auf einen neuen Besuch vorzubereiten hat.

Jena d. 7 Jun. 1796. Goethe."

Vor Allem war es dem treuen Herzen Charlottens Bedürfniß, sich bei den Mäkeleien, die ihr in Knebels und Herders Gesellschaft das Ohr umsummten, stark und entschieden auf Schillers Seite zu stellen. Sie schrieb ihm über seine Dichtungen beistimmende Urtheile, auf die er sich beruft; so auch nach der Aufführung der Piccolomini, und er antwortete am 31. Jan. 1799: „Sie machen mir viele Freude, daß Sie mich einen so schönen Nachklang meiner gestrigen Darstellung hören lassen. Die Menge hielt sich an das, was geschieht und gehandelt wird, aber die Seele, die der Dichter in sein Werk zu legen wünscht, und welche tiefer liegt, als die Handlung selbst, ist nur für die, welche eine Seele fassen können. Und so muß man selbst ein productives Vermögen in sich haben, wenn man aus einer so mangelhaften Darstellung, als durch diese Werkzeuge möglich war, den Sinn und Geist des Dichters herausfindet. Sie haben mich gefunden, das freut mich, denn im Ganzen dieses Stücks habe ich mein Wesen ausgesprochen."

Ein zweiter Brief Schillers, dessen Original, wie Köpke angiebt, in den Besitz eines Handschriftensammlers übergegangen ist, dessen Copie leider das Datum nicht mit abgenommen hat, scheint am 2. Juli 1799 geschrieben zu sein. Am 2. Juli wurde in Gegenwart des Königs und der Königin von Preußen Wallensteins Tod gegeben. (An Körner 9. Aug. 99. Briefw. IV, 146). Wahrscheinlich schrieb Charlotte v. Kalb gleich nach Beendigung des Stückes einige Zeilen an den Dichter. In Schillers Kalender S. 78 befindet sich die Notiz: 2. Juli 99 „von Frau v. Kalb." Der Nachtarbeiter antwortet ihr sofort:

„Charlottens Geist und Herz können sich nie verläugnen. Ein rein gefühltes Dichtwerk stellt jedes schöne Verhältniß wieder her, wenn auch die zufälligen Einflüsse einer beschränkten Wirklichkeit es zuweilen entstellen konnten. Die edle Menschlichkeit spricht aus dem gefühlten Kunstwerk zu einer edlen menschlichen Seele und die glückliche Jugend des Geistes kehrt zurück."

„Ihr Andenken, theure Freundinn, wird seinen vollen Werth für mich behalten. Es ist mir nicht bloß ein schönes Denkmal dieses heutigen Tages, es ist mir ein theures Pfand Ihres Wohlwollens und Ihrer treuen Freundschaft und bringt mir die ersten schönen Zeiten unserer Bekanntschaft zurück. Damals trugen Sie das Schicksal meines Geistes an Ihrem freundschaftlichen Herzen und ehrten in mir ein unentwickeltes, noch mit dem Stoffe unsicher kämpfendes Talent. Nicht

durch das, was ich war und was ich wirklich geleistet hatte, sondern durch das, was ich vielleicht noch werden und leisten konnte, war ich Ihnen werth."

„Ist es mir jetzt gelungen, Ihre damaligen Hoffnungen von mir wirklich zu machen, und Ihren Antheil an mir zu rechtfertigen, so werde ich nie vergessen, wie viel ich davon jenem schönen und reinen Verhältniß schuldig bin. Schiller."

Ueber die Wohnung, welche Frau v. Kalb in Weimar an Schiller bei seinem Umzug nach dorthin abtrat, erfahren wir Genaueres durch die Mittheilungen des ehemaligen Kammermusikus Schlömilch. (Sonntags-Beilage zur Weimarischen Zeitung 9. November 1878. Nr. 27.)

„Ich zählte — schreibt Schlömilch — ungefähr 22 Jahre, als ich in dem Hause, welches jetzt die Wittwe Jäde in der Windischen gasse sub A 71 besitzt, dem Sohne der Frau v. Kalb Musikunterricht gab und bewahre von da an noch mancherlei Erinnerungen aus der Zeit des Aufenthalts Schillers in Weimar. Das bezeichnete Haus gehörte zu jener Zeit einem wohlhabenden Friseur Müller, der nebenbei Geldmäklergeschäfte betrieb. Durch Veränderungen in der Familie der Frau v. Kalb, einer stattlichen schönen Dame, ward die Wohnung für dieselbe zu groß und durch Goethes Vermittlung Schiller veranlaßt, in den Kontrakt derselben zu treten. Durch diese Wendung der Dinge wurden beide Familien ihrer Verlegenheit enthoben, nämlich Schiller eine größere anständige Wohnung, an denen es fehlte, beschafft, und die Frau v. Kalb ihre Kontraktverbindlichkeiten bezüglich dieser Wohnung entledigt."

Schiller scheint bis zur Erwerbung seines eignen Hauses bei Müller gewohnt zu haben; am 6. Mai 1802 notirt er in seinem Kalender: „Miethzins an Müller 31 Rthlr. 12 Gr." Am 3. Dec. 99, Kalender S. 86. „An diesem Tage sind wir nach Weimar gezogen." Frau v. Kalb ließ einen Theil ihrer Einrichtung in dem Hause.

II.

Siegmund von Seckendorf's Traum. (Gedenkbl. S. 111.)

„Ungefähr ein halb Jahr vor seiner Krankheit und seinem Tode träumte Seckendorf diesen Traum. Er sah einen Menschen in gewöhnlicher Gestalt und Kleidung zu ihm kommen, welcher ihm sagte, er solle sich etwas von ihm ausbitten und wählen, ob er lieber seine zukünftigen Schicksale erfahren, oder seine vergangenen der Reihe nach noch einmal sehen wollte. Seckendorf sagte, die Zukunft wolle er Gott überlassen, es werde ihn aber freuen, wenn er sein vergangenes Leben wieder so wie ganz im Gemälde vor sich sehen könnte. Nun gab ihm der erschienene Mann einen Spiegel, in diesem sah er sich als ein Kind von 3 Jahren, sah wieder alle Hofmeistergeschichten, die er damals hatte, und deren er sich wachend kaum mehr erinnern konnte. Auch jeder Verdruß, jede Begebenheit, die er in seiner Jugend mit seinen Eltern hatte, erschien ihm da so lebhaft, so getreu, als ob sie wirklich erst geschähen; so ging er denn durch seine Kinder- und Jugendjahre fort; — alles was er je gethan, oder was ihm begegnet war, wurde ihm in diesem Spiegel wiederholt, so daß er endlich auch auf die Geschichte seines Aufenthaltes in Italien kam. Hier hatte er eine Geliebte, die er gewiß würde geheirathet haben, wenn ihn sein Geschick in Italien gelassen hätte; diese sah er auch im Traum auf einem Bette liegen, sie winkte ihm zu, und er ging zu ihr. „Wir müssen uns trennen, sagte sie, aber nicht lange, lieber Seckendorf, denn ohne Sie kann ich nicht lange sein. Nun müssen Sie mich aber auf einige Augenblicke allein lassen.“ Er ging also aus dem Zimmer, und wie er einige Minuten nachher hinein kam, lag sie weit schöner und einer Verklärten ähnlich auf dem Bette, und zu ihren Füßen that sich ein

Vorhang auf. Seckendorf sagte zur Frau v. Kalb, welcher er diesen ganzen Traum erzählte, dergleichen herrlichen Anblick, als er da gesehen, könne er nicht beschreiben; er habe, als der Vorhang aufgezogen worden, eine Menge schön verklärter Geschöpfe gesehen, die Hellung habe seine Augen geblendet, und alles sei vergnügt und in Bewegung gewesen; eine dieser verklärten Schönen habe seine Geliebte bei der Hand genommen, und langsam zu sich hinein gezogen, dann sei der Vorhang wieder zugefallen. Darüber wachte er auf, und dachte seinem lebhaften Traum nach; schlief aber doch wieder ein, und der nämliche Mensch erschien ihm wieder und fragte ihn, ob er zufrieden gewesen sei mit dem, was er ihm gezeigt habe? und ob er auch wohl gerne noch einmal alle Menschen, die er in seinem Leben gekannt, zu sehen wünschte? Seckendorf sagte, daß es ihm das größte Vergnügen sein würde. Er erhielt also auf's Neue einen Spiegel, in dem er der Reihe nach alle Menschen, sowohl lebende als todte, die er in seinem ganzen Leben gekannt hatte, vorbeigehen sah, mit dem Unterschied, daß die noch lebenden glücklichen ihn alle freundlich ansahen und stehen blieben, diejenigen aber, von denen er wußte, daß sie unglücklich geworden und mißvergnügt lebten, gingen alle mit der Hand vor den Augen schnell ohne sich umzusehen vorbei, und alle, die er so mit der Hand vor den Augen vorbeigehen sah, ob er gleich vorher nichts von ihnen wußte, ob sie glücklich oder unglücklich lebten, waren die letzten. Er schrieb nach diesem Traum an alle seine alten Bekannten, und erkundigte sich nach ihren Schicksalen, und immer trafen sie mit seinem Traum überein. Die Verstorbenen, die er in diesem Spiegel sah, hatten eine ganz einförmige Kleidung, die sie vor den Andern auszeichnete, sie blieben alle einen Augenblick vor ihm stehen und winkten ihm freundlich mit der Hand, einige schwanden aber auch nur wie ein Blitz, die Hand vor den Augen habend, vorbei, doch so, daß er sie erkennen konnte. Dieses war ihm das Allerschrecklichste seines Traumes, und wenn er darauf kam, brach er immer sehr schnell ab, weil er zu sehr alterirt war. Seinen Vater, die Frau v. Kalb, sonst alle seine Freunde und auch Personen, die er nur wenig kannte, sah er wieder in diesem Spiegel. Nun wachte er wieder auf, stand auf, weil er vor Angst sich nicht zu fassen wußte, und sah, um sich die Gedanken zu zerstreuen, zum Fenster hinaus; es schlug eben drei Uhr. Endlich legte er sich wieder nieder, schlief ein, und dachte auf's Neue im Traum seinem vorhergehabten Traume nach, machte im Traume ein Gedicht auf seinen Traum, komponirte im Traum dieses Gedicht, und wachte

dann wieder auf. Er konnte nicht mehr im Bette bleiben, stand auf, ließ sich ein Licht bringen und schrieb den ganzen Traum nebst dem Gedichte und der Komposition auf, legte sich aber nicht mehr zu Bette, sondern dachte seiner Traumgeschichte nach." —

Das im Traum gedichtete Lied heißt:

„Holde süße Phantasei,
Immer wirksam, immer neu,
Dank sei Deinen Zauberbildern,
Die mein hartes Schicksal mildern,
Dank Dir, daß mir Deine Kraft
Freude noch zu leben schafft!

O wie manchen langen Tag
Irr' ich Deinem Blendwerk nach,
Im Vergangenen verloren,
In der Zukunft neu geboren,
Wachend, träumend, dort und hier,
Folg' ich immer freudig Dir.

Ein Gesicht verschwindet kaum,
Winkt mir schon ein neuer Traum;
Sink' ich kraftlos und beladen,
Reichst Du mir den goldnen Faden,
Der mein trauerndes Gemüth
Sanft zu Dir hinüber zieht.

Holde, süße Phantasie,
Täuscherin, verlaß mich nie,
Nur im Kreise Deiner Kinder
Eilt die Zeit mir hin geschwinder,
Weiche nimmermehr von mir,
Auch im Tode folge mir!"

III.

Urkundliches.

Bei der Herausgabe der Gedenkblätter kam es darauf an, den ästhetischen Eindruck derselben nicht allzusehr durch urkundlichen Ballast zu schmälern. Es ist auch hier nicht meine Absicht, die sämmtlichen Vorfahren der Verfasserin, sowie ihre Descendenz in Stammbaumform zu buchen. Wer aber durch die Lektüre der Gedenkblätter so viel Interesse für die Verfasserin gewonnen hat, daß er Näheres über Voreltern, Verwandte, Kinder derselben zu wissen wünscht, der hat die Erfüllung dieses Wunsches der höchst anerkennungswerthen, wie es scheint, in dem Geschlecht, dessen Letzter er bis jetzt ist, forterbenden Herzensgüte zu danken, mit welcher Freiherr Emil Marschalk von Ostheim in Bamberg aus seinem reichen Schatz sorgfältig gesammelter Urkunden mir das Wesentlichste mittheilte.

Unter allen adligen Geschlechtern, welche in der früheren Geschichte Henneberg's Bedeutung hatten, steht, wenn man den Umfang ihrer Besitzstände, die Größe ihres auf die politischen und geistigen Verhältnisse ihres Landes ausgeübten Einflusses und die Zahl und Tendenz der von ihnen zum Segen des Volks gemachten Stiftungen beachtet, keines dem der Herren von Marschalk gleich. (Das Geschlecht d. Marschalk von Ostheim in genealog. Hinsicht von G. Brückner. Hist.-stat. Taschenb. von L. Bechstein u. G. Brückner, II. Jahrg., Meiningen 1845).

Waltershausen im Grabfeld, Charlottens Geburtsort, hieß in ältester Zeit Hohenrod, von roden, ausreuten; eine Frau Waltent, davon der Name Waltershausen, besaß es. In einer Schenkungsurkunde von 867, welche deren Tochter dem Bonifazius-Kloster zu

Fulda ausstellte, heißt es: „Ich übergebe dem Kloster, was meine Mutter [Frau Waltent] in W. besessen hat." Im elften Jahrhundert ist das Dorf in den Händen andrer geistlicher und weltlicher Herrschaften. Durch die Heirath der Erbin Eyta, Tochter der Katharina von Herbilstadt (geborenen v. Waltershausen), mit Christoph Marschalk von Ostheim kam ein großer Theil von W. in den Besitz derer Marschalk von Ostheim; 1522 ist es ganz in ihren Händen. — Das Wappen derer Marschalk von Ostheim Waltershäuser Linie ist ein schwarzes Tischkreuz in silbernem Feld, oben ein gekrönter Löwe.

Charlottens Urgroßvater hieß:

Philipp Erdmann Marschalk v. Ostheim;

ihr Großvater:

Ernst Friedrich M. v. O., geb. 8. Dez. 1681 zu Gumpertshausen, studirte zu Straßburg, machte mehrere Feldzüge gegen Franzosen und Türken mit, wurde zum General ernannt, starb 1730 an einem Schlagflusse. Er war vermählt mit Charlotte Katharina, (nicht Elisabeth, Gedenkbl. S. 2.) Tochter des Philipp Ludwig von Winzingerode. Sie starb 1774.

Charlottens Vater:

Johann Friedrich Philipp, geb. 5. Juli 1723. Er liebte die Jagd und das Bauwesen leidenschaftlich. Von ihm wurde nicht nur das Schloß geschmackvoll eingerichtet, sondern auch der anstoßende Berg zu einem terrassirten Garten eingerichtet, das keine geringe Summen gekostet hat. (Waltershäuser Kirchenbuch.)

Seine Schwester (die von Charlotte mehrfach erwähnte Tante Gräfin R.) war Maria Juliana, vermählt mit Joh. Alex. Carl von Rothenhan zu Merzbach-Neuhausen, Oberamtmann zu Zeil. Sie gehörte unter die schönsten und verständigsten Damen ihrer Zeit. Als sie bereits mit dem Tode rang, bewog man sie, sich zur katholischen Religion zu bekennen, † 1773 zu Bamberg (Kirchenbuch).

Charlottens Mutter hieß:

Wilhelmine Rosine, Freiin von Stein (eben so schön als fromm. Kirchenb.), jüngste Tochter des Würzb. Geheimeraths ꝛc., Philipp Ernst von Stein zu Nordheim, geboren den 10. Juni 1733, † 23. April 1769. Die Besitzungen von Charlottens Vater waren Waltershausen, Althausen und Harles, Trabeldorf und Dankenfeld (letzteres katholisch). Er war des Bamberger Hochstifts Untererbmarschall, kaiserlicher Rath, kurpfälzischer und bambergischer Geheimerath und Kammerherr, auch Ritterrath beim Canton Steigerwald,

starb Nachmittags gegen 2 Uhr an „Simon und Judä" ganz unvermuthet an einem heimlich schleichenden Fieber 28. Oct. 1768, an seinem Hochzeitstage.

Charlotten gingen zwei Brüder in der Abstammung vorauf.

1) Carl Friedrich Leonhard, geb. 1759, † 1760 8. Sept., wird Abends mit Fackeln zu seiner Ruhestätte gebracht. Auf speziellen Befehl durfte wegen der Frau Großmutter und Frau Kindbetterin, die eben vier Tage vorher mit dem zweiten Sohne niedergekommen war, nicht geläutet, noch im Schloß gesungen werden. (W. Kirchenb.)

2) Christian August Friedrich Wilhelm Gottlob Aegyd Freiherr Marschalk von Ostheim, geb. 5. Sept. 1760, † 20. Nov. 1782 auf der Universität Göttingen und ist daselbst begraben. (Kirchenb.) Dies ist Fritz Marschalk von Ostheim, der Bruder, der nach der Familiensage im Duell gefallen, nach andern Aussagen und nach der Aufzeichnung seines Freundes Pohl (auch Poel und Poehl im Kirchenbuch geschrieben) an einer Verschlingung der Eingeweide gestorben ist. Der Präsident von Kalb jun. erhielt nach dessen Tode die Alleinverwaltung des Vermögens. Das W. Kirchenbuch, Pfarrer Nenninger, sagt über den Verstorbenen: er besaß eine vortreffliche Bildung des Körpers und der Seele. Wäre er am Leben geblieben, so würde er einer der reichsten fränkischen Ritter geworden sein, da er nicht nur von seinen eigenen Gütern, die jetzt [1799] über 20,000 fl. tragen würden, ansehnliche Revenuen hatte, sondern auch der Bräutigam des reichen Fräulein Julie von Fitzgerald war, welche viele Dörfer zugebracht hätte. Er machte ein sehr menschenfreundliches Testament.

Eine Reihe von Originalbriefen von Friedrich Marschalk von Ostheim liegt vor mir, welche die von Pohl und von Charlotte entworfene Schilderung seines liebenswürdigen Charakters und seines Strebens bestätigen.. Mit Begeisterung schreibt er unter Anderm von Heyne's archäologischen Vorlesungen. Ich lasse zwei (wohl seine letzten) Briefe hier folgen, da sie zugleich Einblick in die Pläne des Präsidenten von Kalb verschaffen. Die Schwestern mochten bei ihrer Vermählung mit den Brüdern von Kalb wohl auch den Wunsch des verstorbenen Bruders vor Augen haben. Die Briefe sind an Charlotte gerichtet.

Göttingen, d. 14. Sept. 1782.

„Du hast mir in Deinem letzten Briefe so viel Lust zu schönen Aussichten, romantischen Gegenden, empfindsamen Reisen gemacht, daß ich mich auf einmal entschlossen habe, morgen die Ostsee zu bereisen;

ich gehe daher in einigen Stunden von hier auf Schwerin, Lübeck, Kiel, Hamburg u. s. w. Wenn Du erst meinen Entschluß gelobt hast, so sollst Du auch erfahren, ob der liebe Mond in der Ostsee sich so recht allerliebst ausnimmt, erst mußt Du mir aber schreiben, ob Du recht vergnügt bist, ich bin es heut wie ein König, uud wollte gern, daß es die ganze Welt wäre.

Ich freue mich, einmal wieder unter Menschen zu kommen; seit drei Monaten bin ich fast nicht aus meinem Garten gekommen, habe keine recht angenehme Gesellschaft, viel weniger eine Dame, weder alt noch jung, näher als 50 Schritte gesehen; das macht es nun gar nicht aus, denn ich fühle um so mehr, was ihr Weiber für entbehrliche Geschöpfe seid, und finde ich in ganz Mecklenburg und Holstein nicht eine Frau oder Mädchen, die so hübsch ist und die mir so wohlgefallen hat, entre nous soit dit, wie eure junge Herzogin,[1] so bleibe ich nach wie vor dabei, daß wer Thränen im Mondschein weint, Schuhe mit rothen Bändern trägt und Chapeau-bas in Göttingen geht, mit sammt seinem Freunde Mond eine fatale Prise ist.

Studiren Sie nur recht fleißig Englisch, ma soeur, wir wollen dann nächster Tage mit einander nach England reisen, vermuthlich werden Hochdieselben sich auch mit aus des Professors Pepin seiner Anleitung zur Rechtschreibung u. s. w. recht christenpflichtig erbauen wollen, wozu ich denn gute Andacht wünsche und mir doch einmal einen Englischen Brief ausbitte, worauf ich, wenn der T † † † sein Spiel hat, nicht ermangeln werde, wieder gehörig zu antworten.

Das Brückenauer Wasser hat Dir doch keinen Schaden gethan? ich habe alles durch Mad. de Har[d]enberg erfahren (folgt ein Gruß an Lore).

Ich habe nun weiter nichts zu befehlen, gute Nacht, schlaf wohl.

Marschalk."

Göttingen, 29. Oct. 1782.

„Seit gestern bin ich von einer sehr vergnügten Reise zurückgekommen, von der du nächstens nähere Nachricht erfahren sollst, so viel für's erste: ich bin in Hamburg, Lübeck, Schwerin, Eutin gewesen, habe auch des Grafen Brocksdorf seine Schwiegereltern besucht und habe drei Wochen bei einer charmanten Frau auf dem Lande zugebracht, deren Gut nur hundert Schritte von der Ostsee liegt, auf welcher ich fleißig herumgeschwommen bin. —

[1] Von Meiningen, Gedenkbl. S. 86.

Kalb wird nach Völkershausen kommen, um die Lore kennen zu lernen, er schreibt mir, wie er wünscht, mich da zu sehen; es würde aber meinen ganzen Plan auf diesen Winter zernichten, wenn ich zu Anfang der Kollegia verreiste.

Kalb ist mein Freund, und wenn ich ein Mädchen wäre, ich würde mich für ihn dezidiren. Zum Schwager möchte ihn ganz gerne haben, so weit ich ihn kenne. Denn seine Vermögensumstände sind mir ganz fremd; ob ihn aber die Lore zum Mann haben will, muß ganz von ihr abhängen, und ich wünschte nicht, daß ihr zu oder abgerathen würde.

Der Onkel Stein soll einen andern für sie in petto haben, wer mag das sein? Leb wohl, liebe Schwester, empfehle mich unsern Anverwandten zu Gnaden und grüße die Lore.

Bei Kalb, wenn Du ihn siehst, entschuldige mich recht sehr, daß ich nicht kommen kann und schreib mir so bald als möglich.

Marschalk."

Die überlebenden vier Schwestern waren:

1) Charlotte Sophia Juliana, geb. 25. Juli 1761, wird am folgenden Tage getauft. Pathen: 1) des Täuflings Großmutter, Charlotte Katharine M. v. O. 2) Sophie von Rotenhan in Bamberg. 3) Frau Rebecca Juliana von Bibra in Irmelshausen. 4) Frau Geheimeräthin Josephe von Voit. 5) Frau Geheimeräthin v. Hendrich aus Coburg. 6) Stiftsfräulein Elisabeth Sophie von Bibra. 7) Oberjägermeister Heinrich v. Bibra zu Hildburghausen. 8) Luise von Bibra, dessen älteste Tochter. Vermählt 25. October 1783 (mit Genehmigung des [kath.] Herrn Pfarrers von Priesendorf durch Jos. Christ. Rößler, Pf. zu Trabelsdorf, im Speisesaal zu Dankenfeld) mit Heinrich, Jul. Alex. v. Kalb, kgl. franz. Capitain († 1806). Charlotte, † 12. Mai 1843 zu Berlin.

2) Wilhelmine Charlotte Anna M. v. O., geb. 30. Nov. 1762 zu Waltershausen, vermählt 1782 1. Jan. zu Waltershausen mit Gottfried Freiherrn Waldner von Freundstein, stirbt 6. Jan. 1783 (?) zu Schweighausen im Oberelsaß im Kindbett. (W. Kirchenbuch.)

3) Friederike Eleonore Sophie M. v. O., geb. 5. Jan. 1764, vermählt 1782 zu Nordheim, mit Joh. Aug. Alex. v. Kalb, Sachs.-Weim. u. Eisenach. Kammerpräsident und Johanniter-Ritter (geb. zu Kalbsrieth 1742, Nov. 26), stirbt 183? zu Bamberg.

4) Caroline Agnesia Henriette M. v. O., geb. 22. Juni 1766,

vermählt 1784 mit Friedrich von Geispitzheim, kurpfälz. Hauptmann und Herrn auf Loblach.

Den vier Töchtern blieb nach dem Ableben des Bruders noch als Besitz:

a) das Henneberg'sche Söhne- und Töchterlehen und Allodium zu Waltershausen und Althausen; b) die Lehenschaften zu Saal-Aubstadt, Groß-Eybstadt und Berkach; c) einige Weinberge zu Steinbach; d) das schöne Dorf Dankenfeld, wobei 6000 Acker Holz.

Die Gebrüder v. Kalb kauften den Antheil von Waltershausen, welchen Gottfr. Waldner von Freundstein und Friedr. von Geispitzheim erheirathet hatten.

Der Präsident stürzte durch zu gewagte Spekulationen und durch Prozesse über die sonst (vor dem Tode des letzten männlichen Erben) zu Waltershausen gehörigen Güter in und bei Trabelsdorf, sich, seinen Bruder und Neffen in eine solche Schuldenlast, daß Waltershausen nicht nur sequestrirt, sondern 1827 verkauft werden mußte. Es ging 21. Nov. laut eines vom 20. Oct. 1828 datirten Lehenbriefs in den Besitz des Herrn Georg Sartorius, Kgl. Hannov. Professor und Hofrath über. Dieser wurde vom König Ludwig von Baiern 29. Mai 1827 als Freiherr Sartorius von Waltershausen mit seinen Söhnen und Töchtern in den Freiherrnstand erhoben.

Charlottens Kinder:

1) Carl Friedrich Heinrich Alex. v. Kalb, geb. 1784 8. Sept. zu Mannheim, stand 1828 als Ulanenrittmeister in Düsseldorf, unverheirathet. Tod nicht verzeichnet.

2) Amalie Rezia Eleonore Adelaide (genannt Edda) v. Kalb. Hofdame der Prinzessin Wilhelm v. Preußen in Berlin, † 23. Jan. 1874.

3) August Wilhelm v. Kalb, geb. 1793 7. Oct. in Jena, Pathenstelle in höchst eigner Person Anna Amalie, verw. Herzogin v. Weimar. Dieser junge Mann endigte 1825 in einer pommer'schen Festung sein Leben. Er war ein sehr gebildeter und braver Mann, der sich alle Mühe gab, um das Rittergut Waltershausen sich zu erhalten, allein es glückte ihm damit nicht (Kirchenbuch). Schon sein Vater hatte sich 1806 in München wegen zerrütteter Vermögensumstände erschossen.

4) Eleonore Susanne Amalie Henriette v. Kalb, geb. 1795 12. Juni zu Weimar. (Frau v. Stein war Mitpathin. Gottfried Herders Taufzeugniß). Sie stirbt im Juli wenige Wochen alt.

Zu Seite 57, 66 „Als Gast in Lind“ und S. 67.

In einem Briefe von Friedrich Marschalk v. O. an seine Schwester (im Besitz des Freiherrn Emil M. v. O.), datirt Erlangen 20. April 1780, heißt es: „Der Frau Geheimeräthin von Erfa empfehlt mich zu Gnaden.“ Und an andrer Stelle: „Herrn Heim danke ich vielmals für seinen schönen Brief.“

Charlotte war also zu Besuch bei der Familie von Erfa, der das Rittergut Unterlind gehörte.

Man theilte die Meiningen'schen Landschaften gewöhnlich in Oberland und Unterland, beides getrennt durch die Hildburghausen'schen Lande. Die Stadt Meiningen liegt im Unterlande.

Das Oberland hat im Allgemeinen ein rauhes Klima. Eine Ausnahme findet statt bei dem Thale der Steinach, in welchem Lind liegt. Das Flüßchen durchströmt den schönen Hüttengrund im Amte Sonnenberg. Nieder- oder Unterlind liegt zwischen Sonnenberg und Neustadt (Sachsen-Koburg), eine halbe Stunde davon Oberlind.

Vielleicht nach Lind oder nach Steinach war Charlotte (S. 57) nach ihrer Einsegnung in Begleitung von Frau von Türk gegangen. Dorf Steinach hat Hammerwerke, einen Hochofen. Auch ein Schlackenbad ist dort. (Schumann's Staatslexikon von Sachsen.)

Berichtigung zu S. 160. Die Wittwe Siegmunds von Seckendorf, geb. von Kalb, Charlottens Schwägerin, war Sophie Friederike, von der Herder schreibt: „Ihr selbst (Frau v. Kalb) hat sie in Mannheim ihre ganze Existenz verdorben, sie mußte ihretwegen fort“; dieselbe, welche in Begleitung des Domherren Fritz von Dalberg (Bruder des Coadjutors) und Herders nach Rom reiste, was diesem die Reise so gründlich verdarb. Auguste, welche Frau v. Kalb ihre Schwägerin nennt, ist die Frau von Siegmund von Seckendorfs Bruder, Franz Paul Christoph von Seckendorf, weimarischen Kammerherrn und Geh. Regierungsraths.

Гос. Центр. Библиотека
Иностранной
Литературы